Biogr. c. 90 m.

Ich will euch eine Gasse machen, theure Mitbürger, gedenket meines Namens und meiner Kinder!

Seelengröße

in

Gemälden aus der Geschichte

dargestellt

von

Gabriel Eith.

Zweites Bändchen.

Mittelalter.

Augsburg und Leipzig,
in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.

„Es giebt ſin uns eine Fülle des Gemüths, die man dem, was ſchön iſt, mit Freuden weiht, wenn die Forderungen des Guten erfüllt ſind. Genie und Einbildungskraft bedürfen auch einiger Sorge für ihr Glück in dieſer Welt; und das Geſetz der Pflicht reicht nicht aus, um alle Wunder des Herzens und Gedankens zu genießen.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt
des zweiten Bändchens.

I. Freunde der Freiheit.

Hermann der Cherusker. . . . . S. 3

Alfred der Große. 10

Bunduika. 19

Walther Fürst, Arnold von Melchthal, Werner Stauffacher und Wilhelm Tell. . . . 26

Rudolph von Erlach. 36

Gustav Erichson. 46

Johanna d'Arc. 77

Hachette. 85

II. Der Sieg im Befreiungskriege.

Die Schlacht in den catalaunischen Feldern. . 91

Die Schlacht bei Tolossa. 105

Die Schlacht bei Morgarten. 118

III. Der Heldentod fürs Vaterland.

Peter Terrail von Baiard. 127

Winkelried. 128

Die Bürger Calais. 141

Konstantin Paläologus. 145

Die Ritter von Malta. . . . . S. 180

IV. Die Erhabenheit des Menschen über den Wechsel der Dinge.

Der Graf von Strafford. 241
Heinrich II. Herzog von Montmorenci. . . 257
Lamoral, Graf von Egmont. 271
Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen. . 284
Kaiser Karl V. 295

V. Die Macht der Religion.

Maria Stuart. 307
Johanna Gray. 316
Athenais. 337
Thomas More. 344

I.

Freunde der Freiheit.

Hermann der Cherusker.

Unter den deutschen Helden steht Hermann, des Cherusker Fürsten Sigmars Sohn, billig an der Spitze; denn er hat uns erkämpfet Freiheit und Vaterland. Sein Stamm ist bei jedem Deutschen in heiligem Andenken, wie der Name des Vaters und Stifters eines Volkes.

Schon hatten die Römer bedeutende Eroberungen in Deutschland gemacht, in diesen Provinzen eine Menge Castelle und Städte angelegt, und auf diese Art den Bewohnern klar gezeigt, was sie mit ihnen vorhatten. Obwohl diese Deutsche schon Römersitten annahmen, so vergaßen sie doch nicht ihrer Väter Gebräuche und ihres angestammten Freiheitgefühls.

Quinctilius Varus, aus einer nicht sowohl edeln als angesehenen römischen Familie entsprossen, ein Mann von einer gelassenen und ruhigen Gemüthsart, ohne Feuer, und mehr zum Frieden als Krieg geboren, führte in Abwesenheit Tibers das Commando über die niederrheinische Armee. Als er in Deutschland ankam, traf er alles in solcher Ruhe an, daß er sich beigehen ließ, es sey jetzt Zeit, die römische Gerichtsordnung einzuführen; diese würde das beste Mittel seyn, die Deutschen im Zaum zu erhalten, und zugleich ihren wilden und kriegerischen Charakter sanfter zu machen; das übrige würde sich von selbst ge-

ben. Er machte auch den Anfang dazu, saß selber zu Gericht, verhörte Parteien, sprach Urtheile. Die Deutschen, denen alles dieses das unbekannteste Ding von der Welt war, ließen sich dem Anschein nach sein Betragen ungemein gefallen, dankten ihm für die Sorgfalt, rühmten seine Gerechtigkeitliebe, und kamen häufig vor Gericht, ihre Klagen anzubringen, so daß Varus sich endlich nicht anders verhielt, als wenn er mitten in Rom als Prätor, nicht in einem feindlichen, noch nicht ganz bezwungenen Lande die Justiz verwaltete.

So ruhig aber alles von außen schien, so schwierig waren die Gemüther von innen. Nichts konnten sie weniger verdauen, als die römischen Ruthen und Beile, da sie die körperlichen Strafen als das Zeichen der äußersten Knechtschaft ansahen, und nur ihren Göttern das Recht einräumten dergleichen zu verhängen. In kurzem ward die Gährung allgemein. Zum Ausbruch derselben fehlte nur ein entschlossener Anführer. Aber auch dieser stellte sich bald dar. Hermann, der lange Zeit in römischen Diensten gestanden, und durch sein Wohlverhalten das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erhalten hatte, faßte den Entschluß, sein Volk zu rächen, wozu ihm die Sorglosigkeit des Varus eine bequeme Gelegenheit darbot.

Zuerst vertraut er sich einigen wenigen, hernach mehrern an. Alle heißen sein Unternehmen gut, und beschließen einmüthig den Varus zu überfallen, und, wo möglich, mit seinem ganzen Heere zu vertilgen; nur mußte er erst geschwächt und seine Kräfte zertheilt werden. Ein jeder von den Vor=

nehmsten hat sich daher unter verschiedenen Vorwänden römische Bedeckungen aus, welche Varus um so williger gab, weil er dadurch der Fürsten selbst gesichert zu seyn glaubte. Auch war ihnen der Posten, wo sich Varus aufhielt, für einen Ueberfall nicht schicklich genug. Einige mußten daher in der Ferne Feindseligkeiten anfangen, um den Varus dahin zu locken; die andern gaben ihm Nachricht davon und riethen dahin zu ziehen, um die Empörung in der Geburt zu dämpfen; sie selbst wollten ihm mit allen den Ihrigen folgen. Varus läßt sich den Rath gefallen, und macht Anstalten zum Aufbruch. Hermanns eigener Schwiegervater, Segest, dessen Tochter der tapfere Jüngling wider seinen Willen entführt hatte, entdeckt ihm zwar das Geheimniß; allein Varus kann sich nicht überzeugen, daß die Deutschen etwas dergleichen im Sinne hätten, oder fähig wären, die Verstellung so weit zu treiben. Segest bittet ihn noch einmal bei dem letzten Gastmahl, zu welchem Varus die deutschen Häupter geladen hatte, ihn sowohl als den Hermann mit den übrigen Verschwornen fest zu halten; der Pöbel würde nichts ohne die Fürsten unternehmen. Varus glaubt noch nichts, und bricht mit seinem Heere auf. Die Fürsten beurlauben sich von ihm, mit dem Versprechen, bald zu folgen. Sie halten es auch; aber in andern Absichten. So bald sie zu Hause angelangt, wird die Maske abgelegt, und der Anfang der Feindseligkeiten mit der Ermordung der römischen Bedeckungen gemacht. Dann eilen sie dem Varus nach, und holen ihn im Teutoburgerwald ein, da er sich eben in den mißlichsten Umständen befand.

Auf allen Seiten waren Berge mit engen Thälern, ungeheure und dicht aufeinanderstehende Bäume, nirgends ein gebahnter Weg. Varus mußte erst die Bäume umhauen lassen, Brücken schlagen, Moräste und Gräben ausfüllen, wodurch die Soldaten außerordentlich ermüdet wurden. Wagen, Lastthiere und Soldaten marschirten untereinander, weil man sich mitten im Frieden zu seyn glaubte. Aus der nämlichen Ursache war der Troß ungewöhnlich groß. Das Schlimmste war ein starker Regen mit Wind, der den Boden schlüpfrig, und alle Tritte unsicher machte. Alles schien sich zum Untergang der Römer vereinigt zu haben. Und in diesen Umständen erschienen noch die Deutschen, von denen sie Hilfe erwarteten, zum größten Schrecken als ihre Feinde. Weil sie die Gegend und die Wege durch die Waldungen wohl kannten, so waren die Römer bald auf allen Seiten von ihnen umringt. Der erste Angriff geschah nur von Ferne, um die Kräfte und den Muth der Feinde zu versuchen. Da sie wenig Widerstand fanden, näherten sie sich, und verdoppelten den Angriff. Der zerstreute und abgemattete römische Soldat konnte sich nicht in die Ordnung stellen, in der er zu fechten gewohnt war. Er wehrte sich jedoch, so gut er konnte, nicht um zu siegen, sondern nur um auf offene Wege zu kommen. Der Marsch ward, ungeachtet der beständigen Anfälle, festgesetzt, und endlich trifft die Armee einen Platz an, wo ein Lager geschlagen werden konnte.

So ermüdet alles war, bietet doch jeder seine letzten Kräfte auf, um die gewohnten Verschanzungen herzustellen, damit nur eine Nacht, vielleicht die

letzte, ruhig könnte zugebracht werden. Des andern Tages geht der Marsch weiter. Alles, was nicht vom Gepäcke höchst nöthig war, wird verbrannt, oder im Stich gelassen. Die Deutschen finden sich wieder ein, und fallen von allen Seiten an. Doch jetzt können sich die Römer, nachdem sie ihr Gepäcke von sich geschafft, ordentlicher halten. Nach überstandenen unsäglichen Beschwernissen kommen sie sogar aufs freie Feld. Allein hier war noch kein Bleiben für sie. Entweder mußten sie sich dem Rhein nähern, oder doch solchen Provinzen, wo sie noch auf einige Freundschaft zählen konnten. Sie waren also gezwungen den Marsch fortzusetzen, und nun kommen sie wieder in einen Wald. Die Deutschen erscheinen, wie gewöhnlich. Durch den bisherigen glücklichen Erfolg angefrischt, greifen sie heftiger an als jemals. Die Römer suchen sich zwar zur Wehre zu stellen; allein, wegen der Enge des Platzes und der vielen Bäume, hindert nur einer den andern. Am folgenden Tage wird noch dazu der Regen und Wind so heftig, daß sie weder fest stehen noch fortschreiten können, und nicht einmal das Vergnügen haben, als tapfere Männer mit den Waffen in der Hand zu sterben, indem ihnen die Nässe ihre Pfeile und Bogen, Wurfspieße und Schilde unbrauchbar machen.

In solchen Umständen erschien die Nacht, und sie suchten sich noch einmal zu verschanzen. Allein sie konnten, wegen der heftigen Anfälle der Deutschen, die Verschnzungen nicht ganz zu Stande bringen. Da Himmel und Erde ihnen entgegen, und nirgends nur von weitem einige Hilfe zu hoffen war, so ließ auch der Tapferste den Muth sinken. Varus

...bst, nachdem er einige Wunden empfangen, fällt in sein Schwert, um nicht lebendig in die Hände der Feinde zu gerathen. Einige folgen seinem Beispiele; andere werfen die Waffen von sich, und lassen sich wie das Vieh niedersäbeln; andere bitten um Gnade, und wenige erhalten sie. Andere, da der begierige Deutsche anfängt zu plündern, ersehen die Gelegenheit und ergreifen die Flucht. Und auf solche Art wird das schönste und tapferste unter allen römischen Heeren zu Grunde gerichtet. Einige von den vornehmsten Gefangenen werden den Göttern geschlachtet, des Varus Haupt aber wird dem König Marbod zum Geschenk überschickt. Marbod übersendete es dem August, und August stellte es des Varus Anverwandten zu. Von den Gefangenen wurden mit der Zeit viele von ihren Anverwandten losgekauft; andere aber mußten es sich gefallen lassen, und unter diesen manche edle Römer, der weiß nicht wie viel Triumphe und Consulate seiner Vorältern im Kopf hatte, den Deutschen ihre Schweine und Ochsen zu hüten.

Als später Germanicus mit einem römischen Heere nach Deutschland kam, traf er auch auf die Gegend, wo der Rest der varischen Armee noch unbegraben lag. Auf dem Boden sah man gebleichte Knochen, vereinzelt oder auf Haufen, je nachdem sie geflohen waren oder wieder Halt gemacht hatten,; Trümmer von Waffen, Glieder von Pferden, und Menschenköpfe an Bäume genagelt; in den nahen Hainen die Altäre, auf denen die Deutschen die römischen Tribunen und Centurionen ihren Göttern geopfert hatten. So bezogen sie das Trauer-

gefilde, graus durch Anblick und Erinnerung. Jeder suchte sich mit Hilfe der noch vorhandenen Erzählungen und der Einbildungskraft einen so lebhaften Begriff als möglich davon zu machen. Einer wollte dieses, der andere jenes gefunden haben, wo die Armee das letzte Nachtlager gehalten, wo sie sich ergeben, den Ort sogar, wo sich Varus umgebracht. Sie fühlten eine unwiderstehliche Begierde, diesen verstorbenen Soldaten und ihrem Heerführer die letzte Ehre zu erweisen: wie dann alles, was von der Armee hier beisammen stand, innigst gerührt war, von ihren Verwandten und Freunden, zuletzt von der Betrachtung der Scenen des Kriegs und der Menschheit. Und nun begrub im 6ten Jahre nach der Niederlage das ganze versammelte Römerheer die Gebeine der varischen Armee, obwohl niemand wußte, ob er fremden Rest, oder Rest der Seinigen mit Erde bedecke, als wenn alles Freunde und Verwandte gewesen wären.

Diesem Sieg hat Deutschland, nach dem eigenen Geständnisse der Römer, seine Freiheit zu danken; wir aber in den spätesten Zeiten, daß wir noch Deutsche sind, und vielleicht, daß noch deutsch auf der Welt geredet wird. Die Römer wußten es allemal in den eroberten Provinzen, deren Sprache sie nicht selber lernen mochten, dahin zu bringen, daß die Inwohner nach und nach die römische Sprache lernten, und die ihrige außer Gebrauch kommen ließen. Auf solche Art sind von der alten punischen, spanischen, gallischen, brittischen kaum noch geringe Spuren übrig.

Rom zitterte, und glaubte den Feind schon vor seinen Thoren zu sehen. August war untröstlich, und

that die nämlichen Gelübde, die man zu den Zeiten des cimbrischen und marsischen Krieges dem Jupiter gelobet hatte. Einige Monate lang ließ er Bart und Haare wachsen, und rief öfters mit größtem Unmuth: Quinctili Vare, legiones redde. Man schaffte gleich alle Deutschen aus der Stadt; sogar die deutsche Leibwache wurde über das Meer auf die Inseln gebracht, damit sie keinen Aufstand erregen könnte. Alles, was unter fünf und dreißig Jahren war, sollte die Waffen tragen, und nach Deutschland gehen. Allein die Römer hatten so fürchterliche Begriffe von den Deutschen, und so wenig Lust zum Fechten gegen sie, daß August endlich, um sie zu zwingen, den zehnten, auf den das Loos fiel, seiner Güter beraubte und ihn als ehrlos erklärte. Als aber auch dieses nicht half, ließ er sogar einige hinrichten. — Mit solchem Schrecken erfüllte Hermann die tapferste Nation der Welt, und lehrte sie achten und fürchten Thuiskons freie Söhne.

Alfred der Große.

Alfred, der sich in der Folge den Beinamen des Großen erwarb, und ihn mit vollem Rechte verdiente, war in seiner ersten Erziehung so sehr vernachläßigt worden, daß er im zwölften Jahre seines Alters noch nicht lesen konnte. An Fähigkeiten fehlte es ihm keineswegs, wohl aber an Gelegenheit zum Unterricht. In ganz Wessex war damals, wie er selbst klagte, kein einziger tüchtiger Sprachlehrer auf-

zufinden. Seine Neigung zu den Wissenschaften reizte zuerst seine Mutter Osburg. Als sie einmal eine schön ausgemalte Sammlung sächsischer Gedichte demjenigen von ihren Söhnen zum Geschenke ausbot, der sie am ersten würde vorlesen können, gewann Alfred den Preis, und legte sich seitdem auf die Wissenschaften mit solchem Eifer, daß er immer Bücher bei sich trug, und sich in der lateinischen Sprache bald eine große Gewandtheit erwarb. Eine Fertigkeit auf der Harfe verdankte er wahrscheinlich gleichfalls seiner Mutter.

Er trat die Regierung in einer Zeit an (871), da das Reich durch die Uebermacht der verheerenden Dänen an den Rand des Unterganges gebracht war. Schon lange vor Egberts Zeiten, wenigstens schon um die Mitte des achten Jahrhunderts, hatten die Dänen die brittischen Küsten heimgesucht, um die Bedürfnisse zu rauben, welche die Natur ihrer kalten Heimat versagt hatte. Vor dem neunten Jahrhunderte kamen sie nur selten, und immer nur mit kleinen Flotten; als sie im Jahre 787, nach der gewöhnlichen Sage, zum ersten Male in Wessex ans Land stiegen, war ihre Anzahl so gering, daß der Beamte des Orts sie als Landstreicher oder Friedensbrecher vor das königliche Gericht führen wollte, um ihren Unfug zu bestrafen. Auch diejenige Parthei, die im Jahre 794 nach Northumberland kam, und hier ein Kloster plünderte, scheint nicht beträchtlich gewesen zu seyn. Aber unter Egberts Regierung ward die Sache ernsthafter. Im Jahre 832 unternahmen die Dänen eine förmliche Landung auf der zu Kent gehörigen Insel Shepei, plünderten

und verwüsteten sie, und gingen ungestraft davon. Das Jahr darauf kamen sie wieder, und liefen mit 35 Schiffen bei Charmouth in Dorsetshire ein. Egbert ging auf sie los, und griff sie herzhaft an; doch behaupteten die Dänen nach einem harten Kampfe ihren Posten, und hatten Zeit genug, sich mit ihrem Raube nach ihren Schiffen zurückzuziehen. So mehrten sich die Besuche der Dänen mit jedem Jahre. Zuerst gingen sie nur auf Raub aus, bald aber suchten sie auch andere Eroberungen zu machen und sich anzusiedeln. Durch diese barbarischen Verheerungen wurde Englands steigende Macht, Bevölkerung und Cultur um Jahrhunderte zurückgesetzt.

Alfred schien dazu geboren zu seyn, den Staat zu retten, und Sicherheit und Ordnung herzustellen und befestigen; wiewohl er mit ungeheuern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Gleich im ersten Monate seiner Regierung griff er, mit einem schwachen Korps, die ganze Dänische Armee bei Wilton an, und setzte den Feinden so heftig zu, daß sie die Flucht nahmen. Zwar erneuerten sie, da er die erfochtenen Vortheile zu weit verfolgte, das schon verlorne Treffen, und siegten durch ihre überlegene Menge; doch war der Verlust an Mannschaft, den die Dänen dabei erlitten, so beträchtlich, daß sie sich zu einem Vergleich erboten, und Wesser zu räumen versprachen. Von Wilton wandten sich die Dänen nach London, überwinterten hier, zogen dann wieder nach Northumberland, und kehrten zurück nach Mercia. Hier vertrieben sie den König Burrhed, und unterwarfen das ganze Land ihrer Bothmäßigkeit. Burrhed begab sich nach Rom und starb hier bald darauf

im Kloster. Er war der letzte, der den Titel eines Königs von Mercia führte. Im folgenden Jahre kam ein neuer Schwarm von Dänen, unter den Fürsten Guthrum, Oscitel und Anmund, in England an, und vereinigte sich mit den Dänen, die bei Repton in Derbishire überwintert hatten. Da hier alles bald aufgezehrt war, so zog sich ein Haufen von ihnen, unter Halfden, nach Northumberland; ein anderer, unter Guthrum, wandte sich nach Cambrigde, verließ es aber im folgenden Sommer wieder, landete in Dorsetshire, und bemächtigte sich des festen Schlosses Wareham. Um sich dieser wilden Räuber zu entledigen, schloß Alfred mit ihnen einen Vertrag, nach welchem sie Wessex verlassen sollten, und erhielt von ihnen nicht nur die verlangten Geißeln, sondern ließ sie auch auf die Reliquien der Heiligen schwören, daß sie den geschlossenen Vertrag halten wollten. Aber weder Geißeln noch Eidschwüre hielten diese Barbaren ab, ihre feierlichsten Verträge zu brechen. Ganz ungereizt fielen sie ein Corps von des Königs Reutern an, und hieben es nieder, wandten sich dann westwärts, überwältigten die Stadt Exeter, und setzten sich darin fest. Unter diesen Umständen, und da fast täglich neue Räuberhorden aus Dänemark anlangten, griff Alfred zu einem bisher unversuchten Mittel, sein Reich vor den fortdauernden Landungen der dänischen Räuber zu sichern. Er ließ so schnell wie möglich Kriegsschiffe bauen, bemannte sie mit friesischen und selbst mit dänischen Seeräubern, und übertrug ihnen die Vertheidigung der Landungsplätze. Der gute Erfolg dieser Maßregel zeigte sich bald, als 120 dänische Fahrzeuge, mit Verstärkung für die Dä-

nen in Exeter, bei Schwanewik an der Küste von Hampshire anlangten. Sie wurden von der englischen Flotte angegriffen, und nach einem geringen Widerstande mit der ganzen Mannschaft im Meere versenkt. Alfred belagerte unterdessen die Dänen in Exeter, und zwang sie zu einem neuen Vertrage, vermöge dessen sie das westsächsische Gebiet verlassen mußten. Aber schon im folgenden Jahre fielen sie, mitten im Frieden, von neuem in Wessex ein, überrumpelten das feste Chippenham in Wiltshire, und breiteten sich so schnell über das ganze Königreich aus, daß viele von Alfred's Unterthanen sich genöthigt fanden, nach Friesland zu fliehen, die meisten aber sich den Dänen unterwarfen.

Bei dieser allgemeinen Muthlosigkeit und Verzweiflung der Westsachsen, die auf keine Weise zu ihrer Pflicht zurück zu bringen und zu weitern Anstrengungen zu bewegen waren, gab Alfred selbst der traurigen Nothwendigkeit nach. Fast von allen seinen Unterthanen verlassen, legte er die Zeichen der königlichen Würde ab, entließ alle seine Diener, und begab sich, da die Dänen ihm nachstellten, in den Kleidern eines Bauern nach Sommerset, wo er unbekannt und ohne alle Begleitung ein mühseliges Leben führte, und Arbeit und Beschwerden mit den niedrigsten seiner Unterthanen theilte. Eine Zeitlang hielt er sich bei einem Hirten auf, der über einen Theil der königlichen Kühe gesetzt war, und ließ sich hier zu mancherlei häuslichen Dienstverrichtungen brauchen.

Eine alte Sage von diesem Aufenthalte hat sich noch erhalten. Die vielbeschäftigte Hirtin, heißt

es, übertrug ihm einst, da er am Heerde sitzend seinen Bogen putzte, die Aufsicht über ihre Kuchen, und da sie sie bei ihrer Rückkehr dennoch verbrannt fand, sagte sie ihm mit Unwillen, daß er ihre Kuchen besser zu essen als zu backen verstehe.

Als er nach der Zeit merkte, daß die Dänen, welche nichts mehr von ihm hörten und ihn für abwesend oder todt hielten, in ihren bisherigen Nachstellungen nachläßiger wurden, begab er sich mit einigen seiner Getreuen nach der kleinen Insel Athelnei, am Zusammenflusse der Thone und Patret, in Somersetshire, bauete sich hier eine Wohnung, und befestigte sie, so gut es sich thun ließ. Unterdessen wütheten die Dänen in Wessex mit Feuer und Schwert, erschlugen die Einwohner, und verwandelten die schönsten Landschaften zu Einöden. Da sie zuletzt keinen Feind mehr sahen und keinen Widerstand weiter besorgten, theilten sie sich in einzelne Haufen, und durchstreiften das Land, um Beute zu machen. Alfred hatte mit diesen herumstreifenden Parteien, die sich seinem unbekannten Zufluchtsorte zuweilen näherten, mehrere glückliche Gefechte, die aber freilich nichts entschieden. Endlich erfuhr er, daß einer seiner Edeln, der Graf von Devonshire Oddan, den dänischen Feldherrn Hubba von dem Schlosse Kenwith, das dieser belagerte, weggeschlagen und die berühmte Wunderfahne der Dänen, Reafen genannt, erbeutet habe; daß Hubba selbst dabei umgekommen sey, und dieser Sieg den niedergeschlagenen Muth der Westsachsen wieder aufgerichtet habe. Dieß machte sich Alfred zu Nutze. Er verließ seinen bisherigen Zufluchtsort, und gab seinen Getreuesten Befehl, an

verschiedenen Orten des Reichs kleine Truppenkorps zu sammeln und auf den ersten Wink bereit zu halten. Und da vor allen Dingen nöthig war, das dänische Lager auszukundschaften, ging er selbst, als sächsischer Balladensänger verkleidet, mit der Leier oder Harfe in der Hand, ins Lager der Dänen, und machte sich diesen so beliebt, daß er selbst in das Zelt ihres Fürsten Guthrum eingeführt wurde und vor ihm spielte. Nachdem er mehrere Tage da geblieben, und die Sicherheit und Nachläßigkeit der Dänen, wie die Stärke und Schwäche ihres Lagers, hinlänglich beobachtet hatte, kehrte er nach der Insel Athelnei zu seinen Getreuen zurück, verabredete mit ihnen den Plan der Unternehmung, brachte in aller Stille die schon bereit stehenden Truppen zusammen, und that mit ihnen auf die schwächste Seite des dänischen Lagers bei Eddington in Wiltshire einen plötzlichen und sehr heftigen Angriff. Die Dänen erstaunten über die Erscheinung einer Armee von Engländern, die sie für ganz bezwungen gehalten hatten, und noch mehr darüber, daß Alfred sich an ihrer Spitze befand. Sie erlitten eine völlige Niederlage. Der Rest floh mit Guthrum nach einem festen Platze, wurde aber hier von Alfred eingeschlossen und durch Proviantmangel genöthigt, um Frieden zu bitten. Alfred bewilligte ihn auf diese Bedingungen: die Dänen mußten eine Anzahl Geißeln stellen, und eidlich versprechen, daß sie das Christenthum annehmen und Alfred's Gebiet verlassen wollten. Guthrum erfüllte sein Versprechen; er kam nach einigen Wochen, mit 30 seiner vornehmsten Offiziere, zum Könige Alfred nach Wedmare in Sommerset, und ließ

sich mit ihnen und vielen andern Dänen taufen. Alfred nahm ihn an Sohnes Statt an, und beschenkte ihn reichlich. Die andern, welche sich der Annahme des Christenthums weigerten, schifften sich unter ihrem Anführer Hastings ein und segelten nach Flandern. Alfred überließ dem Fürsten Guthrum Ostangeln als ein erbliches Lehen, mit dem Königstitel, und bestätigte den Dänen den bisherigen Besitz von Northumberland, alles unter westsächsischer Oberhoheit und mit der Bedingung, die brittischen Küsten gegen die heidnischen Dänen zu vertheidigen, und nach den sächsischen Gesetzen zu leben. Vermöge der letztern waren die Dänen verpflichtet, bei der christlichen Religion zu beharren, Alfred's Vasallen zu seyn, den Kirchenfrieden zu halten, den Geistlichen den Zehenten und den Peterspfennig zu bezahlen, und sich für Diebstahl, Hurerei, Meineid und Todtschlag den in den Gesetzen bestimmten Strafen zu unterwerfen. So hoffte Alfred die Dänen mit den Sachsen zu Einem Volke zusammenzuschmelzen, sie allmählig zu civilisiren, und diese bisherigen Todfeinde der Engländer zu treuen Mitbürgern und Vertheidigern des Reichs umzuschaffen.

Guthrum blieb mit seinen Dänen dem Könige treu, so lange er lebte; und durch den näheren Umgang mit den Sachsen entwöhnte sich dieses bisherige Räubervolk der wilden und unruhigen Lebensart. Auch blieb England von Anfällen der auswärtigen Dänen lange verschont. Diese Zeit der Ruhe wandte Alfred an, seine bisher so sehr zerrütteten Staaten durch neue bürgerliche und militärische Anordnungen wieder in Aufnahme zu bringen, und künftigen Un-

fällen vorzubeugen. Er hatte Mercia wieder mit seinen Staaten vereinigt und seinen Schwiegersohn Ethelred als Statthalter darüber gesetzt. Ostangeln und Northumberland standen zwar unter eigenen dänischen Fürsten, die aber Alfred's Vasallen waren und dessen Oberhoheit erkannten. Er führte unter den Dänen und Engländern eine völlige Gleichheit der Rechte und Gesetze ein; beide Nationen wurden auf gleiche Art behandelt. — Er ließ die von den Dänen zerstörten Kirchen, Klöster und Städte, besonders London, wieder aufbauen und verschönern, befestigte seine Länder durch neue Schanzen und Schlösser, und munterte die Großen des Landes auf, eben dergleichen zu ihrer eigenen Sicherheit anzulegen. In Ansehung der Armee machte er die heilsame Einrichtung, daß die Hälfte derselben zum Dienste des Staates in den Festungen liegen und zur Vertheidigung der Provinzen gegen die einbrechenden Feinde bereit stehen mußte, die andere Hälfte aber zu Hause blieb, um das Land zu bauen, und nachher jene ablösete. Von besonderer Wichtigkeit waren die Verbesserungen, die Alfred im Seewesen machte. Er war nicht nur der erste unter den angelsächsischen Königen, der eine Flotte ausrüstete, sondern brachte es auch in kurzer Zeit so weit, daß die Bauart der sächsischen Schiffe die dänischen Fahrzeuge in mancher Rücksicht übertraf; sie waren leichter, größer, und segelten schneller. Diese bewaffneten Fahrzeuge verlegte er allenthalben an die Küste, wo immer eine Landung möglich war, und setzte dadurch sein Reich vor feindlichen Anfällen in Sicherheit. — Besonders rühmlich zeichnete sich Alfred's

Regierung noch durch die Anordnungen aus, die er zur Verbesserung der innern Verfassung des Reichs machte, und die größtentheils jetzt noch bestehen. Durch diese Anstalten und durch die strenge Handhabung der Gesetze würden alle Räubereien und andere Ungerechtigkeiten unterdrückt, und eine völlige Sicherheit des Eigenthums eingeführt, und man sagt, daß Alfred zuweilen goldene Armbänder an den Landstrassen habe aufhängen lassen, ohne daß jemand wäre versucht worden, sie zu entwenden.

So hatte eines einzigen Mannes beharrliche Kraft einer schon fast erloschenen Nation wieder Daseyn, Eigenthum und Freiheit gesichert!

Bunduika, Brittanniens Königin.

Lange schon schmachtete Brittannien in den Fesseln des weltbeherrschenden Roms, und jede Hoffnung zur Wiedererlangung der verlornen Freiheit schien dahin zu seyn. Das Eiland ward erfüllt mit seinen Unterdrückern; niemand getraute sich zu äussern über die mißlichen Verhältnisse des Vaterlandes; nur in der Stille durften sie ihr Schicksal beweinen. Endlich erschien eine Heldin, die ihre Landsleute aufforderte, mit dem Schwerte ihre Freiheit wieder zu erobern. Bunduika war der Name dieser Heldin; sie stammte wirklich aus königlichem Geschlechte her, und war höhern Sinnes, als man von einem

Weibe erwarten konnte. Sie brachte eine Armee von ungefähr zwanzig tausend Mann zusammen, und bestieg dann eine nach römischer Art von Rasen gemachte Erhöhung. Ueberhaupt war sie von ansehnlichem Wuchs, und fürchterlich anzusehen; durchdringend war ihr Blick, rauh ihre Stimme; dichtes und völlig blondes Haar fiel ihr bis auf die Hüften herab; ihr Schmuck war eine schwere Kette von Gold, ihr Gewand von vielfarbigem Stoffe und weit, und über demselben war ein dichterer Ueberhang an einer Agraffe befestiget. Dieß war ihre gewöhnliche Tracht; jetzt aber nahm sie noch eine Lanze in die Hand, um sich ein noch muthvolleres Ansehen zu geben, und sprach dann als Rednerin:

„So hat euch dann eigene Erfahrung überzeu„gen müssen, welcher Unterschied zwischen Freiheit „und Knechtschaft ist. Und wenn bisher einige von „euch aus Mangel an besserer Einsicht sich durch „schmeichelnde Versprechungen der Römer täuschen „liessen, so werdet ihr doch jetzt, nach den über bei„des gemachten Erfahrungen, den großen Fehler er„kennen, ein freiwillig übernommenes Joch unserer „Landesverfassung vorgezogen zu haben — werdet „jetzt selbst einsehen, wie weit mehr Glück es ist, „arm und frei, als reich und Sklav zu seyn. Läßt „sich wohl etwas Schändliches, etwas Trauriges den„ken, das wir nicht seit jener Zeit erdulden muß„ten, als die Römer mit witternder Nase Brittan„nien erspähten? Sind wir nicht aller unserer so „zahlreichen, so weiten Besitzungen beraubt, und „müssen die noch übrigen versteuren? Müssen wir „nicht für sie unser Vieh mästen, und unsere Felder

„pflügen, und doch noch immer uns selbst jähr„lich verzinsen? Wäre es nicht weit besser, wir „hätten uns geradehin zu Sklaven verkauft, als daß „wir jetzt bei leerem Namen der Freiheit mit jedem „Jahre uns loskaufen müssen? -- weit besser, man „hätte uns hingewürgt, und enthauptet, als daß „wir lebend steuerbare Köpfe mit uns umhertragen? „Doch, warum erwähne ich solcher Kleinigkeiten? „Können wir doch nicht einmal sterben, ohne ihnen „zinsbar zu werden, und ihr wisset es selbst, was „wir ihnen für die Todten soggr bezahlen müssen. „Bei allen andern Nationen macht doch wenigstens „der Tod dem Sklavenleben ein Ende, und die Rö„mer sind die einzigen, für die selbst die Todten noch „fortleben, um ihre Beutel zu füllen. Werden wir „nicht, wenn wir kein Geld besitzen, (und wie könn„ten wir dieß?) werden wir nicht ausgezogen und „geplündert, wie auf der Strasse gefundene Todte? „Sollten sie wohl künftig unser Schicksal erträglicher „zu machen geneigt seyn, sie — die schon in der er„sten Zeit, wo man doch selbst eingefangene wilde „Thiere gelinde behandelt, so hart mit uns verfah„ren?

„Aber an allen diesen Leiden sind wir, aufrich„tig zu reden, selbst schuld, weil wir ihnen über„haupt auf unserer Insel Fuß zu fassen erlaubten, „nicht sogleich, wie ehemals jenen Julius Cä„sar, sie austrieben; — weil wir ihnen nicht, wie „vorher dem August und dem Cajus Caligula, den „Versuch einer Landung, noch ehe sie landeten, ge„fährlich und furchtbar zu machen wußten. Dieß, „dieß ist die Ursache, daß wir, einer so weiten In=

„sel, oder vielmehr eines so weiten, vom Meere „umflossenen festen Landes Bewohner, wir, einer „eigenen kleinen Welt Besitzer, durch den Ocean von „allen andern Nationen so weit getrennt, daß Erde „und Himmel bei uns eine ganz andere Natur zu ha„ben scheinen, und selbst die Gelehrtesten unter ih„nen nicht einmal unsern Namen vorher zuverläßig „angeben konnten — jetzt von einer Nation uns „herabgesetzt und untertreten sehen, deren ganze „Kunst — Habsucht ist. Aber, wenn wir vorher, „liebe Freunde und Verwandte! (denn in jedem von „euch erkenne ich den Verwandten, weil wir alle Ei„ner Insel Bewohner, alle Eines Namens sind,) „wenn wir vorher unsere Pflicht verkannten, so „laßt sie uns doch jetzt erfüllen, um, wenn uns auch „nichts als Zurückerinnerung an ehemals genossene „Freiheit übrig geblieben ist, doch wenigstens ihren „Namen und ihren Genuß unsern Kindern zu hin„terlassen. Wenn wir, als freie Leute gebohren, „das Glück der Freiheit so ganz vergessen wollten, „was würden nicht unsre Kinder, unter der Sklave„rei Joch erzogen, thun müssen.

„Nicht sage ich dieß, um euch mit Abscheu ge„gen eure jetzige Lage zu erfüllen, nicht, euch die „Zukunft schrecklich zu schildern; denn in Beidem „seyd ihr mir gewiß schon selbst zuvorgekommen; „sag' es vielmehr, um euch das gerechte Lob zu er„theilen, daß ihr aus eigenem Betrieb so kräftige „Maßregeln nahmet, sag' es, um euch meinen Dank „zuzusichern, daß ihr mir und euch selbst Rettung zu „verschaffen so willig waret. Und warum wollet ihr „Römer fürchten? Sind sie doch weder zahlreicher,

„noch tapferer, als wir. Beweise dafür sind die
„Helme, die Panzer, die Knieschienen, in die sie
„sich hüllen, die Pallisaden, die Schanzen, die Grä-
„ben, die sie um sich herziehen, um ja nicht etwa
„einem feindlichen Angriffe sich blos zu stellen. Ih-
„re Furchtsamkeit läßt sie freilich dieß alles sicherer
„finden, als die leichte Bewaffnung, mit der wir
„zu fechten gewohnt sind. Bei uns hingegen ist
„Tapferkeit so sehr das Hauptwerk, daß wir unsere
„Hütten für sicherer als Mauern, unsere Schilder
„für schützender als ihre schwere Rüstung halten.
„Siegen wir, so können wir unsere Feinde leichter
„greifen, und bringen sie uns zum Weichen, nun
„dann können wir leichter fliehen. Finden wir es ja
„für gut, Retiraden zu suchen, so verbergen wir
„uns hinter tiefen Sümpfen, oder auf hohen Ber-
„gen, wo sie uns nie finden, noch weniger greifen
„können. Jene, zu schwer bewaffnet, sind eben so
„wenig zu verfolgen als zu fliehen im Stande, und
„entrinnen sie auch, so steht der Ort ihrer Zuflucht
„nicht in ihrer Wahl; sie sehen sich eingeschlossen,
„wie in einer Falle, in der man Wiesel fängt.
„Und, wenn sie schon in dem allen uns weit nach-
„stehen müssen, so kommt gewiß auch dieß gar sehr
„in Betrachtung, daß sie nicht gegen Hunger und
„Durst, nicht gegen Kälte und Hitze ausdauern kön-
„nen, wie wir; daß Schatten und Obdach, ausge-
„backenes Brod, und Wein und Oel für sie noth-
„wendige Bedürfnisse sind, deren Entbehrung sie
„ganz entkräften würde. Uns hingegen ist jedes
„Kraut, jede Wurzel Brod; jeden Saft nehmen wir
„für Oel; Wein ist uns jedes Wasser, Haus jeder

„hohle Baum. Diese Gegend umher, deren wir „kundig sind, wird uns selbst den Sieg erleichtern „helfen; den Römern ist sie unbekannt, und eben „deßhalb gefährlich; Flüsse durchschwimmen wir „nackt, jene haben Mühe, mit Schiffen überzusetzen. „So laßt uns denn mit zuversichtlicher Hoffnung ge„gen sie hinziehen, und ihnen zeigen, daß sie, nur „Hasen und Füchse, Docken und Wölfen gebieten „wollen.“

So sprach sie, und ließ dann aus dem Schoos ihres weiten Gewandes einen Hasen herausspringen, um aus seinem Laufe auf die Zukunft zu schließen. Weil er den Weg nahm, den man für glückbedeutend hielt, schrie die ganze Schaar umher fröhlich auf, Bunduika hob ihre Hände gen Himmel, und fuhr dann fort:

„Dank sey dir, Andraste! dich, selbst ein Weib, „rufe ich, mit dir gleiches Geschlechtes, an; ich, „nicht lasttragender Aegypter Beherrscherin, wie Ni„tokris; nicht kaufmännischer Assyrier Königin, wie „Semiramis; (wie gelehrt mich doch die Römer „schon gemacht haben!) nicht Kaiserin über Römer „selbst, wie vorher Messalina, dann Agrippina, jetzt „— Nero, der bei dem Mannsnamen, den er führt, „doch nichts anders als ein Weib ist, als Weib singt, „die Leyer schlägt, und sich putzt — — nein — ich, „die Regentin brittischer Männer, die, unerfahren „im Landbau und in Handarbeiten, desto kundiger der „Künste des Krieges sind, die alles, selbst Weiber „und Kinder, für gemeinschaftlichen Besitz Aller anse„hen — ich, eben deßhalb auch Regentin ihrer Wei„ber, die alle nicht weniger Muth als ihre Män=

„ver besitzen. — Solcher Männer, solcher Weiber „Gebieterin, bringe ich dir, Göttin! jetzt meine „Gebete um Sieg und Rettung unserer Freiheit aus „frevelnder, ungerechter, unersättlicher, ruchloser „Männer Händen dar — wenn anders Menschen der „Männer Namen verdienen, die in gewärmtem „Wasser sich baden, nur leckere Speisen sich auftis„schen, den Wein ungemischt trinken, von Salben „triefen, auf weichen Polstern ruhen, Kinder, selbst „erwachsene Jünglinge, zu ihren Beischläfern ma„chen, und — einem Stümper von Leierschläger „dienen. Nicht soll über mich, nicht über euch, ge„liebte Mitbürger! Dame Nero oder Domitia län„ger gebieten, mag sie als Sängerin ihre Römer „tyrannisiren, die es in der That verdienen, Skla„ven des Weibes zu seyn, dessen Raserei sie so lan„ge schon dulden konnten. Nur du, Andraste! nur „du sey unsere Gebieterin, unsers Reichs Beschütze„rin.“

Nach Endigung dieser Rede zog Bunduika mit ihrer ganzen Armee gegen die Römer hin. Diese waren gerade ohne Anführer, weil Paulin, ihr Feldherr, in eine nahe bei Brittanien liegende Insel Mona (Anglesei) mit der Armee gegangen war.

Sie griffen das feindliche Heer auf der Stelle an, hieben 70,000 Römer und andere Fremde nieder, und legten die römischen Pflanzstädte London, Verulamium und andere in Asche.

Walter Fürst, Arnold von Melchthal, Werner Stäuffacher und Wilhelm Tell.

Seit den ältesten Zeiten waren die Schweizer, wie gewöhnlich die Bergvölker, von Muth und Freiheitssinne beseelt. Sie geniessen reiner Luft, gesunden Quellwassers und einer kräftigen Nahrung; wegen der Rauhheit des Bodens sind sie zur Abhärtung gewöhnt, und unbezwingbar wegen der Felswände und des engen und beschwerlichen Zuganges. Von Gebirgen, reissenden Gewässern, Abgründen und großen Wäldern umgeben, hatten die Schweizer bis auf unsere Zeit ihre Freiheit erhalten; obwohl ihnen oftmals hart zugesetzt wurde.

Das helvetische Land lag ganz in dem Gebiete des deutschen Reichs im weitern Sinne, und war in mannigfaltige Gebiete getheilt. Mehrere Klöster und Abteien besassen dergleichen. Unter den weltlichen Herren war, so wie die Grafen von Savoien am andern Ende der Schweiz, in den an Deutschland zunächst gelegenen Ländern das Haus Habsburg das mächtigste. Mit Kiburg, Baden, Lenzburg, Zofingen, Gröningen, Freiburg, Luzern hatte Rudolph sein Erbland in Helvetien vermehrt. Albrecht, sein Sohn, wollte seine Macht in diesen Gegenden noch weiter ausbreiten, und hatte daher auch sein Auge auf die reichsunmittelbaren Landschaften, die sogenannten Waldstädte Schwiz, Uri und Unterwalden gerichtet. Diese hatten gleich nach Rudolphs Tode bei dem Ruf von Albrechts Vergrösserungsentwürfen

einen alten Bund unter sich erneuert, sich mit aller Macht und Anstrengung an Gut und Leben einander in und ausser den Thälern auf eigne Kosten wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun würden. Bald darauf ward ihre Furcht bestärkt, als König Albrecht zu Strasburg, wo er vielen Reichsgliedern die Verfassung bestätigte, den Vorstehern der Waldstädte auf ihr Gesuch erwiedert hatte, er gedenke nächstens eine Veränderung ihres Zustandes ihnen antragen zu lassen.

Diese Anträge erfolgten auch bald darauf und waren des Inhalts, „sie möchten sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen, zumal da dem Könige alle benachbarten Städte und Länder, die Kastvogteien fast aller Klöster, welche Gut und Leute bei ihnen hätten, und alles, was Kiburg und Lenzburg in den Waldstädten besässen, gehörte. Seiner Majestät und seinem waffenkundigen Kriegsheer könnten sie doch nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben.“ Jene erwiederten, sie wünschten lieber bei dem Zustand ihrer Altvodern zu beharren, und bäten nur um einen Vogt vom Reich, weil er die Reichsvogteisachen bisher den Amtleuten, welche er zu Rottenburg und Luzern, in seinem Eigenthum hatte, befohlen, die Waldstädte aber fürchteten, es möchte ihr Gehorsam unter östreichische Amtleute zur Pflicht werden.

Albrecht, nicht nach dem Beispiele der alten Kaiser, die einen großen Grafen ernannten, den man dann, wenn Blutschuld kam, in das Land rief, ernannte Geßlern von Brunek und Beringer von Lan-

denberg zu Reichsvögten, welche sogar gegen alle Gewohnheit beschlossen, in den Waldstädten zu wohnen. Geßler, weil bei Menschengedenken keine Herrenburg zu Schwiz war, bauete einen sogenannten Twinghof ob Altorf in Uri, und Landenberg wohnte auf einem habsburgischen Schlosse zu Sarnen.

Als die Reichsvögte für jeden Fehler in finstern Thürmen und ausser Landes theure lange Verhaft gaben, und alles aufs allerstrengste bestraften, und als die Zölle auf die Einfuhr im benachbarten Erbland erhöhet, und oftmals die Ausfuhr verboten wurde, sandten die Landleute an den König; sie bekamen aber keinen Trost. Alle Schweizer, in ordentlichen Zeiten eines gerechten stillen Gemüthes, gewohnt, ohne Furcht noch Verdruß oder viele Mühe bei dem Vieh in ruhiger Fröhlichkeit ihre Tage durchzuleben, gewohnt aus alten Zeiten, bei den Kaisern Gnade und Ehre zu finden, wurden betrübt.

Es war in den Worten und Gebärden der Vögte ein täglicher Trutz auf ihre Gewalt, und eine hochmüthige Verachtung des ganzen Volks. Die alten langverehrten Geschlechter nannten sie Baurenadel.

Alle anderen Schweizer übertraf der Herr von Attinghausen, durch die Würde eines wohlerhaltenen Adels, des Alters, der Erfahrung in Geschäften, großen wohlhergebrachten Gutes und ungefälschter Liebe zu dem Land. Bei einem solchen Volk werden viele Geschlechter durch die alten Sitten lang und in der Verwaltung des gemeinen Wesens fortgepflanzt; so die Nachkommen Rudolph Redings von Biberek, welcher damals lebte, die bis auf diesen Tag zu Schwiz den väterlichen Ruhm erhalten; die Berol-

dingen auf ihrem uralten Stammsitz, damals voll schweizerischen Freiheitsinns, und noch ihrer Voreltern würdig; die Winkelried, im Geist jenes Ritters, ihres Ahnen, der Freiheit Opfer, des alten Biedersinnes Muster. Zu Schwiz war der Stauffacher so angesehen, weil Rudolph sein Vater ein ehrwürdiger Vorsteher des Volks, und weil er selbst ein wohlbegüterter und wohlgesinnter Landmann war: Solchen Männern glaubten die Landleute; sie kannten dieselben; sie hatten ihre Väter gekannt und ihre ungefärbte alte Treue. Das Volk lebte in vielen Dorfschaften, deren Häuser meistens, wie bei den alten Deutschen, auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse althergebrachte eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider unauflösliche Einwürfe machen, so werden sie selber verdächtig und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Gang des Lebens der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist. Man spricht nicht viel, und bemerkt für immer; denn sie haben in den einsamen Hütten zum Nachdenken ruhige Musse; die Gedanken theilen sie einander mit, wenn an Festtagen das ganze Volk vom Gebirge bei der Kirche zusammenfließt. Wer den eigentlichen Landmann betrachtet, findet bis auf diesen Tag ein freiheitstolzes Volk zu Schwiz, ein frommes altgesittetes im Land Unterwalden, und zu Uri ein gar biederes eidgenössischgesinntes Volk.

Täglich äußerte sich der Uebermuth Geßlers und Landenbergs. Aber beruhigend ist der Gedanke: „Jemehr sich Despoten bemühen, die Menschheit nie-

derzudrücken und an Fesseln zu legen, desto lebhafter wachet gewöhnlich das Gefühl eigener Würde und der Freiheitssinn in ihr auf."

Als Geßler vor dem Hause Werner Stauffachers, eines wohlbegüterten und angesehenen Landmanns zu Schwytz, vorbeiging, und sah, wie es von Holz wohl gezimmert, mit vielen Fenstern, weitläufig und glänzend erbaut war, sagte er zu Stauffacher, „kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt?"

Einem andern Landmann im Unterwalde, Namens Heinrich von Melchthal, der ein sehr eifriger Vertheidiger der Freiheiten seiner Vorfahren war, befahl Landenberg zwei schöne Ochsen vom Pfluge zu nehmen, um einer geringen Ursach willen; und sein Knecht, der dieß Ausspannen übernahm, fügte hinzu: Bauern können den Pflug wohl selbst ziehen. Bei dem Wortwechsel darüber hatte Melchthals Sohn, Arnold, dem Knechte Geßlers durch einen Schlag mit dem Stocke den Finger zerschlagen, und war deßwegen gezwungen worden zu fliehen zu Walther Fürst von Attinghausen. Bei diesem fand sich auch Stauffacher ein, von seiner Frau angespornt, die voll Unruhe über Geßlers Aeußerungen über ihr Haus war. Hierauf klagten sie sehr, daß alle Billigkeit mehr und mehr unter die Füsse getreten werde. Alle waren einig darüber, nicht länger das Joch zu tragen, und nicht wenig mußte diese Entschließung angefeuert werden, durch die Nachricht, daß der Vogt dem alten Vater Melchthal die Augen habe ausstechen lassen für seines Sohns Widersetzlichkeit. Man beschloß, daß jeder seine Vertrauten und Verwand-

ten über ein solches Unternehmen erforschen sollte. Hierauf bestimmten sie das Rütli, eine Wiese in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstädtersees, nicht weit von der Gränzmark zwischen Unterwalden und Uri, gegenüber dem Felsen Mitenstein, zum Ort der Zusammenkunft; daselbst rathschlagten sie oft bei stiller Nacht über die Befreiung des Volks und gaben einander Nachricht, mit wie viel Fortgang sie zu dieser That geworben; dahin kam Fürst und Melchthal auf einsamen Pfaden, der Stauffacher in seinem Kahn, und aus Unterwalden der Sohn seiner Schwester, Edelknecht von Rudenz. Aus verschiedenen Orten brachten sie Freunde in das Rütli; da vertraute einer dem andern seine Gedanken ohne alle Furcht, und je gefahrvoller die That, um so viel fester verband sich ihr Herz.

Am 17ten des Wintermonats im Jahre 1307 brachte Fürst, Melchthal und Stauffacher, jeder zehen rechtschaffene Männer seines Landes, die ihm redlich ihr Gemüth geoffenbaret, an diesen Ort. Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, voll des Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereiniget, im Rütli beisammen waren, fürchteten sie sich nicht vor dem König Albrecht und vor der Macht von Habsburg. In dieser Nacht gaben sie einander mit bewegtem Herzen die Hände darauf, „daß in diesen Sachen keiner von „ihnen etwas nach eigenem Gutdünken wagen, und „keiner den andern verlassen wolle; sondern sie woll„ten in dieser Freundschaft leben und sterben; jeder „soll das unschuldige und unterdrückte Volk in seinem „Thal nach gemeinem Rath in den uralten Rechten

„ihrer Freiheit so behaupten, daß ewig alle Schweitzer „dieser ihrer Freundschaft Genuß haben sollen; sie „wollten den Grafen von Habsburg von allen ihren „Gütern, Rechten und eigenen Leuten auch das ge„ringste nicht entfremden; die Vögte, ihr Anhang, „und ihre Knechte und Söldner sollten keinen Tropfen „Blut verlieren, aber die Freiheit, welche sie von „von ihren Voreltern empfangen, dieselbe wollten sie „ihren Enkeln aufbewahren und überliefern.“ Als alle dessen fest entschlossen waren, und mit getrostem Angesicht und mit getreuer Hand jeder, in Erwägung, daß von ihrem Glück wohl aller ihrer Nachkommen Schicksal abhange, seinen Freund ansah und hielt, hoben Walther Fürst, Werner Stauffacher und Arnold an der Halden aus Melchthal, ihre Hände auf gen Himmel, und schwuren in dem Namen Gottes, welcher Kaiser und Bauren von gleichem Stamm in allen unveräußerbaren Rechten der Menschheit hervorgebracht habe, also mannhaftig die Freiheit miteinander zu behaupten. Als die dreißig dieses hörten, hob ein jeglicher seine Hand auf und leistete bei Gott und bei den Heiligen diesen Eid. Ueber die Art, ihren Entschluß zu vollstrecken, waren sie einig; damals ging jeder in seine Hütte, schwieg still und winterte das Vieh.

Indessen trug sich zu, daß der Vogt Herrmann Geßler todtgeschossen wurde, durch Wilhelm Tell, einen Urner aus dem Orte Bürglen, der Walther Fürst's Schwiegersohn und einer der Verschwornen war. Der Vogt, aus tyrannischem Argwohn oder auf erhaltene Warnung bevorstehender Unruhen, unternahm zu prüfen, wer seine Herrschaft am ungedultigsten er-

trug. Ein Jüngling, Tell, der Freiheit Freund, verschmähete, selbst ihr Sinnbild, einen Hut auf willkührliches Gebot knechtisch zu ehren; durch voreilige Aeußerung seiner Denkungsart bewog er den Vogt sich seiner zu versichern. Der Vogt, besorgt wegen seiner Verwandten und Freunde, getraute sich nicht, Wilhelm Tell im Land Uri gefangen zu halten, sondern führte ihn (mit Verletzung der Freiheit, welche die ausländischen Gefangenschaften verbot) über den Waldstädtersee. Da sie nicht weit jenseits dem Rütli gekommen, brach aus den Schlünden des Gotthards plötzlich der Föhn (ein starker Orkan) mit seiner eigenthümlichen Gewalt los: es warf der enge See die Wellen wüthend hoch und tief; mächtig rauschte der Abgrund, und schaudervoll tönte durch die Felsen sein Hall. In dieser großen Todesnoth befahl Geßler voll billiger Furcht, Wilhelm Tellen, den er als einen vortrefflichen Schiffer kannte, die Fesseln abzunehmen. Sie ruderten in Angst vorbei die grausen Felsenufer; sie kamen bis an den Arenberg, rechts wenn man aus Uri fährt. An diesem Ort nahm Tell seinen Sprung auf einen platten Felsen. Er kletterte den Berg hinauf, der Kahn prellte an und von dem Ufer ab; Tell floh durch das Land Schwiz; auch der Vogt entkam dem Sturm. Als er aber bei Küßnacht gelandet, fiel er durch Tells Pfeil in einer holen Gasse bei diesem Ort. Hermann Geßler nahm diesen Ausgang vor der zur Befreiung des Landes verabredten Stunde, ganz ohne Theilnehmung des unterdrückten Volks, durch den gerechten Zorn eines freien Mannes. Diesen wird niemand mißbilligen, als wer nicht bedenkt, wie unerträglich dem feurigen

Gemüth eines tapfern Jünglings Trutz und Hohn und Unterdrückung der uralten Freiheit seines Vaterlandes, zumal in diesen Zeiten war. Seine That war nicht nach den eingeführten Gesetzen, sondern wie die, welche in den alten Geschichten und in den heiligen Büchern an den Befreiern von Athen und Rom und vielen Helden der alten Hebräer darum gerühmt werden, um für Zeiten, da die uralte Freiheit eines friedsamen Volks der überlegenen Macht nicht widerstehen könnte, zum Lohn des Unterdrückers einen Stamm von Scävola aufzunähren. Die That Wilhelm Tells gab dem gemeinen Mann höhern Muth. Die Verschwornen schwiegen still. Das dreizehnte Jahrhundert und siebente Jahr wurde vollendet.

In der ersten Stunde des Jahres 1308 wurde ein Jüngling zu Unterwalden, aus der Zahl deren, welche die Befreiung der Waldstädte geschworen, von einer Magd auf der Burg Roßberg an einem Seil hinauf in ihre Kammer gezogen: seiner warteten im Graben der Burg zwanzig Freunde des Landes, die er mit eben diesem Seile die Mauer hinaufzog. Die Jünglinge nahmen den Burgamtmann, sein Gesinde und vier Knechte gefangen, bemeisterten sich des Thors und waren still. Früh am Tage, als zu Sarnen der Vogt Landenberg von der Burg herab in die Messe ging, begegneten ihm zwanzig Männer von Unterwalden mit vielen Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hühnern und Hasen, ihm zum Neujahrsgeschenke, nach der uralten Sitte im Gebirge und in den benachbarten Ländern. Der Vogt, vergnügt ihrer Gabe, ließ die Männer sie in die Burg bringen.

Als die zwanzig in der Burg waren, stieß derselben einer in das Horn; auf dieses Zeichen langte jeder der andern ein Eisen aus dem Busen und steckte es an seinen gespitzten Stock, und aus dem Erlenholz rannten dreißig ihrer Gesellen auf die Burg und nahmen mit ihnen die Einwohner gefangen. Da gaben sie das Wahrzeichen, worauf das ganze Land Unterwalden ob und unter dem Kernwald, in allgemeiner Bewegung für die Erhaltung der Freiheit, aus allen Dorfschaften zusammenkam, und von Alpe zu Alpe ging das verabredete Zeichen. Da wurde von den Männern zu Uri der Twinghof eingenommen; Stauffacher machte sich auf, mit allem Volk von Schwitz an den Lowerzer See zu ziehen; daselbst brachten sie die Burg alsobald in ihre Gewalt; auf dem Waldstädtensee begegneten sich die eilenden Boten mit froher Nachricht. An diesem Tage, da in Melchthal der blinde Vater sich des Lebens wieder freute, und in Allzellen das Weib des heimkommenden Mannes froh ward, als Walther Fürst seinen Tochtermann öffentlich ehrte, und in Steinen Stauffachers Frau allen, welche mit ihm in dem Rütli und bei Lowerz waren, das Haus gastfrei eröffnete, im ersten Augenblick des Gefühls der wiedererlangten Freiheit, als die Burgen gebrochen wurden, wurde kein Tropfen Blut vergossen, und keinem Herrn ein Recht genommen; sondern als Landenberg, der durch die Wiesen von Sarnen gegen Alpnach floh, ereilt wurde, mußte er, wie andere von den Burgen, die Urfehde schwören, daß er nicht wieder in die schweizerischen Waldstädte kommen wolle. Die Schweitzer kamen an dem folgenden Sonntag den

7ten Jäner zusammen und schwuren den uralten ewigen Bund, der Anfangs nur den alten Zustand des Landes erhalten sollte, und nichts verändern, allmählig aber ganz Helvetien und das Hoherhätien in eine ewige Eidgenossenschaft vereinigte.

Rudolph von Erlach.

Als Kaiser Ludwig in den Bann fiel, wollten ihn die Berner nicht mehr als rechtmäßiges Oberhaupt des Reichs anerkennen. Auch wurden der Stadt, unter Ludwigs Begünstigung, vom Adel unzählige Beleidigungen zugefügt. Mit Würde beschlossen endlich die Berner, „gerechten Foderungen Genüge zu leisten, Gewalt mit Gewalt abzutreiben." Da sich aber jeder gütliche Vergleich zerschlug, so mußte das Schwert entscheiden. Jedermann, der dieses vernahm, und sahe, daß eine einige Stadt wider das Ansehen des deutschen Kaisers und wider alle Großen der benachbarten Länder in Kampf trete, war voll der theilnehmendsten Erwartung. Siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölfhundert wohlrüstige Ritter, bei dreitausend Mann zu Pferd, und über fünfzehntausend zu Fuß versammelten sich in den Streit wider Bern.

Nun zogen die Berner auch ihre Macht zusammen. Sechshundert Mann, bald rüstig, zogen mit flatternden Fahnen nach Lauppen, entschlossen, wie es ihre Pflicht war, in dieser befestigten Stadt auszuhalten bis auf den letzten Tropfen Blut. Den

achtzehntausend Feinden konnten die Berner kaum fünftausend entgegenstellen.

Zu Bern war man, als auf den großen Tag, welcher nun die ganze Freiheit und alles Glück der Nachkommen entscheiden würde, alles in die Hand eines Feldhauptmanns gestellt werden sollte, über dessen Wahl in der äußersten Verlegenheit.

In der Stunde, als der Schultheiß von Bubenberg und sein großer Senat ritterlicher Kriegshelden, an der Spitze ihres in so vielen Fehden zum Sieg angeführten tapfern Volks, über die Wahl des Feldhauptmanns für den größten Tag ihrer Stadt in solcher Ungewißheit waren, ritt in die Stadt Bern Rudolph Castlan von Erlach, Ritter, erstgebohrner Sohn Ulrichs Castlans von Erlach, unter dessen Oberbefehl viele sich erinnerten in ihrer Jugend vor ein und vierzig Jahren am Donnerbühel über die verbundenen Großen den Sieg davon getragen zu haben.

Entsprossen war der Herr von Erlach aus dem Adel, welcher zu der Stadt Bern den Grund gelegt und von Anfang her sie regiert hatte. Er war in dem Alter, wo die Leibeskraft alle ihre Stärke hat, wo der Geist seine vollkommene Reife besitzt. Er liebte die Landwirthschaft, und hatte viele Güter an verschiedenen Orten von seinem Vater geerbt und von dem Schultheißen von Bubenberg und Grafen Peter von Aarberg erkauft. Er war zugleich Dienstmann zu Nidau, der jungen Grafen Pfleger, und Bürger zu Bern. Deßwegen, um seiner Neigung zu folgen, ohne seinem Lehensherrn untreu zu werden, stellte er dem Grafen vor, daß der Krieg mit Bern ihm zu einem Nachtheil gereiche, dessen Ersatz er nicht leicht

finden dürfte. Der Graf gestattete ihm, unter seinen Mitbürgern zu streiten, für gleichgültig haltend, wie er ihm selber sagte, „von zweihundert Helmen „und hundert und vierzig ihm ergebenen Rittern „diesen Einen Mann zu verlieren.“ Darum, als er sich von dem Grafen beurlaubte, sprach Erlach zu ihm: „Ihr sagt, Herr Graf, ich sey Ein Mann; als „Einen Mann will ich mich zeigen.“

Sobald beim Anblick Erlachs die Erinnerung des Glücks am Donnerbühel in allen Gemüthern aufgewallt, wurde ihm durch allgemeinen Zuruf die Feldhauptmannschaft aufgetragen, und der Schultheiß von Bubenberg überreichte ihm das Stadtpanier. Er aber stand auf und redete zu der Versammlung der Bürger in folgendem Sinn: „Sechs Feldschlachten „habe ich mitgehalten, wo allemal von der gerin„gern Zahl das größere Heer geschlagen worden ist: „Gute Ordnung ist ein sicheres Mittel in Schlachten „zu siegen. Denn gleichwie die Menge nicht hilft „gegen geschickte Anordnung, so hilft ohne Ordnung „die Tapferkeit nichts. Ihr von den Handwerken, „die ihr oft nicht gern gehorcht, ihr seyd freie Män„ner, und frei werdet ihr bleiben, aber nur dann, „wenn ihr zu gehorchen wißt, wann ihr sollt. Ich „fürchte den Feind nicht; mit Gott und euch will „ich den Streit bestehen; wir wollen ihn ausführen, „wie zur Zeit meines Vaters. Aber ich will nicht „euer Feldhauptmann werden ohne volle Gewalt.“ Als die Bürger von Bern dieses hörten, hob jeder die Hand auf, und schwur bei Gott und bei den Heiligen, in allen Dingen dem Ritter von Erlach ohne allen Widerspruch zu gehorchen, bei Leib und Leben.

Indessen sich Bern auf das fleißigste bewaffnete, aus den Landgerichten die Ausbürger sich sammelten, vom untern Sibenthal und aus allen Gegenden der Mark Weisenau das Volk unter Johann von Weisenburg sich aufmachte zur Hilfe, und aus den obersten Thälern sowohl der Vogt Kuno von Rinkenberg als die Mannschaft von Hasli anzog zum Streit, eilte der Freiherr Johann von Kramburg, Altschultheiß, über den Brünig in die schweizerischen Waldstädte.

Der Bund war erloschen zwischen den Waldstädten und Bern. Als er nach Unterwalden kam und das Volk versammelt wurde, trug er ihnen vor: „Die Freiheit ihrer vormaligen Eidgenossen, der Bürger von Bern, ihrer Freunde, beruhe auf einem einigen Tage, an welchem alle Angehörigen ihres gemeinen Wesens wider die weit überlegene Macht ihrer Feinde eine entscheidende Schlacht liefern müßten.“ Seinem Vortrage antworteten sie: „Lieber Herr von Kramburg, ächte Freundschaft beweiset sich in der Noth; gehet nach Bern, saget euern Mitbürgern, das Volk in den Waldstädten wolle ihnen zeigen, wie es denke.“ Eilends fuhren die Boten über den Waldstädtersee; eilends berief Johannes von Attinghausen die Gemeine von Uri, und Weidmann die Männer von Schwiz; unter den Männern von Uri stand noch Tell, in der Gemeine von Schwiz der Altlandammann Werner Stauffacher in hohem Alter. Sofort rüsteten die Waldstädte neunhundert muntere Krieger, zogen über den Brünig die Thäler herab und erschienen zu Muri nicht weit von Bern; hier-

auf zogen sie durch die Stadt und lagerten vor dem obern Thore.

Erlach aber versammelte den Kriegsrath und berief ihre Hauptleute; als berathschlagt wurde, wann das Heer ausziehen und auf welche Art der Streit geliefert werden sollte, sprachen die aus den Waldstätten: „Schnell und bis auf den letzten Tropfen „Blut." Unter allen Bundesfreunden der Stadt Bern bewies niemand als die Solothurner alte Treue; obwohl bedrohet von dem östreichischen Heere, sandten sie achtzig wohlbewaffnete Männer zu Pferde. Am zwanzigsten Tag des Brachmonats lagen die Waldstädter vor Bern. Diebold Basselwind, Leutpriester, ermahnte das Volk: „Der Feind sey stolz auf „seine Zahl; Gott strafe den Trutz und segne den „Muth. St. Vinzenz und St. Urs hätten den Himmel erworben, weil sie um eine gerechte Sache ihr „Leben hingeworfen haben. Im gerechten Streite, „wie im Streite für ihr Land, sey der Sieg ihrer, der „Bürger; denn der Tod fürs Vaterland gewähre den „Himmel, und wer nicht stürbe, sey von Gott erhalten zu Freiheit und Ruhm." Mit Gelübden, mit Almosen und feierlichen Umgängen wurde von Männern und Weibern bei Tag und Nacht großer Gottesdienst geleistet. Kurz war die Nacht; um die Mitternachtstunde gab der Feldhauptmann das Zeichen des Aufbruchs.

Bei Mondenschein zogen sie hin, neunhundert aus den Waldstädten, dreihundert von Hasli, dreihundert Mann vom Sibenthal, viertausend Bürger und Ausbürger von Bern, achtzig Helme von Solothurn, voran der Priester Basselwind, in seinen Händen

des Herrn Fronleichnam. Es folgte jedem von der Mauer der Blick seines Weibes und seiner Kinder, bis bald eine waldichte unebene Gegend alles verbarg. Der Schultheiß von Bubenberg mit einigen der Alten vom Senat, in unruhiger Aufmerksamkeit auf jede Warnung der ausgestellten Wachen, auf jede Botschaft vom Heer, waren beisammen zu Rathe über jeden Zufall, zu Bewahrung der Stadt. Alle Weiber und Kinder lagen, in banger Erwartung des Abends, den ganzen Tag vor den Altären aller Kirchen und in den Kapellen der großen Geschlechter.

In großer Ordnung zog unter Erlach der Schlachthaufen durch das wohl ausgekundschaftete Land. Um die Mittagszeit nahm er seine Stellung ohnweit Laupen auf einer Höhe, von welcher er den Feind übersah und im Rücken von einem Wald bedeckt wurde. Da viele Ritter unter mancherlei Vorwande aus den Schaaren ritten, um auf den Feind anzusprengen, erhob sich, wie in den alten Kriegen der griechischen Helden, erbitternder Wortwechsel mit Spott oder Trutz. Johann von Mackenberg, Schultheiß von Freiburg, wollte behaupten, die Berner hätten verkleidete Weiber in ihrem Haufen; da rief Kuno von Rinkenberg: „Ihr werdet es heute erfahren.“ Mit lauter Stimme rief ein Mann von Schwiz: „Wir sind bereit; wer will, der trete hervor.“ Hingegen sprach Graf Rudolph aus Nidau zu den ungeduldig harrenden Freiherren und Grafen: „Dieser Feind wird „sich immer finden lassen.“ Er hatte bei dem Herzog Albrecht von Oestreich ein Heer Berner mit einem Walde von Stacheln verglichen; der Herzog sprach: „Der Nidauer zaget doch vor keinem Feinde!“ wor-

auf er schwur: „heut Nidau und nimmer; Leib und „Gut verliere ich, aber ich will es theuer verkau„fen.“ So warnte auch Fülistorff, aus Freiburg; und als ihm Furcht vorgeworfen wurde, sagte er: „Meiner Stadt Panier will ich aufrecht erhalten, „bis ich selber falle; eures Trutzes werdet ihr nicht „froh werden.“

Erlach, da er viele ungeübte Mannschaft hatte, wollte der feindlichen Kriegsmanier keine schweren Wendungen entgegensetzen; sondern er trachtete nur das Volk möglichst anzufeuern, um seine Stärke unendlich zu vermehren, und alle Künste des Feindes durch herzhaften Anfall irre zu machen. Denn in allen Kriegen, deren Anführer er war, pflegte er die Ordnung auf das genaueste zu beobachten, straks gegen den Feind aufzumarschiren, und nie ihm den Rücken zu zeigen. Dieses war seine Manier, und geziemte der schweizerischen Gemüthsart.

Erlach, sobald er an den Feind gekommen, ordnete, daß die aus den Waldstädten und von Solothurn, wie sie es begehrten, die Reuterei aufhielten, welche hervorzubrechen oder vorbeizusprengen und alsdann den Bernern in die Seite oder von der Höhe in den Rücken zu fallen gedachte; gegen das Fußvolk, welches in enger geschlossener Ordnung die Berner aufhalten sollte, stand er selbst. Er wählte zu seiner besondern Absicht eine auserlesene Zahl der muntersten Jünglinge aus den Zünften der Gerber und Fleischer. Diese entflammte er zur größten Tapferkeit, indem er ihnen zurief: „Wo sind nun die „fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern geschmückt „mit Blumen und mit Federbüschen die ersten sind

„bei jedem Tanze? Heute stehet bei euch die Ehre „der Stadt. Hier das Panier! hier Erlach!" Da riefen sie mit lauter Stimme: „Herr, wir wollen bei euch stehen," traten hervor und umgaben das Panier.

Hierauf, als das Zeichen geschah, rannten erstlich die Schleuderer herab auf den Feind; sie thaten jeder drei Würfe, brachen die Reihen, traten alsdann zurück. Mit Gerassel fuhren schwere eiserne Heerwagen herab in die gebrochene Ordnung; wüthend stritten von denselben die Krieger, denn ihre Wagen konnten sie nicht wenden. Indessen hielten die Hindersten als Unerfahrne die Wendung der Schleuderer für den Anfang der Flucht, und flohen in den Wald; ihre That wurde bemerkt, veranlaßte mancherlei Bewegung der Gemüther und wurde dem Feldhauptmann gesagt. In diesem Augenblicke rief Erlach mit heiterm zuversichtvollen Angesichte in die Schaaren: „Freunde, wir siegen; die Furchtsamen sind alle von uns;" und sofort, indem auch die Heerwagen wirkten, drang er, das Panier der Stadt Bern in seiner Hand, mit jenen Jünglingen, dem Kern seines Heeres, unwiderstehlich mächtig unter das feindliche Fußvolk ein. Da fiel der Schultheiß von Mackenberg; da sank das Panier der Stadt Freiburg aus der sterbenden Hand Fülistorffs, er starb einen edlen Tod unter vierzehn seiner Anverwandten; viele andere wurden erschlagen; denn vornehmlich stritt Freiburg. Als endlich aller Widerstand vergeblich schien, warf sich plötzlich das ganze Fußvolk, voran die aus dem Welschland, ob und unter Laupen auf zwo Straßen in unordentliche Flucht, mit Wegwerfung der

Waffen. Um Vesperzeit eilten die von Bern den Schweizern und Solothurnern wider die Reuterei zu Hilfe; sie gerieth eben damals auch in die Flucht; sie hatte die Schweizer umgeben wollen. Diese nach ihrer Gewohnheit hatten in großer Noth unzertrennlich gehalten, bis durch die Schleuderer die Pferde verwundet nnd betäubt und hierdurch der Feind verwirrt wurde.

Es lag die ganze Feldmark von Oberwil und Widen mit Waffen, Pferden und Leichnamen bedeckt, mit achtzig gekrönten Helmen, sieben und zwanzig Panieren der Städte und Großen.

Ein Freiherr von Blumenberg, als er hörte, wer und welche Menge umgekommen war, sagte zu seinem Knechte: „Gott bewahre, daß Blumenberg lebe nach dem Tode solcher Männer!“ sprengte mit verhängtem Zügel unter die aus den Waldstädten, und fand seinen Tod.

Als das Volk vom Nachjagen der Feinde sich auf der Wahlstatt gesammelt hatte, fiel das ganze Heer der Stadt Bern auf die Knie, zum Dank gegen Gott, weil er die Einsicht Erlachs und ihren Muth gesegnet hatte. Erlach lobte ihren Gehorsam. „Ich „werde nie vergessen, sagte er, daß ich diesen Sieg „dem Vertrauen meiner Mitbürger schuldig bin, und „eurem heldenmüthigen Sinn. Strenge, handfeste, ge„liebte Freunde und Nothhelfer aus den Waldstäd„ten und von Solothurn, wenn unsere Nachkom„men die Geschichte dieser Schlacht hören, so werden „sie die gegenseitige Freundschaft über alles achten, „gleichwie an diesem Tage; in ihren Gefahren und „Kriegen werden sie bedenken, welcher Voreltern

„Kinder sie sind.“ Indessen wurden von Andern die Verwundeten besorgt; es wurde Geleit ausgerufen für die, welche die Leichname der Ihrigen in die Grüfte ihrer Geschlechter führen wollten; die übrigen wurden an dem Orte, wo sie gefallen, in große Gruben gehäuft.

Als die zu Laupen die freundschaftlichen Paniere sahen, weinten viele, wie man weint beim Lesen oder Anhören großer Thaten, die man mit vollbracht haben möchte.

Dieselbe Nacht, wie es die Sitte war, blieb das Kriegsvolk auf dem sieghaft behaupteten Schlachtfelde. Früh am folgenden Tage war jeder auf. Voran zog Diebold Basselwind; es folgten die erbeuteten Paniere, die Waffen und Rüstungen der erschlagenen Großen; auf allen Angesichtern glänzte der Sieg, erworben durch Tugend, welche von unserm Gemüth abhängt, über Macht, welche das Glück zuwirft. Unter diesen Gedanken zogen sie in die Stadt Bern. Erlach, da er den väterlichen Ruhm der Befreiung des gemeinen Wesens erneuert hatte, legte die Vollgewalt nieder. Die von Bern und aus den Waldstädten schwuren Eidgenossenschaft.

Endlich wurde zu Bern verordnet, jährlich diesen Tag mit Fahnen, Kreuz und Heiligthum zu begehen, um, nach der weisen Sitte der Alten, durch das aufgefrischte Andenken an Erlach und an die Streiter dieses Kriegs die Liebe des Vaterlandes zu erneuern und zur Nacheiferung ihrer Tugend zu entflammen.

Rudolph von Erlach, dieser Befreier des gemeinen Wesens, lebte bis in ein sehr hohes Alter still in der unschuldigen Landlust auf Richenbach in einer

einsamen Gegend unweit Bern, an den anmuthigen Ufern der Aare, wo auch sein Vater gewohnt hatte. Erlach hat ein unvergängliches Denkmal in den Gemüthern derer, die den Edelmuth haben, wie er, einem gemeinen Wesen zu leben; in allen großen Gefahren der schweizerischen Eidgenossenschaft werden die Führer des Volks an Erlach erinnert werden; und wenn in fernen Jahrhunderten ganz andere Nationen aufkommen, wird er neben den großen Griechen und Römern glänzen, ein Held ohne Tadel.

Gustav Erichson.

Noch in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war Schweden ein Wahlreich. Diese Wahl geschah gewöhnlich auf einer großen Wiese bei Upsala, wo sich viele große Steine mit Inschriften und eingehauenen Figuren befanden. Im Jahr 1397 vereinigte die Königin Margaretha durch die kalmarsche Union alle drei nordischen Reiche, Schweden, Dänemark und Norwegen; eine Union, welche die Quelle mehr als hundertjähriger Kriege war. Vermöge derselben sollte der König, wenn man seine Kinder nicht zu Thronfolgern ernennen wollte, durch eine freie Wahl wechselweise aus den drei Nationen erwählt werden. Er hatte die Obliegenheit, seine Residenz nach der Reihe in den drei Königreichen zu halten, und die Einkünfte nicht über die Gränzen zu schicken, sondern sie zum Besten desjenigen Landes zu verwenden, das sie

geliefert hatte; dabei sollte jedes Königreich seinen Senat, seine Gesetze, Vorrechte und Freiheiten behalten; so wie auch alle Statthalter und Kriegsbefehlshaber, Bischöfe und Magistratspersonen, ohne Ausnahme, selbst die Soldaten in den Festungen, aus Eingebornen bestehen sollten. —

Die Kron-Domainen in Schweden waren gering, und bestanden blos in einigen bei Upsala gelegenen Ländereien; und so eingeschränkt waren die königlichen Vorrechte, bei der gesetzlichen Macht des Senats, daß der Monarch nach der Verfassung nur als der Oberbefehlshaber der Kriegsmacht, nnd als der Oberpräsident des Reichsraths betrachtet wurde. — Die vier Stände, die Geistlichkeit, die Ritterschaft, die Bürger und die Bauern, wurden hier durch Abgeordnete repräsentirt, wobei ein jeder dieser Reichsstände seinen Wortführer hatte. Bei der Geistlichkeit war es der Erzbischof von Upsala; bei der Ritterschaft der Reichsmarschall; bei dem Bürgerstande ein Bürgermeister von Stockholm, und bei den Bauern ein aus ihrer Mitte gewählter Sprecher, den sie, wegen dieses Redeauftrags, Taleman nannten.

Die Bauern sowohl als der Adel hatten von ihren Privilegien hohe Begriffe, und schon der Gedanke eines Eingriffs in dieselben brachte sie zu den Waffen.

So war in Schweden die Lage der Dinge im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, als das Schicksal durch ausserordentliche Wege einen seltnen Mann, gerade im rechten Zeitpunkt, an die Spitze einer rohen aber edlen Nation stellte, der sie aus der Dun-

kelheit hervorzog, und in die Reihe kultivirter Völker versetzte.

Gustav, mit dem Familiennamen Erichson, ein Abkömmling der alten Könige von Schweden, wurde am 12ten Mai 1490 im Kirchspiel Ockestad, 3 Meilen von Stockholm, im Privatstande geboren, zu einer Zeit, da sein Vaterland gewissermassen eine Provinz von Dänemark war und eine sehr schwankende Selbstständigkeit hatte. Sein Vater, Senator des Reichs, gab seinem Sohne für die damalige Zeit die bestmöglichste Erziehung, die hernach der Reichsvorsteher Swante Sture vervollkommnete. Dieser Regent ließ ihm an seinem Hofe alle ritterliche Uebungen lehren, und in Upsala studiren, wo er seine Talente, und besonders seine seltne Beredtsamkeit entwickelte.

Die drei nordischen Königreiche, Schweden, Dänemark und Norwegen, waren, wie oben bemerkt, durch die kalmarsche Union vereinigt, wobei einem jeden Königreiche seine Freiheiten, Vorrechte, Gesetze und Regierungsweise versichert worden waren. Indeß hatten sie nur Einen Herrscher, der immer in Dänemark thronte, keinen Vertragsarticel beobachtete, eigenmächtig verfuhr, und Schweden wie ein unterjochtes Land behandelte.

Schweden, das die angemaßte Oberherrschaft der dänischen Monarchen, wegen ihrer Verletzung des Vertrags, nicht anerkennen wollte, und deßhalb fortdauernd Krieg mit Dänemark führte, wurde damals von Reichsvorstehern regiert, die man erwählte, und die diese Würde lebenslang behielten.

Chri-

Christiern, ein unwürdiger, blutdürstiger Monarch, hatte damals den Thron von Dänemark und Norwegen bestiegen. Sein größter Wunsch war jetzt, auch König von Schweden zu seyn, das sich bei dem Tode seines Vaters eine Art Unabhängigkeit von Dänemark errungen hatte. Er wollte die kalmarsche Union wieder herstellen, wenigstens die Vereinigung der drei nordischen Königreiche, ohne jedoch auf die Artikel des Vertrags zu achten.

Christiern seegelte nun mit einer Flotte nach Schweden, und landete in einiger Entfernung von der Hauptstadt; wo seine Truppen nur hinkamen, wurde alles mit Feuer und Schwert verwüstet, um auch durch das Schrecken der Verheerung den Widerstand der Einwohner zu lähmen. So marschirte er bis vor die Thore von Stockholm, und fieng an die Stadt zu belagern. Der Zeitpunkt war für ihn günstig. Sture, der Reichsvorsteher von Schweden, befand sich damals in Südermannland, die Erscheinung einer feindlichen Kriegsmacht war unerwartet, und die Einwohner auf eine Belagerung nicht vorbereitet. Der Haß gegen die Dänen aber belebte alles; die Bürger ergriffen die Waffen, verbanden sich mit den Soldaten der Besatzung, und thaten oft heftige Ausfälle. Es war den Belagerern auf diese Weise unmöglich, wesentliche Fortschritte zu machen; sie verloren viele Menschen, und fanden es überaus schwer, sich Lebensmittel zu verschaffen.

Zu dieser mißlichen Lage der Dänen kam die Aussicht, bald die Armee des Reichsvorstehers vor sich zu sehen, der mit einer starken Macht herbeieilte. Täglich wurden seine Truppen durch große

Schaaren von Landleuten verstärkt, die von allen Seiten herbeizogen, die Dänen zu bekämpfen. Viele dieser Menschenhaufen kamen von ihren Gebirgen herab, wie Herkules gekleidet in wilde Thierhäute und bewaffnet mit Keulen; andere Haufen, nicht weniger sonderbar in Kleidung und Rüstung, giengen aus ihren finstern Wäldern hervor, und schlossen sich an die regulären Truppen an. Die dänischen Befehlshaber riethen Christiern die Ankunft dieser Feinde nicht zu erwarten, sondern die Belagerung aufzuheben; allein der König bestand darauf, sie fortzusetzen, und ließ nicht eher nach, als bis er dem Augenblick nahe war, von den Schweden eingeschlossen zu werden. Jetzt schiffte er sich eiligst ein; allein Sture ließ ihm hiezu nicht die erforderliche Zeit; die Schweden kamen noch an, bevor die Einschiffung vollendet war. Von den am Ufer befindlichen Dänen wurde nun der größte Theil niedergehauen, oder gefangen genommen, worunter sich eine große Anzahl von Offizieren befand, die Freiheit und Leben aufgeopfert hatten, um die Abfahrt ihrer Kriegsgefährten zu decken. Erichson führte an diesem merkwürdigen Tage die Reichsfahne.

Das Unglück dieser Expedition war hierdurch noch nicht für Christiern geendigt. Seine Flotte konnte nicht absegeln. Die Winde waren anhaltend widrig, dabei folgte ein Sturm dem andern; die Dänen waren auf der Rhede von Stockholm über drei Monate lang wie gebannt. Der Mangel an Lebensmitteln nahm immer zu; es fehlte sogar an Wasser. Krankheiten, Seuchen und Tod wütheten am Bord der Schiffe; und täglich mußte man See-

leute und Soldaten in die Wellen begraben. Die Verzweiflung trieb diese Elenden, Landungen zu wagen, um sich mit Gewalt Nahrung zu verschaffen; allein Erichson ließ die Flotte nicht aus dem Gesichte, hielt das Ufer wohl besetzt, und vereitelte alle solche Versuche. Der dänische Monarch befand sich in der schrecklichsten Verlegenheit; diese nahm durch einbrechenden Hunger dermassen zu, daß er einen Theil seiner Truppen ans Land setzen, und sie der Barmherzigkeit der Schweden überlassen mußte, während er selbst Sturen um einen Waffenstillstand ersuchte, unter dem Vorwand, wegen der Gefangenen zu unterhandeln. Der Bischof von Wiborg, als Abgeordneter des Königs, benahm sich dabei mit vieler Klugheit; er zeigte dem Regenten, daß dieser von Seiten Schwedens den Dänen in ihrem schrecklichen Zustande großmüthig bewilligte Stillstand leicht zu einem dauerhaften Frieden zwischen beiden Nationen führen könne. Sture wünschte dieß sehnlich, und traute auch vielleicht seinen Feinden einige Dankbarkeit zu; die elende Lage Christierns war ihm nicht unbekannt; eine Folge der Verweigerung des Gesuchs wäre das Todesurtheil der noch übrigen dänischen Truppen und Seeleute gewesen. Dieß Urtheil zu fällen schien ihm zu hart; er bewilligte daher den Waffenstillstaud, und schickte der Flotte sogleich Fahrzeuge mit Lebensmitteln zu.

Der König war so wenig empfänglich für diese Großmuth, daß er vielleicht jetzt auf nichts dachte, als Sture in seine Gewalt zu bekommen; er lud ihn ein, sich zu ihm an Bord zu begeben, wo sie wegen des Friedens unterhandeln wollten; auch sandte er

ihm, um alle Besorgnisse zu entfernen, einige vornehme Dänen als Geissel. Der Regent zeigte sich geneigt die Einladung anzunehmen: allein Erichson, Gad und andere vornehme Schweden, die an der Aufrichtigkeit des Königs zum Frieden zweifelten, und seinen treulosen Charakter kannten, wollten ihren würdigen Administrator keiner Gefahr aussetzen; sie bestanden darauf, durch Bevollmächtigte zu unterhandeln, wenn der König es rechtlich meinte; man lehnte daher den Vorschlag ab, und schlug dagegen Christiern vor, Friedensbothschafter nach einer Gränzstadt zu senden. Dieser Antrag war von neuen Lebensmitteln und Erfrischungen für den König begleitet; dabei wurden ihm auch die Geissel wieder zurückgeschickt. Die ans Land gesetzten und so sonderbar von ihrem Könige verlassenen Dänen waren in Gefahr Hungers zu sterben; sie erboten sich daher gegen den Reichsvorsteher, ihm bloß für die nothwendigsten Lebensbedürfnisse ohne allen Sold zu dienen; allein er nahm ihren Antrag nicht an, sondern ließ sie in einzelnen Haufen nach Norwegen bringen.

Die Noth der dänischen Flotte, so wie der am Bord befindlichen Landtruppen, war zwar vermindert, aber ihr noch nicht von Grund aus abgeholfen worden. Hiezu war ein genaueres Einverständniß mit den Schweden erforderlich. Die Sache war dringend. Der Monarch schlug jetzt vor, selbst in Person nach Stockholm zu kommen; als Geissel verlangte er Gustav Erichson und einige andere Reichsräthe. Dieß wurde zugestanden; und nun säumten die gutmüthigen, auf den Frieden hoffenden Schweden nicht, die Dänen hinreichend mit Lebensmitteln zu versehen.

Gustav Erichson und fünf andere Reichsräthe, Henning Gadd, Lars und Johann, Söhne von Sigges, Olof Rining und Birger Nilsson, fuhren auf einem kleinen Fahrzeuge als Geissel ab. Zur Auswechselung war, in einiger Entfernung von der Flotte, der Ort Kongsham bestimmt, wo bis zur Ankunft des Königs vorläufig von dänischer Seite andre Geissel gegeben werden sollten. Kaum aber hatten die Schweden den halben Weg gemacht, als ein dänisches Kriegsschiff dem Fahrzeug in den Rücken kam, und so dessen Rückweg abschnitt. Der Befehlshaber Krabbe näherte sich, und bezeichnete den schwedischen Edlen einen nahen Ort, wo der König zuvor mit ihnen reden wollte. Erichson nahm hierauf das Wort, und sagte: „sie wären als Geissel geschickt, nicht „aber als Bevollmächtigte; sie hätten also nichts „mit dem Könige zu reden, und würden daher nach „Kongsham fahren, oder wieder umkehren." Die Dänen machten die dringendsten Vorstellungen, die Reichsräthe von diesem Entschluß abzubringen; da sie aber nichts ausrichteten, und die Anstalten zur Rückfahrt sahen, so brauchten sie Gewalt; sie führten das Fahrzeug ihrem Könige zu, dessen Flotte nunmehr, mit Lebensmitteln reichlich versehen, und durch einen sehr guten Wind begünstigt, der sich gerade jetzt erhob, sogleich mit dieser Beute nach Dänemark absegelte. Die betrogenen Geissel wurden nun als Verbrecher verhaftet; dabei ließ Christiern dem Regenten sagen, daß er ihnen als Rebellen die Köpfe würde abschlagen lassen.

Diese treulose Handlung erregte in Stockholm die größte Bestürzung; indessen konnten die Schwe-

den, bei ihrem Mangel an Schiffen, die Ausführung der von den Elementen begünstigten That jetzt weder verhindern noch rächen, und mußten also jene Patrioten ihrem Schicksale überlassen.

Diese edlen Männer wurden Anfangs ins Kastel von Kopenhagen eingesperrt, und hier so grausam behandelt, daß einige derselben umkamen. Sie waren als Feinde des Königs zum Tode bestimmt; allein die Politik einiger schlauen Hofleute rettete sie durch den Rath, sie für gewisse Fälle aufzubewahren, wo man, durch die Drohung ihrer Hinrichtung, den Schweden vielleicht harte Gesetze vorschreiben könnte. Die Gefangenen wurden daher im Lande vertheilt, und Gustav Erichson, den man besonders fürchtete, der Hütung seines Verwandten Banner überlassen, der ein sehr angesehener Mann in Dänemark war, seinen Vetter liebte, und für ihn 6000 Reichsthaler — eine damals in diesem Lande ungeheure Summe — Bürgschaft stellte. Banner führte den Gefangenen auf sein Schloß Kalloe in Jütland, wo Erichson einsam seine Tage verlebte, während Schweden seines Beistandes so sehr bedurfte.

Im Anfange des Jahres 1520 wurde endlich der Krieg von Seiten Dänemarks gegen Schweden förmlich durch ein Manifest erklärt. Der Pabst unterstützte ihn nicht nur, (weil damals die Reformation in Schweden von der Regierung eingeführt wurde), sondern vermochte auch viele Staaten ihm zu diesem Feldzuge Soldaten zu senden. Er erhielt deren aus Norwegen, Pohlen und Preussen, aus England, Schottland und den Niederlanden.

In Deutschland nahm er 4000 Mann in Sold. König Franz I. schickte ihm 2000 Franzosen, und der Herzog Friedrich von Holstein viele Haufen Holsteiner, Friesen und Mecklenburger.

Die Franzosen langten auf sechzehn Schiffen in Dänemark an, und wurden von Gaston de Breze, Prinzen von Faucarmont, angeführt, der bei seinen Truppen mehrere ausgezeichnete Offiziere hatte, welche einen Feldzug im nördlichsten Europa als ein Abentheuer betrachteten. Die mit des Königs von Pohlen Sigismund Bewilligung angeworbenen Preussen bildeten jedoch nur einen wenig zahlreichen Haufen; ihr Anführer war ein Edelmann, Namens Sichen. — Alle diese Soldaten, mit Ausnahme der vorgedachten Franzosen, langten nur zerstreut in Schweden an, je nachdem sie früher oder später zusammengebracht, bewaffnet, und auf Schiffen oder Fahrzeugen, bald an dieser bald an jener Küste herüber geschafft werden konnten; eine Art, wodurch ihr Gebrauch sehr geschwächt wurde.

Um die großen Kosten zu bestreiten, legte Christiern den Dänen ausserordentliche Steuern auf, die sich sogar auf Hühner und Gänse erstreckten; dabei sandte ihm sein Schwager, der römische Kaiser Karl V. den aufbehaltenen Brautschatz seiner Gemahlin, der 300,000 Gulden betrug. Noch war eine Maßregel übrig, dem zum Untergange geweiheten schwedischen Reiche alle Hilfsquellen zu entziehen. Den Lübekern, die, obgleich im Verfall, doch damals noch im Norden wichtig waren, und durch eine kluge Politik ihren bei der zunehmenden Aufklärung Europens unvermeidlichen Fall lange verzögerten, wurde

unter Drohungen und Versprechungen, auf zwei Jahre lang alle Handlung nach diesem Lande untersagt.

Das so schrecklich durch Kriegsheere und Bündnisse, durch geistliche und weltliche Waffen, bedrohete Schweden befand sich nun in einer sehr traurigen Lage. An regulären Truppen hatte man hier nur 500 Mann; die geringe Hoffnung des Widerstandes beruhte allein auf zweckmäßigen Maßregeln das Volk zu bewaffnen. Die Großen aber waren nicht einig; die muthigsten Patrioten und fähigsten Köpfe befanden sich in feindlichen Händen. Es war Winter, und da Christiern mit seinen Rüstungen fertig war, so hielt ihn die rauhe Jahrszeit nicht ab, schon zu Weihnachten loszubrechen. Der dänische General Otto Krumpe drang mit einer starken Armee über Helsingburg in Schweden ein, ohne sich durch Seen, Moräste und Wälder aufhalten zu lassen. Er nahm seinen Zug durch Halland nach Westgothland. Allenthalben wurde die neue Bannbulle an alle Kirchthüren angeschlagen, um dem Volk allen Muth zum Widerstande zu benehmen. Von nun durfte im ganzen Reiche kein Gottesdienst mehr gehalten werden.

Indeß war Sture nicht unthätig. Er zog so viel bewaffnete Menschen an sich, als er nur konnte, und ließ die Hauptwege besetzen, die der Feind passiren mußte; andre Wege wurden verrammelt, die Wälder verhauen und die Brücken abgeworfen. Nun rückte er mit 10,000 Mann schwedischer Bauern den Dänen entgegen, die sich etwas zurückzogen, und sich auf dem See Weter lagerten, der gefroren war.

Der Regent verfolgte sie mit dem Kern seiner Truppen. Bei Bogesund in Westgothland kam es zum Treffen. Die Schweden fochten wie Verzweifelte. Sture selbst war an der Spitze von auserlesenen Reutern, eines aus lauter Edelleuten zusammengesetzten Geschwaders, das Wunder der Tapferkeit that, und alles vor sich her warf. Schon neigte sich der Sieg auf die Seite der Schweden, als ein wohlgerichtetes Kartätschenfeuer der Dänen unter dieser muthvollen Reuterei eine schreckliche Verwüstung anrichtete, und Sture selbst durch eine Kanonenkugel gefährlich verwundet wurde. Seine Soldaten, die ihn für todt hielten, geriethen in Unordnung, flohen, und überließen den Feinden das Schlachtfeld. Bald aber sammelten sie sich wieder und erreichten Strängnäs mit ihrem geliebten Anführer, der, seiner schweren Wunde ungeachtet, alle nöthigen Vertheidigungsanstalten machte

Zwei Wälder in Westgothland, Holwede und Tiwede, wurden damals als Vormauern des schwedischen Reichs betrachtet. Bei dem ersten derselben ließ Sture Schanzen aufwerfen, und besetzte sie mit Soldaten. Der dänische General stürmte sie, wurde aber zurückgeschlagen; nun nahm er den andern Weg über Tiwede nach Upsala, um sich hier mit einigen Anhängern zu vereinigen. Auch hier vertheidigten sich die Schweden mit großem Muthe. Es war den Dänen unmöglich die Schanzen zu ersteigen; sie stürzten immer todt in die Gräben nieder. Nun rückten die französischen Hilfstruppen an, und stürmten die Schanzen, wobei ihr Anführer, der Prinz von Faucarmont, sogleich verwundet wurde. Es ent-

wickelte sich ein sehr hitziger Kampf, und erst mit Anfang der Nacht eroberten die Franzosen die befestigten Anhöhen. Hierauf zogen die Schweden in ihre Wälder zurück, wo sie sich zerstreuten. Der dänische Feldherr durchsetzte itzt ohne Mühe den Tiweder Wald, und drang unaufhaltsam in das Innere des Reichs. Die Schweden, ohne Anführer, setzten ihm nur geringe Hindernisse entgegen. Der Reichsvorsteher und Feldherr der Schweden starb wenige Tage hierauf an seinen erhaltenen Wunden zu Stockholm, wo des anrückenden Feindes wegen die größte Bestürzung herrschte.

Während diese große Begebenheiten in Schweden vorfielen, befand sich der edelste seiner Patrioten, Gustav Erichson, fortdauernd in Kalloe. Er erfuhr hier alles Vorgefallene von den ihn besuchenden Freunden, auch Christierns böse Absichten gegen seine Person. In der Ueberzeugung, daß er seinem Vaterlande in dieser traurigen Lage wesentliche Dienste leisten könnte, ward ihm seine Gefangenschaft zur Hölle. Er wurde nicht streng bewacht, daher suchte er sich durch die Flucht seine Freiheit zu verschaffen, um sein Vaterland zu ermuthigen und zu retten. In Bauerskleidern reiste er zwei Tage lang auf den abgelegensten Fußpfaden. Bei Flensberg schloß er sich an einige deutsche Kaufleute an, die in Jütland Ochsen aufgekauft hatten; er übernahm bei ihnen das Amt eines Viehhüters, und so kam er im September 1519 nach Lübeck, wo er sich sofort aufs Rathhaus begab, und um Schutz bat. Er berief sich auf seine allgemein als unrecht bekannte Gefangenschaft, der er als ein freier Mann

ein Ende gemacht habe; nächst diesem versprach er, Bannern seine Bürgschaftssumme zu bezahlen, sobald er in Schweden angelangt seyn würde. Nach vielen überwundenen Schwierigkeiten bestieg endlich der edle Flüchtling ein Kauffartheischiff, und kam im Mai 1520 glücklich in Schweden an.

Er landete bei Kalmar, da ihn die kreuzenden dänischen Schiffe hinderten, gerade nach Stockholm zu segeln. Noch war Kalmar, die zweite Stadt des Reichs, in schwedischen Händen; Erichson begab sich daher sogleich dorthin, gab sich den Truppen zu erkennen, zeigte ihnen, daß er sich mit Lebensgefahr den Weg zu ihnen gebahnt, um an ihrem ehrenvollen Widerstand Theil zu nehmen, ermunterte sie, ihrem Eide getreu zu seyn, und machte ihnen Hoffnung auf nahe Hilfe. Diese Reden machten keinen Eindruck auf den Kommandanten, der nur eine Gelegenheit erwartete, gegen einen für sich vortheilhaften Vertrag die Stadt den Dänen zu übergeben; eben so wenig achtete die Besatzung darauf, größtentheils aus deutschen Miethsoldaten bestehend, die in Erichson blos einen hilflosen Flüchtling sahen; und da er dennoch mit seinen Vorstellungen fortfuhr, droheten sie, ihn den Dänen auszuliefern, wenn er sich nicht gleich entfernte. Er that nun dieses wieder in der Verkleidung eines Bauern, beständig verfolgt von den ihn allenthalben aufsuchenden Feinden, denen er jedoch nach den größten Gefahren glücklich entgieng, und Südermannland erreichte.

Wir verließen die Dänen, da sie gegen Stockholm anrückten. Die Belagerung gieng sehr langsam und war mit vielen Schwierigkeiten verbunden;

denn Sture's Wittwe Christina munterte Soldaten und Bürger auf zu mannhafter Vertheidigung, schaffte Lebensmittel und Schießbedarf herbei, und so wurde die Stadt mit vieler Tapferkeit vertheidigt. Christiern entschloß sich daher, Stockholm auch von der Seeseite aus zu belagern. Er erschien selbst im Mai 1520 mit einer großen Flotte vor dem Hafen. Nach einer schweren Belagerung gelang es endlich Christiern, die Schweden zu einem Vertrage zu bewegen, vermöge dessen die Einwohner ihre alten Gesetze beibehalten, und keine Steuern ohne Bewilligung der Stände auferlegt werden dürften; dabei versprach er feierlich den Widerstand von Sture's Wittwe und den übrigen Schweden nie zu ahnden, und die Bedienungen im Lande mit gebornen Schweden zu besetzen. So fiel Stockholm.

Kalmar ergab sich jetzt auch ohne Belagerung. Der längst zur Uebergabe vorbereitete Kommandant wartete nur auf den Verkaufsantrag, da denn die Sache schnell zu Staude kam.

Der König hielt am 7ten September 1520 einen glänzenden Einzug in Stockholm, begleitet von Bischöfen und Abgeordneten, von Edelleuten und Geistlichen, 1000 Reutern und 2000 Fußsoldaten. Der Zug gieng nach der großen Kirche, wo Christiern den Segen empfieng, und sodann bei einem deutschen Bürger, Namens Holste, das Mittagsmahl einnahm. Unter Trompetenklang wurde nun der Friede verkündigt, der auf einige Tage überall Freude verbreitete. Der König ließ in Stockholm 4000 Mann als Besatzung zurück, bestimmte den Tag seiner Krönung für den November, und segelte sodann eiligst

nach Kopenhagen zurück, wo seine Gegenwart, wegen eines Aufstandes, sehr nöthig war.

In Dänemark wurde indeß das Loos über das unterjochte Schweden geworfen. Der König und seine Räthe sahen die Schwierigkeit ein, es zu behaupten, wenn man nicht ein großes Kriegsheer darinn unterhalten wollte, das alle Einkünfte des Landes verschlingen würde. Man hatte von dem alten Nationalhaß der Schweden alles zu fürchten, vorzüglich von Seiten des Adels. Diese Besorgnisse und der Wunsch, das eroberte Königreich ohne alle Rücksicht auf Gesetze, ganz nach Willkühr zu beherrschen, führte zu den grausamsten Beschlüssen. Man glaubte, nur allein in der Ausrottung der vornehmsten schwedischen Edelleute die Sicherheit eines daurenden Besitzes zu finden.

Christiern gieng zu seiner Krönung nach Stockholm ab, begleitet von seiner Gemahlin und dem größten Theil seines Hofes. Die Einwohner von Stockholm, die ihr Unglück nicht ahneten und nur an die Krönungsfeierlichkeiten dachten, empfiengen ihren neuen Herrscher freudig. Schon am Krönungstage aber nahm er die Larve ab, und fieng an, mit Verleugnung aller Politik, seine Verachtung gegen seine neuen Unterthanen zu zeigen. Bei der Prozession wurden die Krone, der Scepter, der Reichsapfel, das Schwert, also sämmtliche Reichsinsignien, von Dänen getragen, sodann, mit Ausschluß aller Schweden, eine Anzahl Ausländer zu Rittern geschlagen. Er wollte herrschen als ein gefürchteter Despot. Er wünschte nun die vornehmsten Familien auszurotten, und suchte dazu nur einen schicklichen

Vorwand. Seine Räthe entwarfen verschiedene Pläne. Slaghök bemerkte, daß der Vorwand zu den nöthigen Blutscenen nicht weit zu suchen wäre, da Christiern nicht blos für sich, sondern auch für den Pabst gestritten habe; als König könnte er sein Wort halten, und seinen Gegnern verzeihen, hingegen müßte er sie, als Vollzieher des päbstlichen Bannes, zur Strafe ziehen. Der Erzbischof Trolle, der bei jeder Gelegenheit Christierns Sache vertheidigte, übernahm die so unwürdige Rolle eines Anklägers.

Die Schweden wurden nun auf eine fürchterliche Art aus ihrer Freude aufgeschreckt. Man wollte keine Zeit verlieren. Schon an dem vierten Tage nach dem Krönungsfeste, da die dazu gehörigen Gastmahle noch nicht einmal geendigt waren, wurde ein aus lauter Dänen zusammengesetztes Tribunal errichtet, vor welchem Trolle die edle Christina, den Reichsrath und auch den ganzen Magistrat von Stockholm anklagte, als Strafbare, die ihn seiner Würde entsetzt, und sein Schloß Stäcke, das Erbtheil der Kirche, geschleift hätten. Der König war bei der Sitzung selbst gegenwärtig, um sich an dem traurigen Zustande seiner vormaligen Feinde zu ergötzen. Er suchte jedoch voller Heuchelei das Richteramt von sich abzulehnen, und verwies die Sache an zwei dänische Prälaten, die, wie er sagte, durch die päbstliche Bulle dazu autorisirt wären. Sture's Wittwe wurde zuerst vorgefodert, um, sonderbar genug, das Betragen ihres verstorbenen Gemahls zu verantworten. Sie vertheidigte ihren Gemahl dadurch, daß das Geschehene ein Reichsschluß gewesen sey; sie erinner=

te den König an seinen feierlichen Vertrag und seine Eide. Die Antwort war: er könne nichts entscheiden, und müsse das Urtheil den geistlichen Vätern überlassen. Es war bald gefällt; es hieß: Alle Reichsstände, die durch ihr Verfahren gegen den Erzbischof Trolle den Bannfluch auf sich geladen, müßten als Ketzer sterben.

Nach Bekanntmachung dieses Urtheils entfernte sich der König eiligst; dagegen stürzten Soldaten von seiner Leibwache in den Gerichtssaal, die die Wittwe, die Senatoren und die Magistratspersonen sogleich in Verhaft nahmen. Sie wurden nicht in die Gefängnisse gebracht, sondern blieben als Gefangene auf dem Schlosse, um von hier aus geradezu auf den Richtplatz geführt zu werden. Alles wurde aus Furcht vor dem Landvolke mit einer beispiellosen Eile betrieben, und in der größten Geschwindigkeit auf allen Märkten der Stadt Galgen errichtet. Mehrere der Verurtheilten verlangten nach der Kommunion; allein auch diese Bitte, so wie alle priesterliche Beihilfe, wurde ihnen versagt.

Mit Anbruch des 8ten Novembers im Jahre 152● machten dänische Herolde unter Trompetenschall bekannt, daß bei Lebensstrafe keiner die Stadt verlassen sollte. Alle Thore und Strassen waren mit dänischen Soldaten besetzt, und auf den Marktplätzen Kanonen aufgepflanzt. Bei Todesstrafe sollte ebenfalls kein Einwohner sein Haus verlassen. Dieser letztere Befehl aber wurde nicht befolgt; das grausam getäuschte Volk füllte die Strassen, und zeigte seine tiefe Wehmuth. Es wußte gar nicht, was vorgieng; man hatte alles geheim gehalten; denn

das mit diesen Opfern angefüllte Schloß war nicht geöffnet worden. — Nun erschien eine gräuliche höchst empörende Prozession. Die größten Reichsbeamten, die Reichsräthe, zwei Bischöfe, die vornehmsten der Ritterschaft, die Bürgermeister und der ganze Magistrat von Stockholm, giengen alle paarweise, von Henkern geführt, zum Richtplatze. Es waren vier und neunzig Personen, die durch Geburt, Erziehung, Ehrenstellen, Einsichten und Tugenden ausgezeichnetsten Männer eines ganzen Königreichs, alle in ihren Ornatkleidern, die sie bei der Krönung trugen. Ruhe und Erhabenheit strahlte aus ihrem Gesichte, aber desto unruhiger war das Volk, das von allen Seiten herbeistürzte, laut wehklagte, aber von den Dänen dafür blutig mißhandelt wurde; viele wurden, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, auf der Stelle niedergehauen.

Der Bischof von Strengnäs wurde zuerst enthauptet. Sodann traf die Reihe den mitverurtheilten Bischof von Skara, Vinzentius. Dieser hielt im Namen aller eine Vertheidigungsrede, und ermahnte die Schweden, das itzt so freventlich vergossene Blut zu rächen: nach ihm sprachen der älteste Bürgermeister und einige andere, und riefen das Volk auf, seine Freiheit wieder zu erkämpfen. Die Soldaten aber machten ein solches Geräusch mit ihren Waffen, daß man von diesen Reden nur wenig hören konnte. Um sie auf einmal zu endigen, wurden die Henker herbeigerufen, die sogleich zum Werke schritten. Der Reichskanzler Gregorson war von den weltlichen Räthen der erste, dem man den Kopf abhieb; ihm folgten nach einem Namensaufruf alle

andern,

andern, worunter sich auch Gustav Erichsons Vater befand. Bald war der Markt eine große Blutpfütze, worin die todten Körper schwammen; denn das Blut floß in Bächen vom Markte in die anstossenden Gassen Das Volk erfüllte die Luft mit seinem Jammergeschrei, das von Seiten der dänischen Soldaten neue Mordthaten nach sich zog. Christiern sah diesem abscheulichen Auftritte von dem Rathhause herab zu. Die Leichname blieben zwei Tage und zwei Nächte auf dem Marktplatz liegen, den Hunden und Vögeln zum Raube; erst am dritten Tage wurden sie verbrannt.

Indessen hatte sich Erichson zu Rafnäs, seinem vaterländischen Landgute, ganz in der Stille aufgehalten, als die Gräuelscenen in Stockholm vorfielen, wodurch er aller seiner Verwandten und Freunde, auch seines alten Vaters, so wie seiner ehrwürdigen Mutter, auf eine so unmenschliche Art beraubt wurde. Die Dänen wußten nun unbezweifelt seinen Aufenthalt in Schweden, er wurde daher fortdauernd allenthalben mit vermehrtem Eifer gesucht; auf seinen Kopf war eine große Summe gesetzt, und denjenigen der Tod gedroht, die ihn verbergen würden. Die Furcht überwog jede Empfindung von Mitleid und Großmuth; daher er alle Thüren verschlossen fand; auch das Karthäuser Kloster zu Gripsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, weigerte sich, ihn aufzunehmen. Er verließ Rafnäs, und eilte in das durch die Eigenheiten seiner Bewohner merkwürdige Dalekarlien, in die bekannten Thäler an den norwegischen Gebirgen; ein großer Strich Landes, nicht fruchtbar an Korn, aber desto fruchtbarer an

Menschen, die noch bis auf den heutigen Tag unverändert nach den Sitten und Gebräuchen ihrer alten Vorfahren leben, und sich durch Kleidung und Sprache von den andern Einwohnern Schwedens auszeichnen.

In dieser ganzen Provinz war keine einzige Stadt, blos Dörfer, die, abgetheilt in große Kirchspiele, in der Nähe von Wäldern, oder an den Ufern stehender Seen und Flüsse lagen; andre lagen in unwegsamen Gebirgen, und diese besonders waren mit rauhen Menschen bevölkert. Die ältesten Bewohner dieser Dörfer waren, so wie bei mehreren wilden Völkerstämmen in Nordamerika, die Richter und zugleich die Anführer im Kriege. Weiter aber hatten sie keine Gewalt über die andern. Die Verfassung dieser Bauern war im Ganzen demokratisch: die ganze Dorfmasse war im Besitz der Macht; daher versammelten sich auch sämmtliche Einwohner an allen Festtagen, und entschieden über die Angelegenheiten des Orts. Die ihnen auferlegten Abgaben waren sehr geringe, weil man sich fürchtete, ihren Gehorsam auf die Probe zu stellen. Auch Edelleute lebten in diesen Gegenden, die aber durch Ansprüche und Sitten sich fast gar nicht von den Bauern auszeichneten. Uebrigens war der Charakter dieser Thalmänner von den ältesten Zeiten her ehrlich, aufrichtig, arbeitsam und tapfer im Streit. Zu diesen Menschen nahm nun Erichson seine Zuflucht.

Bevor er aber noch ihr Land erreichte, begegnete ihm ein neues Unglück. Er hatte einen alten Bedienten mitgenommen, und ihn aus den übrigen ausgesucht, da er von seiner Treue überzeugt war; allein

dieser, wahrscheinlich an dem guten Schicksal seines Herrn jetzt verzweiflende, Mensch änderte nun seine Sinnesart, ward ein Bösewicht, und gieng unterwegs mit der ihm anvertrauten Bagage davon. Erichson, der dadurch alles seines Geldes, aller seiner bisher geretteten Kostbarkeiten und Habseligkeiten auf einmal beraubt würde, setzte dem Buben nach, bis sein Pferd nicht mehr fort konnte, und er sich überdieß in großer Gefahr sah; nichts blieb ihm nun übrig, als auch dieß sein letztes Pferd mit dem darauf befindlichen Gepäcke im Stich zu lassen, und sich zu retten. Er warf seine Kleider von sich, legte einen groben Kittel an, schnitt seine Haare ganz kurz ab, setzte einen runden Filz auf den Kopf, und mit der Axt auf der Schulter trabte er wie ein arbeitsuchender Taglöhner fort. Ohne Geld, ohne Gefährten, von allen Menschen verlassen, fast ohne Hoffnung, irrte er in unwirthbaren Wäldern und Gebirgen umher. Endlich kam er nach Fahlun, wo er Arbeit suchte und fand, täglich in den Kupferbergwerken als Handlanger Dienste that, und dadurch seinen armseligen Unterhalt erwarb. Dieses unterirdischen, höchst ungesunden Aufenthalts überdrüssig, suchte er Beschäftigung über der Erde.

In dieser Gegend, im Kirchspiel Wika, wohnte ein reicher Mann, Namens Pehrson, auf dessen Hof er nun Brod fand, und hier in der Scheune als Tagarbeiter drosch. Seine Gehilfen wurden auf ihn bald aufmerksam, sie fanden in seinem Wesen so vieles, was nicht zu seinem Stande paßte. Hiezu kam, daß eine Frau, bei der er wohnte, die Feinheit seines Hemdes bemerkte. Der Herr bekam davon Nach-

richt, ließ den Verkappten kommen, und erkannte ihn, da sie zu gleicher Zeit in Upsala studirt hatten. Erichson gab ihm von den blutigen Vorfällen in Stockholm Nachricht, wovon noch nichts in diesen Gegenden bekannt worden war, und beschwur ihn, sich seines bedrängten Vaterlandes anzunehmen; wobei er sich erbot, an die Spitze des kleinsten Haufens zu treten, in der Zuversicht, daß er bald größer werden würde: allein Pehrson hatte dazu keinen Muth; es schien ihm Vermessenheit, ohne alle Mittel einen mächtigen Feind anzugreifen; er wollte seinen Gastfreund nicht einmal länger beherbergen, rieth ihm zur schleunigen Abreise, auch sich nirgends lange an einem Ort aufzuhalten, und sich weiter ins Gebirge zu flüchten.

Erichson wanderte nun fort, und war gleich am zweiten Tage auf dem Punkt umzukommen. Es war Winter, und die Gewässer waren gefroren: als er über eins derselben gieng, brach das Eis, und nur mit großer Mühe wurde er gerettet, um gleich darauf eine noch größere Gefahr zu bestehen. Er wurde auf einem Edelhof von dem Herrn des Orts, Arend Peterson, erkannt, der unter ihm gedient hatte, und seinen vorigen Befehlshaber jetzt mit offenen Armen empfieng. Erichson, dem sein großes Vorhaben nie aus dem Sinne kam, ließ sich täuschen, und vertraute sich seinem Wirthe, der ihm allen Beistand versprach, allein heimlich beschloß, ihn auszuliefern, um die darauf gesetzte Belohnung zu gewinnen. Er reiste unverzüglich von Hause ab, unter dem Vorwande, die Nachbarn zu erforschen; allein sein Weg gieng zum nächsten dänischen Befehlshaber, dem Pe-

terson alles meldete. Zwanzig Mann wurden zur Verhaftnehmung für hinreichend gehalten, und diese setzten sich sogleich in Bewegung. Erichson aber entgieng auch dieser Gefahr. Peterson's Gattin, eine brave Frau, die ihres Mannes Falschheit kannte, und den Zweck seiner Reise ahnete, rieth ihrem Gastfreund zur schleunigen Flucht, wozu sie ihn mit Pferd und Schlitten versah. Als ihr Mann mit den Soldaten ankam, fanden sie ihn nicht mehr. Erichson irrte umher, und traf zu Sverdsoe einen Dorfpfarrer an, der ihn auch von der Universität her kannte, ihn acht Tage lang in seiner Kirche verschloß, und sodann bei einem redlichen Bauer, Namens Siven Nilson, in dem Dorfe Isala unterbrachte.

Indessen suchte man ihn in der ganzen Gegend auf. Die Ausspäher kamen auch nach Isala, traten in eben die Stube, wo sich Erichson befand, und erkundigten sich nach ihm bei Nilson. Sein Weib, um allen Verdacht von ihrem Gast abzuziehen, behandelte ihn als ihren Knecht, schalt ihn einen Müssiggänger, gab ihm einen derben Schlag auf den Rücken mit einem Spaden, und trieb ihn so zur Thüre hinaus. Er hielt sich jetzt auch hier nicht mehr sicher; Nilson führte ihn daher auf einem Strohwagen nach Mättwick. Dieß war kein leichtes Unternehmen; denn die Dänen hatten alle Päſſe und Brücken besetzt; auch wurde das Fuder Stroh, worinn Erichson eingepackt war, angehalten und durchsucht. Die Dänen stachen mit ihren Spiesen hinein; einer dieser Stösse gieng dem Flüchtling tief ins Bein, der sich jedoch nicht rührte, und so abermals auf eine wundervolle Art entkam. Die Wunde blutete aber so

stark, daß bei dem Fahren beständig das Blut durch das Stroh träufelte, und so den Weg bezeichnete. Der Bauer schnitt eins seiner Pferde in den Fuß, um die etwanigen Spürer zu täuschen, wenn er deren antreffen sollte, und so gelangte unser Reisende glücklich in Rättwick an.

Dieser Ort, keiner der unbedeutendsten in Dalekarlien, schien ihm schicklich zu einem Versuche. Zum Glück war seine Wunde nicht gefährlich. Er nahm sich jedoch keine Zeit, sie zu heilen; kaum war sie verbunden, so begab er sich nach der Kirche, wo die Einwohner versammelt waren, und erzählte ihnen, ohne sich zu erkennen zu geben, in einer kräftigen Sprache die Grausamkeiten des Tyrannen; er stellte ihnen vor, daß diese Grausamkeiten auch zu ihrem Loose fallen würden, wenn sie nicht, so wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren gethan, das fremde Joch abwerfen wollten, wozu jetzt die beßte Zeit wäre. Die Bauern waren bewegt, und versprachen zu den Waffen zu greifen, wenn ihre Nachbarn ein Gleiches thäten. Der erfreute Erichson begab sich nun nach Mora, dem größten und volkreichsten Kirchspiel in den Thälern, das zwölf schwedische Meilen im Umfang hatte.

Indeß verbreitete sich das Gerücht dieser zu Rättwick geschehenen Aufmunterung sehr geschwind, und beunruhigte den auf dem Schlosse zu Westerås residirenden königlichen Statthalter, Heinrich von Melen, ausserordentlich, da die Thalmänner so furchtbar waren. Er verdoppelte daher den Preis auf Erichson's Kopf, und schickte Emissarien in die Thäler, um durch lügenhafte Berichte von Chri=

stiern's Güte und Großmuth jenen Erzählungen zu widersprechen, die Stockholmer Nachrichten als Fabeln zu bezeichnen, und die Landleute irre zu machen. Am thätigsten zeigte sich hiebei der Untervogt in den Thälern, Nils Westgöte, der den Bauern etwas versprach, was am meisten nach ihrem Sinne war, daß nämlich ihre ohnehin geringen Steuern noch vermindert werden sollten; dabei war er rastlos, Erichson in seine Gewalt zu bekommen. Dieser Thätigkeit aber wurden auf eine unerwartete Art Gränzen gesetzt. Ein Däne, Namens Jute, der ehemals als schwedischer Soldat unter Erichson gedient hatte und ihm noch sehr ergeben war, lebte jetzt in Dalekarlien, wo er sich niedergelassen hatte. Kaum hörte er von der Ankunft des geliebten Befehlshabers und von seinen Absichten, so eilte er zu ihm, und war der erste, der ihm unter freiem Himmel den Eid der Treue schwur. Nicht genug an dieser Huldigung, wollte er ihm seine Ergebenheit auf eine sehr auffallende Art bezeugen; er nahm seine Waffen, ging nach dem Edelhofe, wo sich der Untervogt Westgöte aufhielt, und schlug ihn todt. Durch diese rasche That war der Krieg angefangen, der Schwedens Schicksal entscheiden sollte.

Erichson war indeß in Mora angekommen. Hier nannte er seinen Namen. Es waren eben die Weihnachtsfeiertage; daher wurde es ihm desto leichter die Einwohner zu versammeln. Nie waren diese Bauern geneigter zu kühnen Entschlüssen zu schreiten, als an solchen Tagen, wo sie durch die anwesende Menge ihre Begriffe von ihrer Kraft auf eine sinnliche Weise verstärkten, und ihren Zunftgeist nährten. Erichson

bestieg hier einen Hügel, von wo herab er das zahlreich zusammengelaufene Volk anredete; er bot nun seine ganze Beredsamkeit auf, den Zustand des Landes schrecklich zu schildern: die Vornehmsten des Reichs unschuldig aufs Blutgerüste geschleppt; so viele andere edle Schweden jämmerlich ermordet; allenthalben höchst drückende Auflagen, Plagen und Verfolgungen, durch Plünderung ausgeleerte Häuser, schlechtbestellte Aecker, und ein unsicheres Leben. Er zeigte ihnen die Gefahr, der er sich durch Nennung seines Namens aussetze, allein er achte nichts, da alle seine theuersten Verwandten entweder hingerichtet wären, oder in Ketten lägen; auch gab er ihnen Nachricht, daß nächstens, unter dem Vorwande Winterquartiere zu beziehen, dänische Truppen in ihre Provinz kommen würden, die Einwohner auch hier, so wie aller Orten, zu entwaffnen; daß sodann diese grausamen Feinde Schwedens, Herren ihrer Dörfer, ihrer Freiheit und ihres Eigenthums seyn würden, wenn sie sich nicht entschlössen, ihnen zuvorzukommen; daß seine Freunde und alle patriotische Schweden dieß erwarteten, um auch loszubrechen, und daß sie auch auf auswärtige Hilfe rechnen könnten. Erichson erinnerte die Thalmänner an ihre Vorfahren, und daß sie immer als die Beschützer von Schwedens Freiheit wären betrachtet worden: nun rief er sie auf, auch jetzt sich als schwedische Männer zu zeigen, das vergossene Blut zu rächen, und Schweden zu retten; wobei er sich erbot, mit den Patrioten, die sich bewaffnen würden, ins Feld zu ziehen, und mit ihnen zu siegen, oder fürs Vaterland zu sterben.

Bei dieser Rede kamen dem Redner die Thränen in die Augen; auch viele Bauern wurden äusserst bewegt, überhaupt machte sie starken Eindruck, und wurde mit Geschrei und Lärmen beantwortet; allein das Volk war nicht gleich gestimmt. Ein Theil schrie: Rache! Rache! Viele liefen auch nach ihren Waffen, und wollten dem Redner gleich folgen; Andre aber riethen bei einer so gefahrvollen Unternehmung Vorsichtigkeit an. Es kam hier vieles in Betrachtung. Noch waren diesem Thalvolke keine neue Steuern aufgelegt worden. Man war des Krieges müde, der lange genug gedauert hatte. Kein neuer Krieg konnte dieser Menschenklasse Vortheile verschaffen. Die Besorgnisse der Tyrannei waren auch bei ihnen noch sehr geringe; denn die bisherigen Verfolgungen gingen nur allein den Adel an; ein Angriff in ihren Thälern, Wäldern und Gebirgen schien ihnen nicht wahrscheinlich, auch kannten sie Erichson nur sehr unvollkommen. Sie versicherten ihn indeß ihrer Zuneigung, und riethen ihm, vor allen Dingen einen sichern Zufluchtsort zu suchen, mit dem Bedeuten, daß sie vor ihrem Entschluß erst die Meinung ihrer Nachbarn hören wollten.

Ein sehr unerwartetes Ereigniß aber, das vom Schicksal gerade in diesem kritischen Augenblick herbeigeführt wurde, verstärkte die vorher gehörten Gründe zu Ergreifung der Waffen, und veränderte die Stimmung selbst der Alten und Erfahrnen. Noch waren die Einwohner versammelt, und Erichson unter ihnen, als ein Trupp von hundert Dänen, die von dem Zweck der Versammlung Nachricht erhalten hatten, und daher den ihnen gefährlichen Flüchtling

aufheben wollten, auf Mora losstürzte, und dieß mit solchem Geschrei und wildem Benehmen, als wenn sie den Ort ausplündern wollten. Den Thalleuten war in ihren friedlichen Wohnungen dergleichen Auftritt neu; sie hatten gewisse edle, leider! jetzt unmodische Begriffe von der Gastfreiheit, und hielten es für schimpflich, einen Fremden, der seine Zuflucht zu ihnen genommen hatte, vor ihren Augen wegschleppen zu lassen. Sie wurden daher sehr aufgebracht, und läuteten sofort die Sturmglocke; und da der Wind den Schall nach den nächsten Kirchspielen trieb, so wurde dort ebenfalls Sturm geläutet. In Kurzem kamen einige tausend bewaffnete Bauern herbeigeeilt, stürmten den umzäumten Pfarrhof, wo sich die Dänen gelagert hatten, und wollten sie alle todtschlagen. Nur allein durch das Versprechen, Erichson ruhig fortziehen zu lassen, und indeß zu verweilen, retteten sie ihr Leben. Der Verfolgte dankte seinen Befreiern, und nahm seinen Weg nach den Westernthälern, um im Nothfall seine Sicherheit in den Wildnissen zu suchen.

Kaum war er fort, so fand sich ein anderer schwedischer Edelmann, Lars Olofson, ein Mann von Ansehen und Erfahrung, auch in Mora ein. Dieser erneuerte gegen die Bauern das schreckliche Thema, und zwar mit solchen Zusätzen, die eben damals das Gerücht verbreitet hatte. Es hieß: „Christiern „würde nächstens eine Blutreise in ganz Schweden „vornehmen, und auch in die Thäler kommen; auf „jedem Lehnhofe sollten neue Galgen errichtet wer„den; eine große Schatzung wäre bereits ausgeschrie„ben worden, und würde auch in Kurzem nach Dale-

„karlien gebracht werden; wobei das unsinnige Gerücht nicht vergessen wurde, daß, um einer Empörung zuvorzukommen, einem jeden Bauer ein Arm „und ein Bein abgehauen werden sollte.“

Die Thalmänner waren bei dieser Nachricht ganz betäubt, und bedauerten laut, daß sie Erichson hatten abziehen lassen. Olofson erfuhr jetzt mit freudiger Verwunderung seines ehemaligen Kriegsbefehlshabers Anwesenheit in diesen Thälern, und bewies den ehrlichen Landleuten, daß gerade dieser Erichson der einzige Mann in Schweden wäre, der sie und das ganze Reich retten könnte. Diese Reden wurden von einem andern flüchtigen Edelmanne, Namens Michelson, bestätigt, der aus den Wäldern nach Mora kam, und das Blutbad in Stockholm selbst mit angesehen hatte. Seine Beschreibung der Blutscenen und Gräuel als Augenzeuge, nebst der Anführung, wie man selbst den Leichnam ihres geliebten Sture in der Gruft nicht verschont hätte, setzte sie in Wuth, und riß alles mit sich fort. Nun beschlossen diese Thalmänner oder Dalekarlier, einmüthig die Waffen zu ergreifen. Ihre erste Sorge war, Erichson davon Nachricht zu geben, der jetzt durch Eilboten, die auf Schlittschuhen liefen, allenthalben aufgesucht wurde. Sie trafen ihn im Kirchspiel Lima an; ihr Antrag machte ihm unbeschreibliche Freude, auch kehrte er sogleich nach Mora zurück.

Es waren hier gleich zwei hundert Mann bereit, ihm zu folgen. Mit diesen ging er auf das große Kupferberger-Lehn los. Hier wohnte der Bergvogt in einem festen Schlosse, das eine ansehnliche Besatzung hatte. Die Dalekarlier verbargen sich in ei-

nem nahe gelegenen Walde, bis die Nacht einbrach, da sie dann das Schloß erstürmten, und alles, was sich zur Wehre setzte, niederhieben. Nur mit großer Mühe rettete Erichson das Leben des Bergvogts, der mit allen andern dort befindlichen Dänen gefangen wurde. Die Eroberer fanden hier eine starke Kasse königlicher Gelder, die ihr Anführer als Besoldung unter seine Leute vertheilte. Dieser Angriff machte gewaltigen Lärm; die Flüchtlinge und andere mißvergnügte Schweden eilten in Menge herbei, so daß Erichson wenig Tage nachher an 3000 Mann unter seinem Befehl hatte. Es war auch Beute gemacht, oder mit andern Worten, geplündert worden. Viele dänische Handelsleute hatten den Umstand der Eroberung Schwedens benutzt, und waren hieher gekommen, Handel zu treiben. Jetzt aber wurden sie mit in die Proscription ihrer Landsleute verwickelt, ihre Waaren geraubt, und ihnen blos ihr Leben gelassen. Erichson, der noch wenig Gewalt über seine neugeschaffenen Soldaten hatte, konnte diese Ausschweifungen nicht hindern. Die Bauern kleideten sich in die Zeuge, die man Handelsleuten abnahm, unter welchen Waaren sich auch einige Stücke Seidenzeug befanden, woraus man Fahnen verfertigte.

Mit jedem Tage verstärkte sich Erichsons Macht durch Vaterlandsfreunde. Er nahm Upsala mit Sturm ein, rückte gegen Stockholm an, und lagerte sich am Brunkenberge. Er zeigte von dieser Höhe seinen Soldaten vier Galgen, die noch voll unschuldig hingerichteter Schweden hingen, mit den Worten: „Sehet hier die Spuren der dänischen Regierung!“ Auf dem Reichstag zu Wadstena ward er zum Reichs-

feldherrn von Schweden ernannt. Eine Stadt fiel nach der andern, und bald war kein Feind mehr in Schweden zu sehen.

Johanna d'Arc.

Johanna d'Arc oder Day, eines Landmanns Tochter, im Dorfe Dom Remi, bei Vaucouleurs, an der Gränze von Lothringen und Champagne, bewährte die Kraft der Begeisterung über alle irdische Gewalt, und die Einfalt einer gläubigen Seele machte die Kühnheit übermüthiger Feinde zu Schanden. In dem religiösen Gemüthe der Johanna ward der Schmerz über das Unglück des geliebten Königs, mit welchem die immer steigenden Bedrängnisse desselben alle, die ihn und das Vaterland liebten, erfüllten, ein Hinwenden und ein Vertrauen zu der Hilfe Gottes; und ihre innere Reizbarkeit und Regsamkeit erblickte Erscheinungen himmlischer Gestalten, der Maria, der heiligen Katharina und des heiligen Michael, womit eine durch den damaligen Zeitgeist zu solchen Gestaltungen gewöhnte Phantasie sie umgab.

In der festen Versicherung von dieser Hilfe, in ihrer eigenen Stärke und Beharrlichkeit endlich, die in ihrem folgenden Leben durch herrliche Thaten sichtbar ward, und die, lebendig gefühlt, zu jenen übrigen Gefühlen sich gesellte, empfand sie den Beruf, jene Verheissungen zu erfüllen, als an sie ergangen.

Die Demuth aber, mit welcher sie diesen Beruf erfüllte, die Unbefangenheit, die frei war von persönlichen Leidenschaften, zwang die neben ihr Stehenden, eben so gläubig sich hinzugeben dem Zuge göttlicher Kraft, der durch sie sprach, als sie die über ihr Stehenden bewog, die Erscheinung zu höhern Zwecken zu nutzen, zur Einfalt die Weisheit, zum Glauben der Seele die Kraft des Arms gesellend.

Durch eine solche Vereinigung ward das Unmögliche möglich gemacht, was die Jungfrau versprach, die Befreiung Orleans, die Krönung des Dauphins zu Rheims, und die Verjagung der Engländer aus Frankreich. Schwer, wie jenem Kolumbus, der eine Welt versprach, die man nicht sah, wollte man ihr Glauben beimessen; und der Ritter Baudricour zu Vanculeurs, zu dem sie ihr Oheim, dem sie sich anvertraut hatte, führte, rieth demselben durch Strafe sie von ihrem Wahne zu befreien. Der Schmerz, den sie über diese Zurückweisung empfand, war nur ein Beweis mehr für die Festigkeit ihrer Ueberzeugung. Sie verließ endlich, von einigen Rittern begleitet, ihre Heimat.

„Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften,
Ihr traulich stillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf euch wandeln;
Johanna sagt euch ewig Lebewohl.
Ihr Wiesen, die ich wässerte! ihr Bäume,
Die ich gepflanzet, grünet fröhlich fort!
Lebt wohl, ihr Grotten, und ihr kühle Brunnen!
Du Echo, holde Stimme dieses Thals,

Die oft mir Antwort gab auf meine Lieder!
Johanna geht, und nimmer kehrt sie wieder!

Ihr Plätze alle meiner stillen Freuden,
Euch laß ich hinter mir auf immerdar!
Zerstreuet euch, ihr Lämmer auf den Heiden,
Ihr seyd jetzt eine hirtenlose Schaar;
Denn eine andere Heerde muß ich weiden,
Dort auf dem blut'gen Felde der Gefahr.
So ist des Geistes Ruf an mich ergangen;
Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen.

Sie nahm nun ihre Reise zu dem Könige, den Baudricour indessen schon von dem Vorfall benachrichtigt hatte; und da sie durch diesen gefährlichen Weg, der ringsum von Feinden umgeben war, von Vaucouleurs bis Chinon, glücklich ankam, so erregte dieß schon das Erstaunen aller Anwesenden. Sie ward vor den König geführt, in männlicher und ritterlicher Kleidung, die sie seitdem nicht wieder ablegte, theils als viel schicklicher für das Geschäft, welches sie ausführen wollte, theils um unter den Männern, von denen sie umgeben war, jede sinnliche und sündliche Begierde abzuhalten.

Obgleich von Jugend an nur gewöhnt, Heerden zu weiden, oder auch am Spinnrocken zu sitzen, trat sie doch mit Zuversicht und Kühnheit zu dem König. Man sagt, sie habe ihn, der sich geflissentlich versteckt gehabt, aus allen Rittern gleich hervorgefunden. Dann habe sie ein nur ihm allein bekanntes Geheimniß erzählt, darauf ein Schwert verlangt und genau nachgewiesen, das, jedem unbekannt, in der

Katharinenkirche zu Fierbois mit fünf Kreuzen bezeichnet, gelegen habe, und nach geschehener Nachsuchung auch wirklich daselbst gefunden worden sey. Der König ließ nun zu Poitiers vor einer Versammlung von Rechts- und Gottesgelehrten ihre Aussagen prüfen, wobei man ihr mancherlei verfängliche Fragen vorlegte, auf die sie mit Verstand und Einfalt antwortete. Ein Karmelitermönch, ein sehr gelehrter und strenger Mann, sagte, die heilige Schrift verbiete, solchen Reden zu glauben, wenn sie nicht durch Zeichen und Wunder bestätigt würden. Darauf antwortete sie mit fester Stimme: sie wolle Gott nicht versuchen. Das Wunderzeichen, welches Gott ihr anbefohlen, sey, die Belagerung von Orleans aufheben zu machen.

Man beschloß nun, mit dem letztern einen Versuch zu machen, und zuerst unter ihrer Leitung Lebensmittel nach Orleans einzuführen. Mit einer kleinen Schaar Bewaffneter, auf einem Pferde, das sie geschickt zu tummeln wußte, machte sie sich auf nach diesem Orte. Zu Blois, wo sie sich einige Tage aufhielt, um mehrere Truppen zu erwarten, ließ sie eine weisse Fahne verfertigen. Auf derselben war Gott mit der Weltkugel in der Hand abgebildet, nebst zweien Engeln an jeder Seite, und daneben die Namen: Jesus, Maria. In der Kirche des heiligen Erlösers in dieser Stadt ward die Fahne eingesegnet. Zu dieser Fahne sollten sich nun die kämpfenden Soldaten halten, in den Sinnbildern derselben immer vor Augen habend den himmlischen Beistand, der sie beglückte. Lenken sollte sie und stählen

das

das Schwert des Kriegers, welches sie selbst nicht führen mochte, des Mordens sich enthaltend.

Mit diesem wehenden Paniere zog sie voran gen Orleans, welches zu verlassen sie von Blois aus schon dem englischen Befehlshaber geboten hatte. Gieb die Schlüssel zurück, hatte sie sagen lassen, aller der Städte, die du bezwungen! Die Jungfrau kommt, von Gott gesendet, des Königs Gut zurückzufodern. Wenn ihr nicht dem Worte Gottes und der Jungfrau glaubet, so werden wir euch mit harten Schlägen schlagen, wo wir euch treffen, und die Franzosen werden durch der Jungfrau Hilfe die merkwürdigste That ausüben, die jemals in der Christenheit ist gesehen worden. Auf die Rückseite schrieb sie: „Vernehmt das Wort Gottes und der Jungfrau, an den Herzog von Bedfort, der sich Regent von Frankreich nennt für den König von England.

Sollten die Feinde aber wirklich in diesen Reden das Wort Gottes anerkennen, mußte es auch selbst in dem Heere lebendig seyn. Sobald die Jungfrau bei dem Heer ankam, mußten alle beichten, und sich der göttlichen Barmherzigkeit empfehlen. Sie beschränkte das Fluchen, das Spielen, ja selbst das Plündern, und alle Weibspersonen mußten sich entfernen; man sah sie, eine dieser Unzüchtigen einstmal verfolgend, den Degen ihr auf den Rücken schlagen.

Unter öfterm lauten Singen von Kirchenliedern näherte man sich Orleans, und zog glücklich in die Stadt ein. Sie wurde mit vielen Freudenbezeugungen empfangen, und ihr in dem Hause des Schatzmeisters, des Herzogs von Orleans, eine Wohnung

eingeräumt. Da sie vom frühen Morgen an bis zum Abend ganz bewaffnet zu Pferde gewesen war, ohne abzusteigen, ohne zu essen und zu trinken; denn sie entzog sich niemals irgend einer Mühseligkeit; so entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine treffliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewohnten Mäßigkeit nahm sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, wozu sie ein wenig Brod aß. Hierauf ging sie in das für sie zubereitete Zimmer, und legte sich zum Schlafen nieder. Die Tochter des Schatzmeisters schlief mit ihr in demselben Zimmer. So hielt sie es immer; und wo ihr weibliche Gesellschaft fehlte, mußte die Rüstung, in welcher sie dann schlief, der Schutz und Bewahrer ihrer Jungfräulichkeit seyn.

Unter der Anführung der Jungfrau machten nun die Franzosen mehrere glückliche Ausfälle, wodurch das ganze Heer wieder mit Muth gestärkt wurde. Aber auch die feindlichen Truppen bewiesen sich ungemein tapfer. Denn das letzte und stärkste Fort der Engländer, mit dessen Eroberung sie auch die Belagerung aufhoben und von Orleans abzogen, vertheidigten sie mit so großem Muthe und mit solcher Beharrlichkeit, daß der Kampf einen langen Sommertag hindurch dauerte. Die Jungfrau selbst ward dabei verwundet und vergoß viel Blut. Sie ließ sich verbinden, und ging, nachdem sie bei ihrem sie stets begleitenden Priester gebeichtet hatte, in den Kampf zurück, der sich glücklich endete, durch den listigen Gebrauch, den ein Franzose von ihrer Fahne machte, dadurch, daß er mit derselben gegen den Wall lief. Die Jungfrau ging ihm nach, um ihre Fahne

zu haben; die Soldaten, die dieß für einen freien Entschluß der Jungfrau hielten, liefen ihr nach, obgleich sie sich schon zum Rückzuge gerüstet hatten.

Von Orleans begab sich die Jungfrau zum König nach Tours, kniete nieder vor ihm und sprach: „Wohledler Dauphin, (denn so nannte sie ihn immer vor der Krönung) kommt nun und empfanget die heilige Salbung und Eure königliche Krönung zu Rheims!“ Der König und viele der Anwesenden waren in dem darüber gehaltenen Kriegsrathe der Meinung, die verlornen Städte und Burgen erst wieder zu erobern, und die Ufer der Loire von den Feinden zu reinigen. Doch folgte man endlich der Jungfrau, um die sich, von ihrem Rufe gelockt, von allen Seiten her Truppen sammelten. Mit diesem ansehnlichen Heere machte man sich von Gyen aus auf, den Weg nach Rheims anzutreten, der schwierig und gefährlich war, da fast alle Städte in der Picardie, Champagne u. s. w. noch in des Feindes Händen sich befanden. Auxerre ließ auch den König nicht ein, gab ihm aber doch Lebensmittel. Troyes that heftigen Widerstand. Es war großer Mangel an Lebensmitteln, so daß man größtentheils von zerriebenen Aehren, die man auf dem Felde fand, leben mußte. Alle riethen umzukehren und mit dem gefährlichen Unternehmen eine günstigere Zeit abzuwarten. Aber die Jungfrau bot alles auf, doch noch zwei Tage zu verharren. Voll Vertrauen zu Gott, versprach sie innerhalb dieser Zeit die Eroberung dieser Stadt, wie Kolumbus voll Vertrauen zu seiner Wissenschaft das feste Land versprach seinen muthlosen Matrosen. Man versuchte unter ihrer

Anführung noch einen Angriff auf die Stadt, der so gut gelang, daß die Einwohner sich ergaben.

So ging die Reise fort, und schon am 17ten Jul. 1429, dem zweiten Tag nach dem Einzuge, fand die Krönung statt. Ganz eiligst mußten in der Nacht die Zubereitungen dazu gemacht werden. Johanna stand während der Handlung mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige. So war von ihr die zweite Verheissung erfüllt, und sie begleitete nun das Heer, um auch die letzte noch übrige Aufgabe zu lösen, nämlich die Vertreibung der Engländer. Sie half die englischen Truppen in dem folgenden Jahre bei Lagny schlagen, und eilte von dieser Stadt nach Compiegne, welches die Feinde belagerten. Bei einem unglücklich abgelaufenen Ausfalle, wo sie, nach ihrer Gewohnheit bei Rückzügen, langsam ritt und sich oft gegen die Verfolger umwandte, war sie von den Ihrigen so weit entfernt, daß, da man von diesen nichts mehr sah, sie nahe vor der Landwehr der Stadt, Abends den 23ten Mai 1430, von einem Krieger gefaßt und vom Pferde gezogen wurde. Die Engländer betrachteten sie als einen herrlichen Fund, den zu sehen man eben so viele Freude als Begierde hatte, und worüber sie in allen Kirchen zu Paris, das noch in ihren Händen war, das Te Deum singen liessen. Sie hatte nun während ihrer Gefangenschaft, ein volles Jahr hindurch, ein ungemein hartes Schicksal. Endlich wurde sie zum Tode verurtheilt. Den 30. Mai 1431 kam sie auf dem Richtplatz an, um da lebendig verbrannt zu werden.

Johanna bestieg den Scheiterhaufen, von einem Geistlichen begleitet, der so gerührt und so eifrig im

seinem Trösten und Beten war, daß Johanna ihn auf die geschehene Anzündung aufmerksam machen mußte, und ihn darauf bat, wenn er unten sey, ihr das Kruzifix recht hoch zu halten. Langsam, um die Marter zu vergrössern, ward sie zu Asche verbrannt, welche man hernach in die Seine warf, damit keine Spur von ihr zurückbleiben möchte. —

Mit Segen und Rührung dachte man in Frankreich an den Tod der Jungfrau, und ihre Familie wurde vom König in den Adelstand erhoben.

Hachette.

Als im Jahr 1412 Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Beauvais, eine Stadt in der ehemaligen Pikardie, belagerte, wehrten sich die Bürger so tapfer, daß er, der Gegenwehr überdrüssig, beschloß, sie bestürmen zu lassen. Die Burgunder wagten einen sehr heftigen Angriff, überstiegen glücklich die ersten Verschanzungen, und drangen bis an die innerste Stadtmauer vor. Alles in der Stadt gerieth in Verwirrung und floh. Nur Wenige thaten noch dem eindringenden Feinde Widerstand. Da warf sich ein Weib, Namens Hachette, den Fliehenden entgegen. „Ihr flieht!" rief sie, habt ihr keinen König, keine Kinder mehr? Feige! flieht von den Mauern! ich allein will sie vertheidigen."

Auf der Heldin Ruf kehrte wieder Muth in die Herzen der Bürger zurück. Sie folgen ihr und stürzen dem andringenden Feind aufs Neue entgegen.

Aber dreimal zurückgeworfen, fliehen sie wieder zurück in die Stadt und hören nicht mehr auf den Zuruf ihrer Führerin. Von neuem ertönt Heulen und Wehklagen in den Strassen. Man eilt zu den Tempeln und versteckt sich.

Hachette erscheint. „Bürgerinnen! ihr winselt," ruft sie, „da ihr handeln könnt? Die Furcht überlaßt den Männern. Folgt mir! Ergreift die Waffen, die sie wegwarfen! Wenn sie Weiber sind, laßt uns Männer seyn! Folgt mir."

Von einem heiligen Enthusiasmus ergriffen, raffen die Weiber die Waffen auf, und mit Hachette an ihrer Spitze beginnen sie wieder einen heftigen Kampf. Der Feind staunt über die neuen Amazonen und wankt. Hachette erobert eine burgundische Fahne, die Karl selbst beschützte. Karl flieht und die Burgunder mit ihm. Beauvais ist gerettet, durch ein Weib gerettet.

Zur Verewigung dieser glorreichen That befahl König Ludwig XI., daß jährlich eine Prozession gehalten werden sollte, welche die Weiber anführten. Hachette erhielt die eroberte Fahne zum Geschenk, und führte, so lange sie lebte, den jährlichen Zug an; als sie starb, wird das Siegeszeichen in der Dominikanerkirche über ihrem Grab aufgehängt.

II.

Der

Sieg im Befreiungskriege.

Die Schlacht in den catalaunischen Feldern.

In der Mitte des fünften Jahrhunderts trat Attila auf, der Hunnen und vieler Völker König, der gewaltigste aller Erderschütterer, der die Nationen bewegt hat von der großen sinesischen Mauer bis an die Gestade des atlantischen Meeres. Den weichlichen Orient zu erobern, verschmäht' er. Der Occident, voll kraftvoller Barbaren, die in dieser äusserſten Gefahr alle Fehden verschoben, aller Eifersucht vergassen, und an Aetius, den letzten Helden des sinkenden Reichs, sich anschlossen, widerstand ihm kaum. Vom baltischen Meer bis zum großen östlichen Ozean, erstreckte sich sein ungeheures Reich. Schaaren von überwundenen oder zinsbaren Königen bedienten Tag für Tag den großen Attila. Sie lauschten auf seinen Wink, sie zitterten vor seinen Stirnrunzeln, sie vollzogen seine Befehle ohne Widerrede. Zu Friedenszeiten hatten sie abwechselnd die Aufwartung in seinem Lager.

Valentinians III. Schwester, Honoria, bot Attila heimlich ihre Hand. Er forderte sie daher zur Gattin und einen Theil des Reiches als Mitgift. Die Weigerung des Hofes zu Ravenna ward das Signal zum Krieg. Er rufte nun die von ihm abhängigen Völker unter seine Fahnen. Sarmatien sandte die Rugen, Heruler und Gepiden; Germaniens Wal-

bungen die Sueven, Quaden, Thuringen und Markomannen; Skithiens ungemessene Steppen die Hunnen, Neuren und Burgunden, die Gelonen, Bellonoten und Thurcilingen. Wohlgerüstet kamen die Kriegesschaaren, eine jegliche unter ihrem Häuptling oder Führer; aus manchem fernen Himmelsstrich trafen die berühmtesten Könige und Helden zusammen in dem Gezelte Attila's. Herrlich vor vielen war Ardorich der Gepide, durch die Anzahl seiner Krieger nicht weniger, als durch Klugheit im Rath und Tapferkeit im Felde; angenehm dem Attila vor andern Wallamir, der Ostgothe, durch die Milde seiner Sinnesart und eine gewisse edle Freimüthigkeit, wie sie dem erlauchten Stamm der Amaler gebührte.

Als Attila jetzt seine Macht beisammen hatte, verließ er seine Hauptstadt an der Spitze von siebenmal hundert tausend Kriegern. Längs der Donau, auf deren breitem Strom der unermeßliche Vorrath, dessen ein solches Heer bedurfte, am bequemsten nachgeführt werden konnte, durchzog er Pannonien, Noricum und Vindelicien, zerstörte die römischen Festungen längs des Stroms, und verödete jeden Landstrich, den er berührte. In der Gegend, wo der Nekar in den Rhein sich ergießt, ließ er aus den Wäldern der hercinischen Wildniß eine Schiffbrücke zimmern, über deren roh zusammengeschlagenem Getäfel diese ganze unzählbare Reuterei mit unwiderstehlichem Ungestüm sich in die belgischen Provinzen stürzte. Schon stand Attila im Herzen Galliens. Er lagerte sich unter den Mauern von Aurelianum.

Wenn Attila bis dahin so geringen und fast gar keinen Widerstand antraf, so war solches hauptsäch-

lich der Unentschlossenheit der beiden Höfe zu Ravenna und Toulouse zuzuschreiben, deren jeden Attila insbesondere zu überreden gewußt hatte, daß sein Zug dem Nachbar gelte. Aetius war der erste, der die gemeinsame Gefahr begriff. Nicht sobald hatte er erfahren, daß Attila in der That in Gallien eingebrochen sey, als er an der Spitze einer wenig beträchtlichen Mannschaft über die Alpen flog, um wo möglich das ganze Gallien wider den gemeinsamen Feind zu waffnen. Zu seinem äussersten Befremden erfuhr er zu Arelate, daß Theoderich, König der Westgothen, auf den er hauptsächlich gerechnet, der gemeinschaftlichen Vertheidigung sich entzogen und beschlossen hatte, den etwanigen Zuspruch des Feindes innerhalb seiner Gränzen abzuwarten. Um ihn von diesem für die Rettung Galliens höchst gefährlichen Entschlusse zurückzubringen, ward der berühmte Avitus an ihn abgeordnet, welchen Theoderich persönlich kannte und schätzte. Avitus zeigte ihm die Briefe, welche der doppelzüngige Hunne nach Ravenna geschrieben hatte. Er that ihm dar, daß nur durch das Zusammentreten des ganzen bedrohten Occidents diesem treulosen und gewaltigen Feinde mit einiger Hoffnung des Erfolges zu widerstehen sey. Er erinnerte ihn an die Drangsale, welche seinen Vorfahren von diesen nämlichen Hunnen zugefügt worden, als welche, nachdem sie seine Väter aus ihren Besitzthümern jenseits der Donau verdrängt, jetzt ihn bis an den Fuß der Pirenäen verfolgten. Er zeigte, daß jedem Christen gezieme, die Gotteshäuser und die Ueberbleibsel der Heiligen vor dieser rohen Heiden entweihenden Händen zu beschirmen, und jedem

Ausländer, der innerhalb des römischen Reichs eine gastfreundliche Aufnahme gefunden, die eignen Fluren und Weingärten gegen die Raubsucht der allgemeinen Feinde des Menschengeschlechts zu vertheidigen. So eintreibenden Gründen hatte König Theoderich nichts entgegen zu setzen. Mit Eifer ergriff er die ehrenvollste Parthei, die zugleich die sicherste war. Mit Begeisterung erklärte er, sein Reich und Leben für die Rettung Galliens wagen zu wollen. Vier seiner Söhne ließ er zurück, die eigne Gränze zu bewachen. Er selbst, der graue König, zog mit den beiden übrigen, mit Thorismund und Theoderich, an der Spitze eines zahlreichen und streitbaren Volkes aus, um Aetius kleines Heer zu verstärken.

König Theoderichs Beispiel bestimmte den Entschluß mancher benachbarten Völkerschaft, die bis jetzt noch zwischen Attila und den Römern geschwankt hatte. Aufgerufen von Aetius, dem Vorderstreiter in dieser dringenden Gefahr der ganzen christlichen und gesitteten Welt, stand bald ganz Gallien unter den Waffen. Meroveus eilte, des angebohrnen sowohl, als des angenommenen Vaters sich würdig zu bezeugen. Was noch übrig war von den fast vertilgten Burgunden hoffte unter Aetius die gefallenen Brüder zu rächen. In der Schlacht für das Vaterland gedachte Armorica die Schuld eines neuerlichen Aufstandes am rühmlichsten zu tilgen. Die Ibriones, ein vindelicisches Geschlecht, die Ripuarii, wohnhaft zwischen der Maas und Mosel, die an der Mündung des Rheinstroms saßen, Sarmaten, deren mehrere Horden in Gallien waren angesiedelt worden, entflammt durch die Gefahr des Augen-

blicks, vergaßen alle für den Augenblick der wechselseitigen Fehden, und standen zu Aetius, der sich schon an der Spitze eines Heeres befand, das, wenn nicht an Mannzahl, so doch an Heldenmuth und Kriegskunst mit dem des Attila gar wohl sich messen durfte.

Hart bedrängt ward mittlerweile das zwar feste Aurelianum, von dessen Besitz die Herrschaft der Loire abhing, durch die ganze Macht des Attila. Wenig Hoffnung war zu seiner Behauptung, zumal da Sangiban, der Heerführer der Alanen, welcher innerhalb der Stadt den Oberbefehl führte, mit den Hunnen ein verrätherisches Einverständniß unterhielt. Es ward jedoch die Untreue des Alanen noch zu rechter Zeit entdeckt, und alle seine Schritte wurden auf das genaueste beobachtet. Anianus, Bischof des Orts, ehrwürdig durch Tugend und Frömmigkeit, trat an die Stelle des treulosen Befehlshabers. Er, der bisher an der Uebung bescheidener Pflichten sich hatte genügen lassen, glaubte sein Amt nicht zu entweihen, wenn er unter so dringenden Umständen auch des leiblichen Wohls seiner Heerde sich kräftigst annähme. Ehe noch Attila über die Seine gegangen war, ließ er eiligst die Mauern der Stadt ausbessern, sorgte für einen hinlänglichen Vorrath an Lebensmitteln, floh zu Aetius nach Arelate, und nachdem er demselben die Nothwendigkeit eines schnellen Entsatzes dargethan, eilte er innerhalb der Ringmauern seines bischöflichen Sitzes sich einzuschließen, und Sieg oder Tod mit seinen Mitbürgern zu theilen. Unmittelbar darauf erschien das Heer der Hunnen, und der Theil der Stadt, welcher an dem

rechten Ufer der Loire lag, ward augenblicklich mit Wuth bestürmt. Alle Hilfsmittel der damaligen Belagerungskunde benützte Attila, um des wichtigen Ortes sich ohne Zeitverlust zu bemeistern. Anianus allein vereitelte alle seine Anstrengungen. Mit Zuspruch und Beispiel entzündete er die Einwohner, welche Tag und Nacht auf den Zinnen der Mauern stritten, während Weiber und Kinder vor den Altären hingestreckt lagen, und den Herrn der Heerschaaren um Beistand anflehten. Ein dreitägiges fürchterliches Ungewitter, das die Barbaren nöthigte, alle weitere Operationen zu verschieben, verschaffte der geängsteten Stadt eine vorübergehende Erholung. Als aber, sobald die Elemente nur wieder beruhigt waren, die Barbaren ihre Angriffe mit verdoppelter Wuth erneuerten, als weder die zerbröckelnden Mauern den Stößen der Widder, noch die erschöpften Vertheidiger der Uebermacht länger zu widerstehen vermochten, ward mit der stündlich zunehmenden Noth auch in des gläubigen Anianus Gemüthe die Hoffnung des nahen Entsatzes mit jedem Augenblick zuversichtlicher und gewisser. Innigst überzeugt, daß jetzt! jetzt! die Hilfe des Herrn sich offenbaren müsse, sandte er dreimal nacheinander seine Diener ab, um von der Zinne des höchsten Thurms das weite Blachfeld zu überschauen, und, so vielleicht etwas Versprechendes sich zeigen möchte, die willkommne Botschaft ihm augenblicklich zu überbringen. Das erste- und das zweitemal kehrten die Kundschafter zurück, und hatten nichts gesehen. Zum drittenmal gedachten sie eines unscheinbaren Wolkenpunktes, der am Rande des Gesichtskreises sich zeige. Es ist die

Hilfe des Herrn! rief mit prophetischer Zuversicht der erfreute Bischof aus. Es ist Hilfe des Herrn! wiederholten voll gläubiger Hoffnung die Einwohner, und sammelten den Rest der Kräfte, um für wenige Augenblicke noch dem unaufhaltsam daherstürmenden Feinde zu wehren. Jenes Wölkchen dehnte und verdickte sich mit jedem Augenblick. Schon sah man die freundschaftlichen Banner durch den wölkenden Staub blitzen. Ein gelegener Windstoß zerstreute den Staub, und in gedrängter Schlachtordnung erschienen Aetius und Theoderichs unabsehbare Schaaren. Schon hatten die Barbaren die Vorstädte eingenommen, schon waren sie durch das nördliche Thor in das Herz der Stadt hereingebrochen, als zu dem südlichen hereinstürmend die Römer und die Gothen sich ihnen plötzlich entgegen warfen, die Vordersten erschlugen, die Mittleren lebendig fingen (der eben so gütige als heldische Anianus war es, der ihnen das Leben rettete), und die Hintersten in übereilter Flucht die Stadt zu räumen zwangen.

Attila, dem es gefährlich däuchte, im Innern Galliens eine Schlacht zu wagen, hob unverzüglich die Belagerung auf, und fing an in langsamen Tagemärschen und wohlgerüsteter Ordnung sich bis zu den campanischen Ebenen zurückzuziehen, auf deren geräumigen Fläche er hoffen durfte seine unermeßliche Reuterei auf das vortheilhafteste zu benützen. Aetius und Theoderich folgten ihm auf der Ferse; mehr denn einmal gerieth die Vorhut der Römer mit dem hunnischen Nachtrab in das Handgemenge. Es erfolgte manches Scharmützel, das wohl für eine förmliche Schlacht hätte gelten können, wie denn nach

einem derselben nicht weniger denn fünfzehntausend Erschlagene auf dem Wahlplatze liegen blieben. Nicht sobald hatte Attila die gesuchten Ebenen erreicht, als er Halt machte, um auf diesem unermeßlichen Brachfelde eine Schlacht zu liefern, durch welche das Schicksal von Jahrhunderten sollte entschieden werden.

Diese catalaunischen Gefilde, auf welchen schon in früheren Zeiten Aurelian gegen den Tetricus gestritten hatte, die aber durch den Kampf des Süden mit dem Norden, den wir jetzt beschreiben, einen unsterblichen Namen erworben haben, erstreckten sich in der Gegend des heutigen Chalons, das dazumal Catalauni hieß, nach Jornandes unbestimmter Berechnung in einer Länge von wenigstens dreißig und in einer Breite von wenigstens zwanzig deutschen Meilen. Eine einzelne Hügelreihe, welche die Lager der Hunnen und der Römer schied, däuchte beiderlei Heerführern von so großer Wichtigkeit zu seyn, daß Beide in demselben Augenblick sich ihrer zu versichern eilten. Dem raschen Thorismund gelang es, der erste die Anhöhe zu gewinnen. Mit Ungestüm stürzte er auf die von der entgegengesetzten Seite heranklimmenden Hunnen herab, und zwang sie, mit großem Verlust zu den Ihrigen zurück zu fliehen.

Attila, gläubiger, als er pflegte, in dieser schwülen Stunde, befahl die Zeichendeuter zu Rathe zu ziehen. Diese, nachdem sie die Eingeweide der Opferthiere untersucht und ihre Knochen mühsam abgeschaben hatten, äußerten in manchem räthselhaften Spruche, daß zwar freilich den Hunnen kein geringer Verlust bevorstehe, den Feinden aber der Tod des Anführers; und so groß war die Meinung Attila's

von Aetius, auf welchen er die Prophezeiung bezog, daß er den Untergang dieses Einen nicht zu theuer zu erkaufen wähnte mit dem Verlust seines halben Heeres. Der König berief einen Kriegsrath, nicht um über die Schlacht zu rathschlagen, die er beschlossen hatte, sondern um die Kampfbegier, von welcher er sich entflammet fühlte, auch in seinen Feldherren anzufachen. Wortreicher, als sonst seine Weise war, verbreitete er sich über ihren alten Ruhm, über ihre jetzige Lage und die vielversprechende Zukunft. Dasselbe günstige Verhängniß, das ihnen, als fast nackenden und wehrlosen Kriegern, die scythischen Wüsten geöffnet, und seitdem so manche streitbare Nation vor ihnen in den Staub gestrecket, habe heute sie in dieß denkwürdige Gefilde geführet, um allen ihren bisherigen Siegen den Kranz aufzusetzen. Diese unermeßlichen Ebenen eröffneten ihrer Tapferkeit einen freien und ungehemmten Spielraum. Kein Hinterhalt sey hier zu besorgen, keine Kriegslist, die Zuflucht der Feigen. Sattsam offenbare sich die Furcht der Feinde durch diese dichtgeschlossenen Reihen, dieß mühsame Zusammenraffen aller übrigen Kräfte, dieß ängstliche Bestreben, jener unbedeutenden Höhen sich zu versichern, statt deren sie lieber gewählt haben würden, zwischen wolkenhohen Felszacken sich zu verkriechen. Römer wären es, die ihnen gegenüber ständen, Römer, die gewohnt seyen vor der ersten Staubwolke, die ihre Reisigen aufjagten, die Flucht zu ergreifen, die auch dießmal nicht unterlassen würden, vor ihrem ersten Anprellen auseinander zu stieben. Hüten sollten sie sich, mit Verfolgung eines nirgends Stand haltenden Feindes eine

kostbare Zeit zu verlieren; sofort sie jene den Rücken wenden sähen, sollten sie mit vereinter Kraft die barbarischen Auxiliaren zu werfen suchen. Diese, die Gothen, die Alanen, die Franken, seyen der Kern des Heeres. Wären diese einmal gelähmt, so sey die römische Welt die Ihre. „Wohlauf denn! endigte der begeisterte König, folgt eurem Anführer zu dem Lustspiel der Schlacht! Bedenkt, daß nicht der Feind es sey, der euer Schicksal bestimmt. Kein Geschoß wird den berühren, welchen der Kriegsgott aufspart, um die Siegeshymnen zu singen. Wessen Ziel aber vorhanden ist, der wird es finden auch außerhalb des Schlachtgefildes. Auf, wackere Kampfgenossen! folgt Attila in das Gefilde der Ehren! Keiner falle, ohne den, durch welchen er fällt, zuvor seiner Rache geopfert zu haben. Ich selbst werde der erste meinen Wurfpfeil schleudern. Schande und augenblicklicher Tod dem, der dem Feldherrn zu folgen scheuet!“

Entflammt durch des unverzagten Königs Stimme und Beispiel, begehrten alle augenblicklich in die Schlacht geführt zu werden, und wiewohl der Tag sich neigte, verschmähte doch Attila, noch eine Nacht zu zaudern. Das Heer ward geordnet. In die Mitte stellte Attila seine treuen Hunnen, deren Anführung er zugleich sich selbst vorbehielt. Den rechten Flügel vertraute er dem tapfern Ardarich, den linken dem Ostgothen Walamir und seinen beiden wackern Brüdern. Aetius seiner Seits übernahm die Anführung des linken Flügels, der graue Theoderich die des rechten. In die Mitte ward Sangiban gestellt, der verdächtige König der Alanen, dessen Bewegungen auf diese Weise am schärfsten beob-

achtet, so wie nöthigen Falls seine Verrätherei am schnellsten bestraft werden könnte. Thorismund hielt noch immer auf jenen Höhen, sorgsam den Augenblick erlauschend, wo er am vortheilhaftesten dem Feinde in die Flanke oder in den Rücken fallen könnte. Dieß ganze unabsehliche Gefilde war übersäet mit dem Kern der Völkerschaften von der Wolga bis zum atlantischen Meere. Nichts geringeres galt es, als den Kampf der gesitteten Welt mit der ungesitteten, das Ringen roher Kraft mit den vereinten Anstrengungen des Muthes und der Klugheit.

Es war in dem vierhundert ein und fünfzigsten Jahre der christlichen Zeitrechnung, in den Abendstunden eines der früheren Herbsttage, als die Schlacht in den catalaunischen Gefilden geliefert wurde. Wie vor ihm Marius gegen die Cimbern, wie nach ihm Karl Martel gegen die Sarazenen, so stritt Aetius an diesem Tage für die Erhaltung alles Guten und Schönen, was aus dem Alterthum auf die neue Welt ist herabgeerbt worden. Ging diese Schlacht verloren, so ward der Occident tartarisch, das Christenthum ging unter, die Künste und die Wissenschaften erloschen, Europa verwilderte, das Menschengeschlecht ward um ein Jahrhundert zurückgeworfen. So unersetzliches Uebel lag nicht in dem Plan seiner Erziehung. Nur muß beklagt werden, daß die Zeitgenossen theils zu unwissend, theils zu sorglos gewesen sind, um die mancherlei Abwechslungen dieses großen Tages, so wie der Schlacht entscheidende Momente, auf eine lehrreiche Weise auf die Nachwelt zu bringen. Vielmehr begnügten sie sich, in den kraftvollsten Ausdrücken zwar, die aber zugleich

die allgemeinsten sind, uns zu versichern, „die Schlacht sey äußerst vielseitig gewesen, verwickelt und mannigfaltig, hartnäckig, grimmschnaubend und blutströmend. Ihres Gleichen habe weder die Vorzeit gesehen, noch werde die Nachwelt jemals eine ähnliche erblicken. Dinge wären in ihr vorgefallen, welche gesehen zu haben sich jeder glücklich preisen dürfte, wogegen die, welche solche nicht geschauet, nicht hoffen dürften, jemals etwas so Auserlesenes zu erleben.“

Nachdem die bogenkundigen Scythen ihre Köcher geleert, griff Attila an, an der Spitze seiner Hunnen. Mit unaufhaltbarem Ungestüm drang er quer durch das feindliche Mitteltreffen, riß dessen Flügel auseinander, und schwenkte sich links, um den Westgothen in die entblößte Seite zu fallen. Aber jetzt nahm König Theoderich, eingedenk des Ruhms der Väter und des eignen unter mancher ehrenvollen Sorge grau gewordenen Haares, seine Kraft zusammen, und ermunterte die Seinen mit Geberde, Zuruf und Beispiel. Während er unter den Vordersten der Erste, dem gewaltig andrängenden Feinde kaum widerstand, traf ihn der Streich des Todes. Durchbohrt von Andeges, eines edlen Ostgothen, Wurfgeschoß, sank der König vom Pferde und starb unter den Hufen der eignen Reisige, welche, fortgerissen vom Gedränge der Schlacht, über den noch athmenden Leib des unerkannten Königs schonungslos daher sprengten. Thorismund, der die Seinen wanken sah, glaubte, daß es jetzt an ihm sey, den Tag zu wenden, fiel herab mit seinen noch frischen Schaaren, und schaffte den weichenden Brüdern Raum und

Muße, sich wieder zu sammeln. Angegriffen jetzt, und mit Wuth, vorn, hinten und in den Flanken, schwach nur unterstützt von den Flügeln, als welchen Aetius und die Franken genug der blutigen Arbeit gaben, geriethen nun ihrerseits die Hunnen in Unordnung. Hie- und dorthin rissen ihre Schaaren aus; Attila selbst ward fortgedrückt von dem Stoß der Menge, und nur die hereinbrechende Nacht rettete ihn von der Schmach einer gänzlichen und offenbaren Niederlage. Besiegt zum erstenmal in seinem bis jetzt ruhmvollen Leben, gestraft mit dem Verlust zweier vollen Drittheile seines Volks, kehrte der König traurig zurück zum öden Lager. Jeden Augenblick erwartete er, die Verschanzungen gestürmt, die Wagenburg durchbrochen, das Lager erobert zu sehen. Um gefaßt zu seyn, auch auf das Schlimmste, befahl er einen Rogus zu errichten von dem auserlesensten Reutzeuge und den kostbar verzierten Sätteln, entschlossen in dem Augenblick, wo seine Linien würden überwältigt werden, das verhängnißvolle Gerüste zu besteigen, und lieber in dessen Flammen umzukommen, als durch das Schwert des Feindes.

Doch dieser abgemüdete, aus zehntausend Wunden blutende Feind dachte wenig daran, den mühsam abgewehrten Keuler bis in seine Waldschluft zu verfolgen. Sattsam fühlend den eignen Verlust, während den ungleich größeren der Feinde die Schatten der Finsterniß bedeckten, verstrich auch ihm die Nacht unter mancher angstvollen Besorgniß. Thorismund, der, noch nicht ersättigt des Kampfes, auf dem weiten Wahlplatz zweck- und planlos sich herumtummelte, verfing sich unversehens mitten in der Wa-

genburg der Hunnen; im wilden Getümmel ward er vom Pferd geworfen und verwundet, und er würde umgekommen seyn wie sein Vater, wenn nicht seine noch frische Jugendkraft ihm wieder in den Sattel geholfen, und der Seinigen verzweifelte Tapferkeit Luft und Raum geschafft hätte, aus der Hòle des Todes zu entrinnen. Aetius, von den Gothen getrennt, unkundig ihres Sieges, und besorgt um ihr Schicksal, schwärmte ebenfalls in den nächtlichen Schatten umher, verirrte sich mehr denn einmal unter die feindlichen Schaaren, gewann aber doch endlich das Lager der Gothen, mit welchen er die ganze Nacht hindurch unter den Waffen beharrte.

Als endlich der Morgen anbrach, um die schauderhafteste Scene zu beleuchten, sah man, so weit das Auge nur reichte, das ganze Gefild überdeckt mit Leichnamen. Ein Bach, der quer durch die Wahlstatt floß, wälzte blutige Wellen. Eine große Schaar, die, gequält vom Durst, von der Hitze und dem Brand der Wunden, mühsam an seinen Rand sich hingeschleppt und aus der kalten Flut den augenblicklichen Tod geschlürft hatte, lag erstarrt an des Flußes Ufern. Dreimal hundert tausend Erschlagene nach der freigebigsten Berechnung, nach der sparsamsten einhundert zwei und sechzig tausend, deckten die Wahlstatt; ein ganzes blühendes Geschlecht war in wenig Stunden abgemäht worden durch den verderblichen Ehrgeiz eines Einzigen. Der Sieg blieb offenbar den Römern. Nicht nur war die Zahl ihrer Gebliebenen die geringere; es bekannte auch Attila selbst sich für überwunden, indem er fortfuhr, innerhalb seines Wagenringes un-

thätig zu trauern. Theuer genug hatten indessen die Römer ihren Sieg erkauft. Unter einem Berge von Erschlagenen ward, mit rühmlichen Wunden bedeckt, König Theoderich hervorgezogen, und unter lauter Wehklage und lautschallenden Lobgesängen, Angesichts des feindlichen Lagers, herrlich zur Erde bestattet. Thorismund, dem der durch ihn errungene Sieg den Thron verdiente, gesetzt auch, daß das Recht der Erstgeburt ihm denselben nicht gesichert hätte, achtete es für seine heiligste Pflicht, den gefallenen Vater zu rächen. Allein die Leistung dieser Pflicht mochte dem hochherzigen Jüngling leichter bedünken, als sie es wirklich war. Denn Attila verhielt sich unbeweglich innerhalb seiner Linien. Tag und Nacht erscholl sein Lager vom lauten Geschrille der Harsthörner und Drommeten. Was sich nur immer seinen Verschanzungen zu nahe wagte, ward durch einen Hagel von Pfeilen zum schleunigen Rückzug genöthigt. In einem Kriegsrathe ward beliebt, das Lager einzuschließen, und ihm alle Zufuhr abzuschneiden, wodurch man hoffen durfte, den Feind zur Schlacht oder zur Uebergabe zu zwingen. Allein die Ausführung dieser Maaßregel, welche freilich auf die Länge ihres Zwecks nicht hätte verfehlen können, war viel zu langweilig für die feurige Ungeduld des Barbaren. Auch besorgte Aetius, wenn die Hunnen plötzlich vertilgt würden, so möchte dem Trotz und Stolz der Gothen nicht länger gesteuert werden können. Im Ton der aufrichtigsten Freundschaft rieth er Thorismunden daher, da dieser Krieg so gut wie geendigt, auch des Vaters rühmlicher Tod im Grunde durch den Untergang so vieler Tausenden sattsam

gerächt sey, lieber in sein Land zurück zu kehren, und des noch unbefestigten Throns, dessen leichtlich der zurückgebliebenen Brüder einer sich zu bemächtigen versuchen dürfte, sich zu versichern; ein Rath, dem es an Beifallswürdigkeit nicht fehlte, den der treuherzige Jüngling auch mit Dank annahm, und ohne Zeitverlust befolgte. Nicht sobald hatten die Gothen das Beispiel gegeben, als auch von den übrigen verbündeten Völkerschaften eine nach der andern aufbrach uud zu Hause ging. Mit jedem Tage wurden diese noch jüngst so getümmelvollen Gefilde öder, ruhiger und stiller. Attila, durch die unerwartete Veränderung befremdet, wähnte, daß man nur durch eine Kriegslist aus seinem Lager ihn ins Freie locken wolle; als er aber nicht länger zweifeln durfte, daß das feindliche Heer wirklich auseinander gegangen sey, wagte er vorsichtig aus seinen Linien sich hervor; wenig begleitet, wie die Geschichtschreiber sagen — denn nicht der zwanzigste Theil seines durch so viele Schlachten, Belagerungen, Krankheiten und andere Zufälle verminderten Heeres war ihm übrig geblieben — trat er den Rückzug an. In gemessener und ehrerbietiger Entfernung geleitete Aetius ihn bis an Rhein; Meroveus, der Franke, bis an den Saum der hercynischen Wildniß. Von dort wendete Attila sich wieder zur wohlbekannten Donau, und kehrte durch Pannonien in seine Heimath zurück, um nichts reicher oder geehrter geworden durch seinen ungeheuren Zug, es wäre denn, daß er das Verarmen von hundert Nationen sich zum Gewinnst, das Abwürgen einer Million Menschen sich zur Ehre gezählt hätte.

Die Schlacht bei Tolossa.

Da im Anfange des achten Jahrhunderts die Mauren Spanien eroberten, erhielten sich nur wenige spanische Christen, die sich in eine Gebirgsgegend nach Asturien zurückzogen, wo sie ihre alten Gesetze und Gebräuche auf das pünktlichste zu befolgen sich bestrebten. Dieser Bezirk, den sie nun bewohnten, hat eine Länge von nicht mehr als neun und eine Breite von vier Meilen. Aus diesen vertriebenen Familien ging ein neuer Volksstamm hervor, der einmal das Blut seiner Mitbürger, die Verwüstung seiner Besitzungen, und die Entweihung seiner Tempel, rächen sollte.

Die glückliche Periode des maurischen Reichs in Spanien dauerte nur bis zum Anfange des eilften Jahrhunderts. Revolutionen gaben ihrer Staatsverfassung nicht nur einmal eine andere Gestaltung. Jeder, der nur über eine Stadt zu gebieten hatte, warf sich jetzt zum Oberherrn auf. Das sonst so blühende Königreich Cordova war zersplittert und eine Beute entnervter Usurpatoren. Jetzt hatte Toledo, Valenzia, Saragossa und fast jede große Stadt ihren unabhängigen Fürsten.

Die Christen auf dem Gebirge hatten indessen ihren kleinen Staat zu erweitern gesucht, die um so mehr Anspruch auf Eroberungen machten, als ihnen der Tod nicht furchtbar war. Sie benützten die innern Gährungen der Ungläubigen, und bemeisterten sich ihrer zerstückelten Provinzen. Aus diesen Eroberungen wurden neue christliche Staaten geschaffen, wovon jeder seinen eigenen unabhängigen Beherrscher

erhielt. Fast alle diese kleinen Fürsten gaben sich den Königstitel. So hatten die Spanier einen König von Leon, einen König von Navarra, einen König von Aragonien u. a. m.

Die christlichen Könige, selbst oft in heftigem Kampfe begriffen, vereinigten sich nur dann, wenn es darauf ankam, dem gemeinsamen Feinde zu schaden. Mönche und Päbste munterten die Fürsten zu Feldzügen gegen diese Ungläubigen auf. Manche Flotte von Genua und Pisana kam den spanischen Christen zu Hilfe. Mancher fromme Ritter aus Frankreich und Deutschland überstieg die Pirenäen, um Beweise seiner Tapferkeit abzulegen. So wurde Nordspanien ein Schauplatz bewundernswürdiger Heldenthaten, welche die Gränzen der christlichen Reiche immer weiter vorrückten. Jedes eroberte Stück Land sicherte man durch ein festes Schloß, oder durch eine wohlverwahrte Stadt.

Im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts war Muhamed Alnasser, d. i. der Grüne, ein Beiname, den er von der Farbe seines Turbans führte, Beherrscher des maurischen Reichs in Afrika. Dieser Fürst, Krieger und Eroberer wie seine Vorfahren, beschloß durch eine Hauptunternehmung die Macht und das Ansehen seiner Nation in Spanien wieder zu heben, wie ein zweiter Muza und Tarik die Herrschaft der Christen zu vernichten, und das ganze Land noch einmal zu einer maurischen Provinz zu machen. Der heilige Krieg wird kund gemacht; eine zahllose Menge Krieger eilt Muhameds Fahnen zu, verläßt mit ihrem Anführer die afrikanische Küste und kommt in Andalusien an. Hier verdoppelt sich

beinahe ihre Anzahl durch die spanischen Mauern, welche der Haß gegen den christlichen Namen und das Andenken an so viele Beleidigungen in die Arme ihrer Brüder führte. Mit Zuversicht verkündigt ihnen Muhamed einen gewissen Sieg, verspricht ihnen, sie zu Herren aller der Länder zu machen, welche sie ehemals besessen, und voll brennender Begierde sich mit seinen Feinden zu messen, geht er an der Spitze dieses furchtbaren Heeres auf Castilien los. Gleichzeitige Schriftsteller geben seine ganze Macht auf sechsmal hundert tausend Streiter an; diese Rechnung ist wahrscheinlich sehr übertrieben, aber so viel scheint doch gewiß, daß noch nie ein so zahlreiches Mauren-Heer in Spanien aufgetreten war. Auch soll Muhamed so stolz auf die Zahl und Stärke desselben gewesen seyn, daß er von nichts Geringerm als der Unterjochung des ganzen Europa sprach, und sich laut vermaß, St. Peters Heiligthum in Rom in einen Pferdestall umzuwandeln, und Muhameds Fahne auf den Zinnen der Hauptkirche der christlichen Welt aufzupflanzen.

Als die Könige von Castilien, Aragonien, Leon und Navarra, damals die bedeutendsten unter den christlichen Fürsten Spaniens, das über ihrem Haupte schwebende Ungewitter herannahn sahen, vergassen sie ihrer bisherigen Zwistigkeiten, und vereinigten sich zu mannhafter Gegenwehr. Ueberzeugt, daß ihre Rettung und fernere politische Existenz nur allein von ihrer Vereinigung und Eintracht zu erwarten sey, schlossen sie ein Bündniß zur Vertheidigung wider den gemeinschaftlichen Feind, und bewarben sich zugleich um auswärtige Hilfe und Unterstützung.

Der Erzbischof Roderich von Toledo ward an den Pabst Innozens den Dritten nach Rom gesandt, um ihn zu bewegen, das Kreuz wider die Mauren predigen zu lassen, damit auch Ausländer die Waffen wider die Todfeinde des christlichen Namens ergreifen möchten. Innozens gewährte auch mit Freuden eine Hilfe, die ganz nach seinem Geschmacke war, und ihn nichts als einige Schriftzüge kostete. Roderich hielt auf seiner Rückreise durch Frankreich überall Vorträge an das Volk, und entflammte den Enthusiasmus gegen die Ungläubigen. Bald sah man Franzosen und Deutsche in zahlreichen Haufen über die Pirenäen strömen, um unter den Panieren der Könige von Castilien und Aragonien wider die Feinde des Evangeliums zu kämpfen.

Der Sammelplatz der ganzen christlichen Kriegsmacht war bei Toledo. Die Könige von Castilien, Navarra und Aragonien führten in eigner Person ihre Krieger. Leon's und Portugall's Fürsten erschienen zwar nicht zerstörlich beim Heere, aber sie verstärkten es durch auserlesene Schaaren von Reutern und Fußgängern. Auch die bekreuzten Schwärme der Ausländer fanden sich nach und nach bei Toledo ein. Diese zügellosen Horden, raubgierig und wütend gegen alles, was nicht Christ hieß, übten in Ermanglung eines andern Feindes ihren Muth an den Juden, welche die Vorstädte von Toledo bewohnten. Allein bald führten diese deutschen und französischen Kreuzbrüder die bittersten Klagen über das unerträgliche Klima, und über die schlechten Nahrungsmittel; und da überdem die reiche Beute, von der sie geträumt hatten, sich nicht zeigen wollte, so

kehrten sie, nach einigen nichts entscheidenden Gefechten, taub gegen alle Vorstellungen des Königs von Castilien, über die Pirenäen zurück, und nur wenige tapfere Männer von ihnen blieben bei dem Heere.

In der Besorgniß, dieses böse Beispiel möchte auch die spanischen Krieger anstecken, und sie verleiten, nach ihrer Heimat zurück zu kehren, beschlossen die vereinigten christlichen Könige, den Krieg sobald als möglich durch einen Hauptschlag zur Entscheidung zu bringen. In dieser Absicht sandten sie dem Maurenfürsten durch einen Waffenherold einen Absagebrief zu, und ließen ihn zur Schlacht herausfodern. Allein Muhamed suchte einem entscheidenden Kampfe auszuweichen; denn er kannte die Verfassung seiner Feinde genau, und wußte, daß Zögerung und Mangel bald Uneinigkeit und Trennung unter ihnen hervorbringen und ihm einen wohlfeilen Sieg verschaffen würden. Er begnügte sich daher, die Engpässe des schwarzen Gebirges zwischen Castilien und Andalusien, Sierra Morena genannt, zu besetzen, und mit dem Hauptheer eine vortheilhafte Stellung in den Thälern bei Tolossa zu nehmen. Hier erwartete er ruhig die Unternehmungen seiner Feinde.

Entschlossen den Kampf zu wagen, durch den entschieden werden sollte, ob der Islam oder das Christenthum künftig in Spanien herrschen solle, nähern sich die christlichen Könige der Sierra Morena, und dringen, mehr kühn als vorsichtig, auf eine Höhe vor, von welcher nur ein schmaler Pfad in jenen von Felsenbergen umgebenen Schlund herabführt, der die Thäler von Tolossa bildet. In dieser Gebirgs-

öffaung lagen einzelne Haufen der Mauren im Hinterhalt, und in der Ebene lagerte das ganze unabsehbare Heer Muhameds.

Bald fühlten die Christen das Gefährliche ihrer Stellung, in die sie sich unvorsichtig gewagt hatten. Die leichten Truppen des unternehmenden Feindes versperrten ihnen den Weg auf die Ebene, und der Mangel an Wasser und Lebensmitteln erlaubte ihnen nicht, ihren Posten länger zu behaupten. In dieser drückenden Verlegenheit wurden die Anführer der Kriegsleute und die vornehmsten Ritter von dem Könige zu einem Kriegsrathe versammelt. Jeder sagte seine Meinung, aber selbst die besten Vorschläge boten so große Schwierigkeiten in der Ausführung dar, daß man sich leicht überzeugte, es werde nicht weniger gefährlich seyn, die ungünstige Stellung zu verlassen, als sich darin behaupten zu wollen. Dennoch fielen endlich die meisten Stimmen des Kriegsraths dahin aus: man müsse sich auf eben dem Wege, welchen man gekommen sey, zurückziehen, und dann durch einen Umweg die Ebene zu gewinnen suchen. Aber dieser Meinung widersprach der fromme und tapfere König von Castilien. „Wenden wir uns rückwärts, sprach er, so werden unsere Krieger den Rückzug für eine Flucht halten und sich zerstreuen. Nein, laßt uns bleiben, und Gott, für dessen Sache wir kämpfen, um Beistand anrufen. Unser Glaube, den wir gegen einen unversöhnlichen Feind verfechten, wird uns endlich einen Weg durch jene Waldgebirge öffnen, die uns jetzt undurchdringlich scheinen.“

Diese Worte, ganz im Geiste des Zeitalters gesprochen, machten einen tiefen Eindruck auf die Versammlung, und fanden allgemeinen Beifall. Die Christen beschlossen, in dieser bedenklichen Lage, wo Menschenkraft und Weisheit nichts vermochte, eine Hilfe von den himmlischen Mächten zu erwarten. Aber diese Hilfe blieb leider aus, und vergebens forschten die christlichen Kämpfer nach einem Ausgange aus dem schrecklichen Labyrinthe, in welches ein unbesonnener Schritt sie verwickelt hatte. Immer mehr trübte sich der Horizont ihrer Hoffnungen, immer drückender wurde der Mangel, immer lauter die Stimme des Unmuths und der Unzufriedenheit unter den Kriegern, die bereits Miene machten, aus einander zu gehen, als plötzlich, wie vom Himmel gesandt, ein Retter erschien. Es war ein unbekannter Mann, der zum Könige von Castilien kam, und sich erbot, den Christen einen sichern Weg über den Gipfel der Sierra Morena in die sehnlich gewünschte Ebene zu zeigen.

Der Unbekannte ward in der ersten freudigen Bestürzung alles Ernstes für ein höheres Wesen, einen Heiligen oder Engel gehalten. Er war aber nichts mehr und nichts weniger als ein armer Schäfer, der mit seinen Heerden diese von Rosmarin und andern aromatischen Stauden und Kräutern duftenden Berge schon manches Jahr durchzogen hatte, und die verschlungenen Wendungen desselben auf das genaueste kannte. Es wurden sogleich Anstalten gemacht, unter seiner Leitung in die Ebene hinab zu steigen.

Der Weg, welchen der treue Schäfer die Christen führte, bot mancherlei Gefahren und Hindernisse dar. Man mußte sich durch Hohlwege winden, Felsen erklettern, Abgründe umgehen und schmale schroffe Fußsteige einschlagen. Alle Schwierigkeiten wurden jedoch besiegt, und das erwünschte Ziel ward glücklich erreicht. Als die Engpässe umgangen waren, kam das Heer in die Ebene herab, zum großen Erstaunen der Mauren, die sich jetzt von ihren Feinden getäuscht und die letzteren, wider alle Erwartung, in einer vortheilhaften Stellung vor sich sahen. Eine Hauptschlacht war jetzt nahe und unvermeidlich, und die maurischen Feldherren waren mit Recht der Meinung, daß es für sie am vortheilhaftesten seyn würde, solche noch an diesem Tage zu wagen, wo ihre Feinde durch einen langen und beschwerlichen Marsch ermüdet wären. Sie sandten deßhalb nach allen Seiten leichte Streifparthien aus, um die Christen zu beunruhigen, und durch kleine Gefechte nach und nach in ein allgemeines Treffen zu verwickeln. Aber die letzteru vermieden ein ernstliches Gefecht, und wandten diesen und den folgenden Tag, welches ein Sonntag war, theils zur Ruhe, theils zur Erforschung der feindlichen Stellung, und theils zu Andachtsübungen an.

Es war der sechszehnte Julius des Jahres eintausend zweihundert und zwölf, als die christlichen Streiter mit Anbruch des Tages in Schlachtordnung zum Kampfe anrückten. Zwei Tage lang hatten sie sich durch Gebet, Beicht und Abendmahl dazu vorbereitet. Die Könige selbst hatten das Beispiel bei dieser feierlichen Handlung gegeben, welche den

Muth

Muth der Kriegsleute bis zur Begeisterung entflammte. Die Prälaten und die übrigen Geistlichen, welche in großer Anzahl im Lager waren, ertheilten den frommen Kriegern die Absolution, und bereiteten sich, ihnen in den Kampf zu folgen.

Die christliche Armee war in drei Heere vertheilt, wovon ein jedes einen König zum Anführer hatte. Alphons mit seinen Castiliern machte die Mitte, nebst den Rittern des heiligen Jakobs und denen von Calatrava, zwei kürzlich errichteten Orden. Der Erzbischof Roderich von Toledo stand dem Könige zur Seite; vor ihnen her wurde ein großes Kreuz getragen, welches die Hauptfahne der Armee war. Der König Sancho und seine Navarrer bildeten den rechten, der König Peter und seine Aragonier den linken Flügel. Die wenigen Kreuzbrüder, welche sich nicht bereits wieder in ihre Heimat begeben hatten, standen an der Spitze der Truppen, unter der Anführung des Erzbischofs von Narbonne und eines Edeln aus Poitou. Ein großes Panier mit dem Zeichen des Kreuzes wallte im Angesichte des Heeres empor. So geordnet erschienen die Christen in dem Thale, im Angesichte ihrer Feinde.

Voll Kampflust und von frohen Siegeshoffnungen genährt, erblickten die Mauren das zur Schlacht gerüstete Heer. Sie selbst dehnten sich in unabsehbaren Reihen auf der Ebene aus. Eine hundert tausend Mann starke, vortrefliche Reuterei machte ihre größte Stärke aus. In der Mitte standen die versuchtesten Krieger der afrikanischen und spanischen Provinzen. Auf beiden Flügeln erblickte man die Araber, gewohnt, ohne Ordnung zu fechten, durch

plötzliche Angriffe die Glieder ihrer Gegner zu durchbrechen, nach verbreiteter Verwirrung schnell wieder umzuwenden, und, gleich den Parthern, im Fliehen zu fechten. Der übrige Theil des Heeres war ein Gemisch von schlecht bewaffneten und wenig geübten Fußgängern.

Muhamed befand sich auf einem Hügel im Mittelpunkte seines Heeres, das er ganz übersehen konnte, angethan mit einem glänzenden Leibrocke, den seine Glaubensgenossen wie eine Reliquie verehrten, weil ihn der Sage nach schon der erste maurische Fürst, der in Spanien einfiel, getragen haben sollte. In der linken Hand hielt er den Koran, mit der rechten schwang er einen Säbel. Jener sollte sein Volk an den Glauben des Propheten und an die süssen Freuden des Paradieses erinnern, welche er den Helden verheißt, die im Kampfe fielen; dieser warnte seine Feldherren, mehr den Zorn ihres Gebieters, als das Schwert der Feinde zu scheuen. Der Hügel ward ringsumher mit einer Pallisade von eisernen Ketten umgeben, welche von den auserlesensten arabischen Rittern zu Fuß bewacht wurde. Mitten in dieser eisernen Verschanzung stehend, ward Muhamed von seinem ganzen Heere gesehen, und um den Hügel drängten sich von allen vier Seiten seine tapfersten Schaaren.

Kühn und entschlossen rückten die ersten Reihen der Christen zum Angriffe herbei, und suchten sich dem Hügel zu nähern; aber mit wilder Schlachtgier stürmten ihnen die Mauren entgegen. Schnell verbreitet sich die Flamme der Schlacht von Flügel zu Flügel. Blut strömt auf allen Punkten. Wutge-

schrei der Kämpfenden; Geheul der Verwundeten, Rasseln und Klirren der Waffen erfüllen die Luft. Unerschrocken fochten die Christen, aber nach einem rastlosen Kampfe von mehreren Stunden schwanden nach und nach ihre Kräfte; denn von ihren zahllosen Feinden traten immer wieder frische Haufen ins Gefecht. Große christliche Heerhaufen wurden zurückgetrieben, geriethen in Unordnung, und fingen an, ihren Feinden den Rücken zuzukehren. Bei dieser drohenden Gefahr sagte der muthvolle König Alphons von Castilien, indem er umhereilte, die Weichenden wieder zu sammeln, zum Erzbischof von Toledo, der ihn überall mit dem großen Kreuz begleitete: „Erzbischof, hier müssen wir sterben, ich und Ihr.“ — „Nein, erwiederte der Prälat, hier müssen wir leben und siegen.“ Doch der König, seiner Worte nicht achtend, spornt sein Roß nach dem Gedränge und ruft seinem Gefolge zu: „Auf, unsern Castiliern zu Hilfe!“ Mit diesen Worten will er sich ins Schlachtgetümmel stürzen; allein ein tapferer Ritter aus seinem Gefolge ergreift das Roß des Königs beim Zügel, hält es an und spricht: „Herr, noch ist es nicht Zeit, das Aeusserste zu wagen, laßt uns standhaft und kaltblütig fechten!“

Während dieses edlen Wettstreits zwischen feurigem Heldenmuth und kalter Entschlossenheit drängten sich die tapfern Ritter des heil. Jakobs und von Calatrava herbei, und eilten ihren ermatteten Waffengenossen zu Hilfe. Wie Gewittersturm braust die kühne Heldenschaar dahin, bricht zerstörend in die dichten Haufen der Feinde, und stürzt alles vor sich nieder. Aber die unermeßlichen Schaaren der Mauren

wogen über Blut und Leichen wie Meeres-Flut heran, und umrauschen von allen Seiten die vom Würgen müden Ritter.

Als der König von Castilien, immer auf die Wendung des Treffens aufmerksam, die Noth und Gefahr der geistlichen Helden bemerkt, ruft er abermals dem Erzbischof von Toledo zu: „Erzbischof, wir müssen hier sterben! glorreich ist ein solcher Tod!“ Mit diesen Worten eilt er nach der Seite der Schlacht, wo seine Krieger am härtesten gedrängt werden. Lautrasselnd sprengt sein ganzes Gefolge ihm nach. Auch der ehrwürdige Prälat blieb nicht zurück. „Du siegst, Alphons, rief er ihm nach; oder wir alle sterben mit dir.“ An der Spitze des auserlesenen Zuges erhebt sich das Kreuz und das Panier des Königs mit dem Bilde der hochheiligen Jungfrau.

Das Treffen wird wieder hergestellt, und die Castilier ermannen sich von neuem, als sie ihren König erblicken. Das halb erloschene Feuer ihres Muths erhebt sich von neuem zur Schreckenverbreitenden Flamme, und bei dem Anblick des Kreuzes stürmen sie wie Rasende in den Feind. Nichts widersteht jetzt ihrer Kraft. Furcht und Verwirrung verbreiten sich über die Feinde; Hügel von Todten thürmen sich vor ihnen auf. Und immer kämpft Alphons im wildesten Handgemenge an der Spitze seiner Krieger. Die Könige von Aragonien und Navarra, welche auf ihren Flügeln bereits den Sieg errungen haben, eilen nun auch herbei, und bekämpfen die Feinde im rühmlichen Wetteifer mit ihren Bundesgenossen. Alle Kräfte der Christen vereinigen sich endlich in Bestür-

mung, so wie die der Mauren in Vertheidigung der befestigten Anhöhe, wo Muhamed seinen erhabenen Standpunkt hat. Lange noch dauert hier der Kampf mit Erbitterung fort. Die Aragonier, Navarrer und Castilier suchen einander gegenseitig zu übertreffen. Endlich bricht der tapfere König von Navarra durch, erreicht die Verschanzung, schlägt und zertrümmert mit nervigem Arm die eisernen Ketten, womit sich der Maurenkönig umringt hatte, und stürmt siegend hinein. Muhamed ergreift schleunig die Flucht; seine Krieger, da sie ihn nicht mehr sehen, verlieren Muth und Hoffnung. Alles weicht und flieht vor den Christen; unter ihren Streichen fallen viele tausend Mauren. Der Erzbischof von Toledo und die übrigen Prälaten umringen die siegreichen Könige, und man stimmt auf dem Schlachtfelde das Te Deum an.

So ward jener berühmte Sieg auf den Ebenen von Tolossa erfochten, der Spanien wieder in Freiheit setzte. Ein Denkmal der Unsterblichkeit errichteten sich die drei christlichen Könige nebst dem Erzbischof Roderich von Toledo durch diesen Kampf um Freiheit und Vaterland.

Die Schlacht bei Morgarten.

Schon Kaiser Albrecht der Erste, aufgebracht über das Schicksal seiner Landvögte, die er den Reichsländern, Uri, Schwiz und Unterwalden vorgesetzt hatte, war fest entschlossen, ihre Einwohner scharf zu züchtigen und sie seinem Hause gänzlich zu unterwerfen. Er ward aber während der Zurüstungen, auf seiner Reise von Baden nach Basel, von seinem Neffen, dem Herzoge Johann, meuchelmörderisch erschlagen. Dieser unerwartete Tod gab den Eidgenossen Zeit, auf ihre Vertheidigung zu denken. Eine Mißhelligkeit zwischen dem Kanton Schwiz und dem Kloster Einsiedel, welches damals noch unter Oestreich stand, mußte Veranlassung geben, daß Kaiser Friedrich seinem Bruder Leopold von Oestreich im Jahre 1315 den Auftrag gab, die genannten drei Kantone mit einem Heer zu überziehen. Man suchte den Streit in Güte beizulegen, aber umsonst; Leopold forderte mehr, als man bewilligen konnte, und die Schweizer antworteten: „Es käme wohl „uns zu, über den Herzog zu klagen; wir wollen ihn „aber, wenn er uns überziehen will, mit Gott er„warten, und seiner Macht uns wehren.“

Leopold entwarf seinen Plan zum Feldzuge; und als er sich nach Kräften gerüstet hatte, brach er auf. Es zogen unter dem heldenmüthigen Herzoge, von den Ufern der Thur und von der Aar, der ganze alte Adel von Habsburg, von Lenzburg, von Kiburg und aus andern Gegenden, alle, die dem Reiche oder dem Kaiser unterthan oder verpflichtet waren. Die

schwere Reuterei, welche der Stolz und der Kern des Heeres war, zog in großer Zahl voran.

Aber die Landleute von Schwiz veränderten keinesweges ihre Gesinnung. Von dem rothen Thurm, auf dem Wege in die Einsiedlen, ging bis an den Thurm Schoren die Verschanzung der Eingänge des Landes; die Eidgenossen erwarteten die erste Mahnung eilender Hilfe. Auf die Nachricht von dem Anzuge der Feinde machten sie sich auf; bei anbrechender Nacht landeten zu Brunnen im Lande Schwiz vierhundert Männer von Uri; worauf nach wenigen Stunden dreihundert Unterwaldner ankamen: alsdann zogen sie die Wiesen hinauf in den Flecken Schwiz. Daselbst war ein alter Mann, Rudolf Reding von Biberegk, an Leibeskräften so schwach, daß ihn die Füße nicht mehr trugen, aber so kriegserfahren und klug, daß das Volk ihn begierig anhörte und ihm folgte. „Vor allen Dingen, sagte er, müßten sie „suchen des Kriegs Meister zu werden, damit nicht „auf den Feind ankomme, sondern auf sie, wenn, wo „und wie der Angriff geschehen soll; dazu würden sie „kommen vermittelst einer guten Stellung. Sie, an „Zahl bei weitem die Schwächern, müßten trachten, „daß dem Herzog die überlegene Macht nichts helfe, „und ihr kleiner Haufe müsse in keiner als der ent„scheidenden Stunde, und nicht ohne Vortheil, sein Le„ben wagen. Der Herzog werde von Zug nicht auf „Art kommen; denn Stunden weit sey dort ein Berg „und hier ein See; der Paß von Zug durch den „Wald und an dem Aegerisee sey von fast gleicher „Beschaffenheit, aber die Gefahr sey viel kürzer; „hier werde alles auf den Gebrauch der Augenblicke

„ankommen. Sie wüßten wohl, daß die Anhöhe des „Morgarten eine natürliche Schanze vorstelle, über „welcher die Alte-Matte sich in eine nicht unbeträchtliche Ebene ausbreite, mit welcher der Berg „Sattel zusammenhänge; von dem Sattel herunter „könne mehr als eine Sache mit gleichem Glück „geschehen, von dem Berg über die Alte-Matte „auf den Morgarten Anlauf zu nehmen, um den „Feind an dem Paß zu erschrecken, ihm in die Seite „zu fallen, und ihn zu trennen, oder im Thal dem „vorgerückten Feind in den Rücken zu fallen, oder „ihn an allem zu verhindern und ihn abzuschneiden. „Alles werde dadurch leichter werden, weil der Feind „sie verachte, und weil Vertheidigungskrieg am be„sten von denen geführt werde, welche das Land „wohl kennen." Als der alte Reding dem Vaterlande seine Pflicht so bezahlt, und ihm die Landleute gedankt hatten, nachdem sie, nach alter Sitte der Waldstädte, knieend Gott, ihren einigen Herrn, um Hilfe gebeten, zogen sie aus, dreizehnhundert Eidgenossen, und legten sich an den Berg Sattel. Es geschah, daß in diesen Zeiten großer Partheiung, da bald kein Streit ohne Gewalt geschlichtet und keine Fehde ohne zahlreiche Verbannung vermieden werden konnte, fünfzig Männer aus dem Lande Schwiz vertrieben waren. Diese, als ihnen die Gefahr der öffentlichen Freiheit ihres Vaterlandes kund wurde, kamen an die Landmarken, um Erlaubniß zu erhalten, durch mannhafte Vertheidigung des gemeinen Besten mit jenen auf dem Sattel sich ihrer Abstammung würdig zu beweisen. Die Eidgenossen, welche für ungeziemend hielten, um einer Gefahr willen ein

Gesetz abzuändern, wollten sie nicht inner die Gränzen aufnehmen; die Fünfzig legten sich außer den Landmarken auf den Morgarten, und beschlossen für das Vaterland ihr Leben zu wagen.

Die Morgenröthe des 15. Wintermonats in dem dreizehnhundert fünfzehnten Jahr ging auf, und bald warf die Sonne ihre ersten Strahlen auf die Helme und die Küraße der heranziehenden Ritter und edlen Herren; so weit man sah, schimmerte Speer und Lanze, und war das Heer das erste, welches, so weit sich das Angedenken der Geschichten erstreckt, in die Waldstädte zu ziehen unternahm. Von den Schweizern wurde es unter mancherlei Gemüthsbewegungen am Eingang der Landmarken erwartet. Montfort von Tettnang führte die Reuterei in den Paß, und bald wurde zwischen Berg und Wasser die Straße mit Reuterei angefüllt, und standen die Reihen gedrängt. In diesem Augenblick wurden von den Fünfzigen unter lautem Geschrei viele aufgehäufte große Steine den Morgarten herabgewälzt, und andere mit großer Leibeskraft in die Schaaren geschleudert. Als die dreizehnhundert Mann auf dem Berg Sattel die Schüchternheit und die Verwirrung der Pferde wahrnahmen, stürzten sie in guter Ordnung herab, und fielen in vollem Lauf den Feinden in die Seite, zerschmetterten mit Keulen die Rüstungen und brachten mit langen Halbarten Stichwunden oder Hiebe nach Gelegenheit bei. Da fiel Graf Rudolf habsburgischen Stammes zu Laufenburg; es fielen drei Freiherren von Bonstetten, zwei von Hallwill, drei von Urikon, und von Tokenburg vier; zwei Geßler wurden erschla-

gen, und Landenberg nicht mehr verschont; und von Uri fiel Walther Fürst's Sohn oder Vetter, der Edle von Beroldingen, und Hospital, der wider den Willen seines eigenen Sohns für die Landsfreiheit stritt. Es war in diesem engen Paß bei halb überfrornen Straßen die Reuterei zu allem unbehilflich, indessen des Fußvolks langer Zug dieses kaum vernahm, und viele Pferde aus der ungewohnten Schlacht erschrocken in den See sprangen; bis, als mehr und mehr die Blüte des Adels fiel, er gewaltig hinter sich drang, ohne daß die Gegend erlaubte, daß das Fußvolk sich öffne. Da wurden viele von ihren eigenen Kriegskameraden zertreten, viele von den Schweizern erschlagen, bis, da kaum Leopold von einem landkundigen Manne aus dem Schrecken der Schlacht gerettet, vermittelst abgelegner Pfade todtblaß und im tiefsten Gram nach Winterthur floh, das ganze Heer von Oestreich die unordentlichste Flucht nahm, und also die Schweizer durch Muth und Klugheit einen vollständigen Sieg erfochten. Fünfzehnhundert Reuter lagen todt auf dem Kampfplatze, eine Menge Fußvolks kam auf der Flucht oder in dem nahen See um.

Nach der Schlacht dankten die Eidgenossen, nach alter Sitte, Gott auf den Knieen für den geschenkten Sieg, und blieben den Tag über auf dem Schlachtfelde.

III.

Der

Heldentod fürs Vaterland.

Peter Terrail von Baiard.

Die Familie von Terrail war fruchtbar an Helden. Der Ur-Urgroßvater unsers Ritters war in der berühmten Schlacht von Poitiers, welche die Franzosen 1356 den Engländern lieferten, an der Seite seines Königs gefallen. Sein Urgroßvater blieb in der Schlacht von Agincourt, unter Karl VI. 1415; sein Großvater in der Schlacht von Mont-l'Heri; und sein Vater wurde bei Guinegate tödtlich verwundet. Allein der Kriegsruhm Peter Terrails verdunkelte doch den aller seiner Vorfahren. Die in ihm wohnende außerordentliche Neigung zu den Waffen enthüllte er selbst sehr frühzeitig, und eine Antwort, die er einst seinem Vater gab, als er noch nicht älter als dreizehn Jahre war, diente zum hinlänglichen Beweise seiner künftigen Thaten. Sein Vater fragte ihn nämlich eines Tages, was für eine Lebensart er sich wohl künftig wählen würde, und er versetzte darauf:

„Ich habe von meinen Ahnen einen berühmten Namen, und den Vorzug manches glänzenden Beispiels heroischer Tugenden ererbt; ich hoffe also, man wird mir wenigstens erlauben, diesen nachzustreben!“

Sein Vater vergoß Freudenthränen darüber, und

sagte zu ihm: „O! möchte doch Gott seinen Segen dazu geben, mein lieber Sohn!“

In seinem siebenzehnten Jahre trug er schon alle Ehren eines Turniers davon, welches der Graf von Vaudrai in der Stadt Lyon angestellt hatte.

Von einer Menge Heldenthaten dieses Ritters wollen wir hier nur die letzte und ruhmvollste seines Lebens beisetzen.

Im Jahre 1523 folgte Baiard dem Feldherren Bonnivet nach Italien, der aber nach einer tapfern Gegenwehr endlich gezwungen wurde, durch das Thal Aosta einen Rückzug nach Frankreich zu versuchen. Eben als er an das Ufer der Sessia kam, und den Uebergang beorderte, erschienen die feindlichen Generäle Bourbon und Pescara mit ihren Vortruppen, und griffen den Nachzug der Franzosen wütend an. Bei dem ersten Kanonenfeuer wurde Bonnivet, der die größten Beweise von Tapferkeit ablegte, so gefährlich verwundet, daß er aus dem Treffen getragen werden mußte. Hierauf wurde die Anführung der Arriergarde dem Ritter Baiard aufgetragen, der zwar die Künste des Hofes so wenig verstand, daß er niemals zur Würde eines Feldherrn hinauf stieg, aber allezeit, wenn eine große Gefahr vorhanden war, an die bedenklichsten Posten gestellt wurde. Er setzte sich an die Spitze einer Truppenabtheilung, und belebte sie mit seiner Gegenwart, und mit seinem Beispiele, den Anfall der feindlichen Truppen auszuhalten. Dadurch gewannen die übrigen Truppen Zeit, daß sie sich in Ordnung zurückziehen konnten. Aber Baiard erhielt in diesem hitzigen Gefecht eine Wunde, und fühlte sogleich, daß sie tödtlich war.

Da er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, so befahl er, man sollte ihn, mit dem Gesichte dem Feinde zugekehrt, unter einen Baum setzen; darauf heftete er seine Augen auf das Gefäß seines Degens, den er anstatt eines Kreuzes in die Höhe hielt, wandte sich mit seinem Gebete zu Gott, und erwartete in dieser Stellung, die seinem Charakter als Held und Christ gemäß war, ruhig die Annäherung des Todes. Bourbon, der die vordersten feindlichen Truppen anführte, sah ihn in diesem Zustande, und bezeigte bei seinem Anblicke Betrübniß und Mitleiden. Haben Sie nicht Mitleiden mit mir, rief der sterbende Ritter, ich sterbe, wie es einem Manne von Ehre gebührt, in der Erfüllung meiner Pflicht.

Der Marquis de Pescara, der kurz nachher hier vorüber zog, bewies seine Bewunderung über Baiards Tugenden, und seinen Schmerz über dessen Fall, mit dem edlen Muthe eines braven Feindes. Da er sah, daß er ihn ohne einen augenblicklichen Tod nicht wegtragen lassen könnte, so ließ er sogleich ein Gezelt über ihn aufschlagen, und bestellte die schicklichsten Personen, die seiner warten mußten. Aber er starb, ohngeachtet ihrer Pflege, wie seine Vorfahren mehrere Geschlechter hindurch gestorben waren, auf dem Schlachtfelde. Pescara ließ seinen Körper einbalsamiren, und sandte ihn seinen Verwandten zu. Die Ehrerbietung, die man einem militärischen Verdienste zu diesen Zeiten erwies, war so groß, daß der Herzog von Savoyen diese Leiche in allen Städten seines Gebiets mit königlichen Ehrenbezengungen empfangen ließ. Zu Grenoble ging

der Bischof, die Geistlichkeit, das Parlament, der hohe Rath, der Adel und die sämmtliche Bürgerschaft vor der Leiche her, und führten sie in die Cathedralkirche, wo sie sich den Tag darauf alle wieder bei den Exequien versammelten, und auf diese Art ihrem verstorbenen Mitbürger die letzte Ehre erwiesen.

Winkelried.

Im Jahre 1385 wurden die Eidgenossen durch neue zu ihrem Nachtheile angelegte Zölle und durch den Beistand, den der Herzog Leopold von Oesterreich, ein Sohn des in der Schlacht bei Morgarten erwähnten Leopolds, wider sein gegebenes Wort den Feinden der Berner und Solothurner leistete, in einen neuen Krieg verwickelt. Leopolds Macht zog sich bei Baden im Aargau an demselben Orte zusammen, wo vor ein und siebenzig Jahren das Heer lagerte, welches bei Morgarten geschlagen wurde. Als der Herzog hörte, wie stark der Kern der Eidgenossenschaft mit allen Bürgern Zürich verwahrte, entwarf er in seinem Kriegsrathe folgenden Plan: „Ein „Theil des Heeres von Oesterreich soll unter dem „obersten Befehle des Freiherrn Johann von Bonstetten um Brugk im Aargau das Lager nehmen; „er, der Herzog, die Herren, die Ritter und ihre „Knechte wollen das Land hinaufziehen, wo Aargau „(zwar fast unmerklich und in mäßigen Hügeln) sich „erhebt; es gezieme, daß des Landes Herr die Re-

„bel-

„bellen zu Sempach strafe, und hierauf von Roten„burg her, welches durch ungerechte Gewalt ihm „entrissen worden, die Stadt Luzern, die Vormauer „der Waldstädte, durch Ueberraschung einnehme, ehe „die Mannschaft sich getraue, Zürich zu verlassen." Die Eidgenossen, sobald sie den Aufbruch des Fürsten erfuhren, waren, vermöge ihrer Kenntniß von seiner Gemüthsart, auf einmal zweier Dinge gewiß: erstlich, daß das Kühnste und Größte an dem Orte, wo er selber hinziehe, zu erwarten seyn werde; zweitens, daß keine vortheilhafte Waffenthat, so lange nicht Leopold selber geschlagen werde, das Glück dieses Kriegs entscheiden könne. Deßwegen faßten sie folgenden Schluß: „die Züricher sollen auf jede „schnelle List von Bonstettens Seite wachsam und „gerüstet seyn. Die eidgenössische Besatzung soll „gleich ausziehen und über die Rüß, durch das Ro„tenburger Amt im Oberaargau, nach Sempach mar„schiren. Die Zuger und Glarner sollen ihrer Land„marken wohl warten; diese, wegen des Hauses „Montfort, wegen Gastern, Rapperschwil und Geß„ler; die Zuger, damit nicht Bonstetten schnell das „Rüßthal herauf zu allgemeiner Verwirrung Stadt „und Amt plötzlich überwältige. Die Uebrigen sollen „mit Gott für das Land, obschon wenige wider die „mehrern, wider den Herzog stehen." Diese brachen sogleich auf; zu Zürich wurden die Thürme und Mauern bewacht von den Bürgern. Die Eidgenossen thaten ihren Zug in nnunterbrochener Schnelligkeit. Viele von Zug und Glaris, viele von Entlibuch und aus den Dörfern, wo sie durchzogen, da sie die Schweizer wider den Herzog in eine Schlacht

eilen sahen, gesellten sich ihnen bei. An demselben Tage, als die Eidgenossen ins Aargau kamen, erschien das Kriegsvolk der Stadt Bern wenige Stunden Wegs von Sempach vor der Hasenburg bei Weilisau; zwar durch Anlaß einer Streitsache wider Maria, Gräfin Wittwe von Valangin; doch ist wahrscheinlich, daß, wenn der Herzog ohne Schlacht oder nach einem Siege auf Luzern gezogen wäre, Bern ihn befehdet und vielleicht vermittelst eines Ueberfalls im Rücken oder einer Trennung von Zufuhr und Hilfe, den Eidgenossen Gelegenheit gegeben haben würde, den Schaden der Versäumniß oder der mißlungenen Schlacht wieder gut zu machen. Von dem Steine zu Baden zog der Herzog über die Rüß, durch die freien Aemter, Aargau hinauf, über Sursen nach Sempach. Diese kleine Stadt liegt drei Stunden von Luzern, oben an einem zwei Stunden langen See; die Ufer, fruchtbar und angenehm, erhoben sich aus Wiesen in Kornfelder, und über diesen stand ein Wald. Diesen Wald besetzten die Eidgenossen.

Sie sahen den Feind am 9. Jul. — eine zahlreiche, wohlberittene und schön gerüstete Reuterei; jede Dienerschaft unter ihren Baron, die Mannschaft jeder Landstadt unter ihren Schultheiß, und jedes Landes Herrn zu desselben Landes-Panier geordnet; ihre Knechte, eigenen Leute und Söldner in Form eines Fußvolks; keine Feldstücke; nur waren zu der Belagerung von Sempach große Büchsen in schwerem langsamen Anzuge. Sie sahen die Aargauer Herren, die Amtleute von Oestreich, Urheber des Kriegs, Hermann Grimm von Grünenberg, welchem sie Rotenburg brachen, Thüring und Johann

von Hallwill vor Andern für das herzogliche Haus eifrig im Frieden und Krieg, die Geßler, welche angebornen Haß gegen die Schweiz hegten, Egloff und Ulrich von Ems, jenen größten Ritter in den Kriegen seiner Zeit, Kraft von Lichtenstein mit vielen Großen vom innern Erbland, Rudolf, Graf zu Sulz, Graf Johann von Fürstenberg zu Haslach, Montfaucon von Mümpelgard, und viele Herren von Hochburgund. Vor allem Volke glänzte aller Orten Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters im fünf und dreißigsten Jahre, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohl vollbrachten Kriege, rachgierig, durstig zur Schlacht.

Es war Erntezeit; sein Volk mähete Korn; die Edlen sprengten an die Mauern, um den Bürgern Hohn zu sprechen, fest in dem Entschlusse, die Schweizerbauern persönlich, und ohne das Fußvolk, allein zu schlagen. Als der Herzog den Feind in der obern Gegend sah, hielt er für nothwendig, die Pferde zu entfernen, obschon die schwere Waffenrüstung den Adel zu den Bewegungen eines Fußvolks fast unfähig machte. Oft hat eine wohlgeübte Reuterei durch Stoß und Schnelligkeit ein Fußvolk gebrochen oder überflügelt und geschlagen; aber niemals hat eine unbiegsame Infanterie einem bessern Fußvolke widerstanden. Der Herzog befahl hierauf, daß der Adel eng zusammen trete; diesem starken Kriegshaufen gab er durch die Spieße, welche bis vom vierten Gliede hervorragen mochten, eine undurchdringliche mörderische Fronte, fast wie es König Albrecht, sein Großvater, in der Schlacht am Hasenbühel mit Erfolg

gegen die baierische Reuterei versucht hatte. Ueber diese geharnischte Infanterie hatte unter ihm Johann von Ochsenstein den Oberbefehl; Reinhard von Wehingen befehligte die Schützen; ein Korps von vierzehn hundert Mann, welches Friedrich von Zollern, der schwarze Graf, mit dem Ritter Johann von Oberkirch, anführte, stellte der Herzog hinter das Heer; denn er wollte, daß dem entflammten Adel, bei welchem er selbst war, das Feld frei bliebe. Wenn er sich darauf anschickte, den feindlichen Anfall zu empfangen, so that er mit überlegener Menge, was der geringern Zahl besser zukam; aber wahrscheinlich bestimmte ihn zum Fußgefecht eine Meinung der damaligen Ritter und Edlen, daß, wer in einem Kampfe durch ungleiche Waffen oder schnelle List überwinde, den Preis der höchsten Tapferkeit unentschieden lasse; sie hielten dieses nicht für ehrenvoll, und Leopold selbst war mehr durch seine Tugenden der hohen Ritterschaft Zierde, als ein geschickter Feldherr durch Einsicht in das Große eines Kriegs.

Als Johann von Hasenburg, ein grauer Kriegsmann, welcher die Stellung und Ordnung der Feinde bemerkte, den trotzigen Adel warnte: „Hoffart sey „zu nichts gut, und es wäre wohl gethan, Hanns „von Bonstetten sagen zu lassen, daß er eilends „hinauf ziehe,“ hielten sie seine alte Klugheit für unedel. So, als einige dem Herzoge selbst Vorstellungen machten, „wie Schlachtfelder das Vater„land unvorhergesehener Zufälle seyen; wie dem Für„sten zukomme, für Alle zu wachen, und ihnen, für „die gemeine Sache zu streiten, und wie viel ver„derblicher dem Heere der Verlust seines Hauptes,

„als einiger Glieder, seyn würde,“ sprach er anfangs lächelnd, aber endlich ungeduldig: „Soll denn Leo„pold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für „ihn sterben? Hier in meinem Lande, für mein Volk, „mit euch will ich siegen oder umkommen.“

Die Eidgenossen standen an der Höhe, bedeckt vom Walde; so lange die Ritter saßen, däuchte es ihnen schwer, in der Ebene den Stoß ihrer Menge zu bestehen, und sicherer, in dem anscheinenden Vortheile ihrer Stellung den Anfall auszuharren. Vom Siege hofften sie entscheidenden Vortheil; ihren Tod betrachteten sie als den Weg zu ewigem Ruhme und als einen Sporn für die Ihrigen, am Feinde ihre Rache zu suchen. Als aber der Adel abstieg, zogen sie aus dem Walde in das Feld herab; sie besorgten vielleicht auch eine Hinterlist oder eine schnelle Bewegung der übermächtigen Zahl in der bedeckten Gegend. Sie standen in schmaler Ordnung, mit kurzen Waffen, vierhundert Luzerner, neunhundert Mann aus den drei Waldstädten, und ungefähr hundert Glarner, Zuger, Gersauer, Entlibucher und Rotenburger, unter ihren Panieren, unter dem Schultheiß der Stadt Luzern und unter dem Landmann eines jeden Thals; einige trugen die Hellebarden, womit im Passe bei Morgarten ihre Ahnen gestritten; einige hatten statt der Schilde ein kleines Brett um den linken Arm gebunden. Erfahrne Krieger sahen ihren Muth. Sie fielen auf die Kniee und beteten zu Gott, nach ihrem alten Gebrauche. Die Herren banden die Helme auf; der Herzog schlug Ritter. Die Sonne stand hoch, der Tag war sehr schwül.

Die Schweizer stürzten nach dem Schlachtgebete

mitten durch das Feld auf den Feind in vollem Laufe mit Kriegsgeschrei, weil sie hofften durchzubrechen und alsdann rechts und links nach ihrem Wohlgefallen zu verfahren. Da aber wurden sie empfangen von Schilden als von einer Mauer, und von den hervorragenden Spießen, wie von einem Wald eiserner Stacheln. Da stritt mit ungeduldigem Zorne die Hauptmannschaft von Luzern und suchte zwischen den Spießen einen Weg an die, welche sie trugen. Wiederum bewegte der Feind mit fürchterlichem Geprassel seine in die Breite ausgedehnte Ordnung, als zu einem halben Monde, womit er die Schweizer zu umgeben gedachte. In diesem Zeitpunkte schien das Luzerner Stadtpanier beinahe verloren, weil der Ritter Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Luzern, hartverwundet gesunken, der Altschultheiß, Heinrich von Moos, und Stephan von Sillinen, mit vielen andern tapfern Männern umgekommen waren. Da rief laut Antoni zu Port, ein geborner Mailänder, damals zu Flüelen im Lande Uri ansäßig: „Schlaget auf die Glene, sie sind hohl.“ Dieses thaten die Vordersten mit starker und angestrengter großer Kraft; sie zerschmetterten einige Glene, welche von den hintern sofort ersetzt wurden; da fiel der brave Antoni zu Port. Nur war die feindliche Ordnung durch die Natur ihrer Waffen und aus Mangel der Uebung unbehilflich zu der Bildung eines halben Mondes; im übrigen stand sie ungebrochen fest. Sechzig Schweizer waren erschlagen worden. Man befürchtete die plötzliche Wirkung einer unbemerkten Bewegung des oben bemerkten Korps von 1400 Mann, oder Ueberraschung von Bonstettens Korps.

Diesen Augenblick banger Unschlüssigkeit entschied ein Mann vom Lande Unterwalden, Arnold von Winkelried; er sprach zu seinen Landsleuten: „Ich will euch eine Gasse machen," sprang plötzlich aus den Reihen, rief mit lauter Stimme: „Sorget für mein Weib und für meine Kinder, treue liebe Eidgenossen! gedenket meines Geschlechts!" war an dem Feind, umschlang mit seinen Armen einige Spieße, begrub dieselben in seine Brust, und da er ein sehr großer und starker Mann war, so drückte er sie im Niederfallen mit sich auf den Boden. Plötzlich stürzten seine Kriegsgesellen über seinen Leichnam hin, und alle Eidgenossen drangen mit unwiderstehlicher Gewalt, fest geschlossen, hinter einander an; dagegen hielten die Reihen des erstaunten Feindes fest zusammen, um sie aufzunehmen. Durch dieses Gegeneinanderdrängen, durch lange Anstrengung, durch Schrecken, Eile, Noth und Hitze, erstickten viele Herren in ihren Harnischen unverwundet, während das aus dem Walde herab seinen Landsleuten zu Hilfe eilende Volk die Schweizer immer mehr verstärkte.

Zuerst fiel Friedrich, der Bastard, ein Sohn des Abts Heinrich von Reichenau, ein kraftvoller hochtrotziger Mann, sonst allein so gefürchtet, als zwanzig; bei ihm fiel der lange Frießhard, welcher sich vermessen hatte, die Eidgenossen allein zu bestehen; das Glück des Tages wendete sich. Die Diener der Herren von Adel, unfern bei dem Trosse, da sie dieses bemerkten, setzten sich zu Pferde, ihr Leben zu retten durch schnelle Flucht. Indessen sank in der Hand Heinrichs von Escheloh das Hauptpanier von Oesterreich, und Ulrich von Ortenburg stürzte auf

die Fahne von Tyrol. Jenes rettete eilig Ulrich von Aarberg, schwang das Panier hoch empor, widerstand hart und vergeblich, bis er verwundet fiel und mit letzter Lebenskraft laut schrie: „Retta Oestreich, retta!“ Da drang der Herzog Leopold herbei, und empfing das Panier von seiner sterbenden Hand; abermals erschien dasselbe über den Schaaren, hoch, blutroth in des Herrn Hand. Aber Viele umringten den Fürsten und lagen ihm an für sein Leben. Schon war auch in der Hand Davids von Junkerburg das Panier der Grafen von Habsburg untergegangen; es lag Thüring von Hallwil, sein Bastard, und sein Oheim Johann; dort fielen die von Lichtenstein, von Mörsburg vier Brüder, Hermann von Eschenz zwischen seinen zwei Söhnen, Markgraf Otto von Hochberg, Otto der Pariser, des Herzogs Rath, Graf Walleram von Thierstein, Graf Peter von Aarberg, der Ritter Albrecht von Müllinen, welchen der Herzog liebte. Da sprach Leopold: „Es ist so mancher „Graf und Herr mit mir in den Tod gegangen; ich „will mit ihnen ehrlich sterben;“ verbarg sich seinen Freunden, von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, vermischte sich in die feindlichen Haufen, — suchte seinen Tod. Von allen Orten waren die Schweizer eingebrochen; mit großer Noth hielten kaum die Schultheißen der Aargauer Städte ihre Paniere aufrecht. Im Gedränge der Schaaren fiel der Herzog zur Erde; voll Schlachtwuth rang er in der schweren Rüstung (weil er nicht ungerächet umkommen wollte), um sich empor zu helfen. Ein unansehnlicher Mann aus dem Lande Schwyz fand ihn über dieser Bemühung; da rief Leopold hilflos:

„Ich bin der Fürst von Oestreich." Dieses hörte jener nicht, oder es däuchte ihm, das Getümmel der Schlacht hebe alle Würde auf. Als der tödtlich verwundete Herzog den Geist aufgegeben hatte, erblickte ihn von ungefähr Martin Malterer, der das Panier der Stadt Freiburg im Breisgau trug; versteinert stand er, das Panier entfiel ihm; plötzlich warf er sich über Leopolds Leichnam hin, damit er nicht von Feinden und Freunden befleckt und gequetscht würde; er erwartete und fand hier seinen eigenen Tod. An eben dieser Stelle kämpfte bis in den Tod Rudolf der Harraß, Herr von Schönau, Harnischmeister des Herzogs.

Die Augen der Schaaren suchten den Fürsten vergeblich; da wendete sich auf einmal die ganze Macht von Oestreich grauensvoll auf die Flucht. Jetzt schrien alle Edlen: „Die Hengste her, die Hengste her!" da zeigte ihnen kaum der ferne Staub den Weg der Flucht, auf den ein ungetreuer Graf und vielleicht Hans von Oberkirch sie längst mit fortgerissen hatte. Ihnen, in drückenden Rüstungen, in unerträglicher Hitze, erschöpft von Durst und Anstrengung, blieb weiter nichts übrig, als ihren Herrn zu rächen, und, jeder wie er konnte, sein Leben, wo nicht zu retten, doch theuer zu verkaufen. Hier traf den edlen Ritter von Ems das würdige Ziel seines Laufs heldenmüthiger Thaten. Hier fand Otto, Truchseß von Waldburg, den rühmlichen Tod, und Isni kam in vollkommene Freiheit; von Isni, seiner Stadt im Allgau, war er hieher gekommen, und verschrieb ihr um acht tausend Pfund Pfennige (den Sold für ihre Reisige) auf seinen Tod hin alle Macht,

welche ihm daselbst übrig war. Bei den Eidgenossen fiel Konrad, Landammann von Uri, der Frauen von Zürich Maier, Kastvogt von Attinghausen, Ritter; Siegrist von Tiesselbach, Landammann der Unterwaldner ob dem Kornwald; von Glaris Konrad Grüninger, ein tapferer Mann. Indessen verblutete an vielen Wunden der Schultheiß Petermann von Gundoldingen; ein Luzerner eilte an den Ort, wo er lag, um seinen letzten Willen zu vernehmen; der Schultheiß, fern von Gedanken an sein Privatinteresse, gab ihm zur Antwort: „Sage unsern Mitbürgern, „sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr im „Amte lassen; das rathe ihnen der Gundoldingen, „und er wünsche ihnen glückliche Regierung und „Sieg;" unter welchen Worten ihn das Leben verließ. Aber in dem feindlichen Heere half dem von Hasenburg nicht, sein Unglück vorher gesehen zu haben; er fiel mit Johann von Ochsenstein, der seiner Klugheit gespottet; Siegfried vom Hause Erlach, dem nicht gegeben war, glücklich wider die Freiheit zu streiten; drei Heudorf, und Albrecht von Hohenrechberg, deren Haß wider die Sieger auf ihre Urenkel erbte; Gottfried Müller, Burkard Geßner von Breisach, Hatstatt, Rachsamhausen, drei Berenfels, Flachsland, auch welschen Adels der Monsterol, der Castelnau, Hans von Vauxmarkus, Richard von Mümpelgard. Ein Mann von Gersau sah das Panier von Hohenzollern schweben, eilte und brachte diese glorwürdige Ausbeute davon. Alle Herren vom Hause Rheinach fanden ihren Tod; nur Hemmann der Jüngling erhielt (gleich den Fabiern) ihr altes Geschlecht; Hemmann, als die Ritter von den Pferden

stiegen und ihre langen Schuhschnäbel abschnitten, hatte aus Lebhaftigkeit sich selbst verwundet, und war voll Unmuth aus dem Treffen gebracht worden. Da ging das Stadtpanier von Schafhausen verloren, von Herrn Diethelm, Ritter, der Stadt Schultheiß, und andern drei und dreißig Edlen und Bürgern, bis in ihrer aller Tod, vergeblich behauptet. Unter vierzehn Mitbürgern fiel der Schultheiß der Stadt Aarau; die Bürger von Bremgarten glänzten schrecklich von Feindesblut, so daß das Haus Oestreich den Ruhm solcher Treue durch die Veränderung ihrer Stadtfarbe verewigte; nach zwölf Zofingern fiel ihr Schultheiß, Nikolaus Gutt, unbekümmert seines Todes, aber des Paniers eingedenk, das die Bürger von Zofingen seiner Hand anvertrauet; damit sich keine feindliche Gemeine desselben zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Paniers zwischen seinen Zähnen festhaltend; von der Zeit an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören: „Der Stadt Panier von Zofingen so zu hüten, wie der Schultheiß Nikolaus „Gutt." Sechs hundert sechs und fünfzig war die Anzahl der erschlagenen Grafen, Herren und Ritter, so daß der Glanz der fürstlichen Hoflager für viele Jahre unterging, und im Lande gesprochen wurde: „Gott habe zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel." Nachdem auf beiden Seiten fast alle Befehlshaber, so oder anders, geblieben, unterlag der Zorn der Sieger der Arbeit und Hitze des Tages; ruhig folgten endlich die Oestreicher der Liebe des Lebens, die Schweizer aber,

als sie zu dem Trosse gekommen waren, der Begierde nach Beute.

Dieses Ende nahm der große Tag der Sempacher Schlacht, in welcher Arnold von Winkelried mit Aufopferung seines Lebens die Blüthe der schweizerischen Mannschaft von ihrem Untergange, das Vaterland von äusserster Gefahr gerettet hat. Es ist wahr, daß die Feinde die Unbehilflichkeit ihrer Schlachtordnung, ihrer Ungeschicklichkeit im Fußgefechte, ihre Feindesverachtung und ihre stürmischen Rittertugenden selbst wider sich hatten. Die alten Schweizer kannten die Gegenden des Landes, und bedienten sich der Vortheile, welche dieselben bis auf diesen Tag tausendfältig darbieten. An Fertigkeit in Handgriffen und mancherlei Uebungen wurden sie auch damals übertroffen. Ihr Krieg war (wie ihre Seelen) einfach, groß und stark. Wurden sie durch fremde Kunst in ihrem Gange aufgehalten, so half, wie bei Sempach, eine ausserordentliche That, wozu ihr Heldensinn ihnen den Gedanken, und ihre gesunden Körper die Mittel darboten. Mit Winkelrieds Gemüth und mit solchem Fußvolke würden Wunder der Standhaftigkeit bewiesen worden seyn, auch wenn es darauf angekommen wäre, eine wohlbediente Artillerie wegzunehmen oder ihr Feuer zu unterlaufen. Denn alle Waffen, von welcher Form sie seyn konnten, mögen übermeistert werden durch einen hellen Verstand und unbezwingbare Seele.

Denselbigen Tag ergieng an Zürich, Bern, Zug und Glaris die Botschaft von der Landesrettung. Am Tage nach der Schlacht, als eine fliehende Parthei in Surfen schon ereilt und erschlagen worden war,

gaben die Schweizer einen Waffenstillstand, um die Todten zu begraben. Der Herzog von Oestreich wurde mit sechzig erschlagenen Herren und Rittern in das Kloster Königsfelden geführt; er wurde bestattet in der marmornen Gruft, wo die Königin Agnes mit Andern ihres Hauses ruhet; die Herren von Aargau wurden in die Gräber ihrer Voreltern, alle übrigen auf der Wahlstatt in große Gruben gelegt; zwei hundert erschlagene Eidgenossen wurden zu Luzern begraben. Für die Ruhe der Seelen, ohne Unterschied, ob sie Freunde oder Feinde gewesen waren, wurde eine ewige Jahrzeit verordnet.

Die Bürger von Calais.

König Philipp II. von Frankreich und Eduard III., König von England, waren mit einander in einem heftigen Kampfe begriffen, und hatten schon mehrere blutige Schlachten geliefert, als sich Eduard entschloß, Calais zu belagern, welches damals eine für Frankreich ungemein wichtig gelegene Stadt war. Er rückte am 20. August 1346 mit einer starken, siegreichen Armee vor dieselbe.

Der Kommandant von Calais war Johann von Vienne, ein tapferer Ritter aus der Grafschaft Burgund. Da er mit allen zur Vertheidigung nöthigen Mitteln versehen war, so munterte er die Bürger auf, ihre Stadt mannhaft zu vertheidigen, um hiedurch dem König und Vaterland getreu zu seyn.

Eduard suchte die Stadt nicht durch Sturm, sondern durch Aushungern einzunehmen; er schloß sie daher sowohl von der Land- als von der Seeseite sehr genau ein. Er schlug sein Lager zwischen der Stadt und dem Fluß Maie, an der steinernen Brücke auf, welches so verschanzt wurde, daß es selbst einer Festung ähnlich war. Die Soldaten baueten sich kleine Hütten und Häuser, um bei rauher Witterung beschirmt zu seyn, und allenfalls den Winter hindurch darin aushalten zu können.

Es wurden Batterien aufgeführt, von deren Höhen hundert metallene Feuerschlünde die Stadt beschossen.

Endlich erschien Philipp selbst mit einer Armee von 60,000 Mann vor den englischen Verschanzungen, um die bedrängte Stadt zu retten. Er sah die verschanzten Engländer hinter ihren hohen Batterien, und erkannte die Unmöglichkeit, ohne Gefahr eines allzugroßen Verlustes etwas zum Vortheil der Belagerten zu unternehmen. Die Kanonen der Engländer bedrohten zu gleicher Zeit die königliche Armee und die Stadt. Noch eine Schlacht, wie die bei Creci *), verloren, so wäre der ganze Staat seinem Ende nahe gekommen. Philipp durfte sie nicht wagen; er würde ein Königreich verloren haben, um eine Stadt zu retten. Er zog daher unverrichteter Sache wieder ab.

Schon hatte die Belagerung 9 Monate gedauert, und die Noth stieg aufs höchste. Nachdem die Bür-

---

*) Ein Flecken in Pontbieu, wo 1346 die Franzosen von Eduard III. eine große Niederlage erlitten hatten.

ger ihr Vieh aufgezehrt hatten, suchten sie Würmer und Ungeziefer unter dem Schutte hervor, aßen gekochtes Leder und Unkraut und viele andere der menschlichen Natur widrigen Dinge. In der Verzweiflung thaten sie noch einen kühnen Ausfall auf das feindliche Lager. Die Engländer schlugen sich mit ihnen tapfer herum, und nach einem langen und blutigen Gefecht eilten die dem Tode entronnenen Bürger in die Stadt zurück. Gebeugt von dem vielfachen Elende entschlossen sie sich endlich zu einer Kapitulation.

Johann von Vienne zeigte sich daher auf der Mauer, und gab der englischen Schildwache ein Zeichen, daß er eine Unterredung verlange. Eduard sandte den Sir Walter Mauni zu ihm. „Bald ist es ein Jahr," sagte von Vienne, „seit ihr uns belagert; wir thaten, was Pflicht und Vaterland von uns forderten. Die Hoffnung zum Entsatz ist verschwunden, und der Hunger tödtet uns. Wir bitten euern König um Freiheit und Leben, und überlassen ihm dagegen die Stadt."

Mauni erwiederte, der König von England sey vom heftigsten Zorn gegen die Bürger von Calais entbrannt, theils wegen ihres langen hartnäckigen Widerstandes, theils wegen der Beschwerden, die das Belagerungsheer ihretwegen hätte erdulden müssen. Es sey daher nicht Eduards Wille, daß sie abziehen, sondern sich auf Gnade und Ungnade ergeben sollten." Auf diesen harten Entschluß bat der Kommandant den Abgeordneten, seinen König auf billigere und mildere Gesinnungen gegen die Einwohner der Stadt zu bringen zu suchen. Er versprach es zu thun. Jo-

hann von Vienne setzte nur noch bei: „Wenn wir sterben müssen, so soll es nicht ungerächet geschehen; und noch ist es mit uns nicht dahin gekommen, daß wir nicht unser Leben den Siegern theuer verkaufen könnten.“

Mauni nebst den mehrsten englischen Befehlshabern flehten ihren König um Gnade für die Unglücklichen. Endlich erklärte Eduard: „Ihr möget dem Kommandanten von Calais sagen, die größte Gnade, die er von mir erwarten könne, sey diese, daß sechs der vornehmsten Bürger mit entblößten Häuptern und Stricken um den Hals hieher zu mir kommen, mit denen ich machen werde, was mir beliebt.“

Alle Einwohner der verwüsteten Stadt versammelten sich auf dem Markte, und erwarteten in banger Besorgniß Eduards Urtheil. Mauni brachte die Nachricht. Das Volk wurde sehr bestürzt; traurig sahen sie einander an, ohne dem Abgesandten des Königs eine Antwort zu geben. In dieser allgemeiner Bestürzung trat Eustach von Saint-Pierre hervor und hielt eine Rede an das versammelte Volk, worin er sagte: „Aus Liebe zu Euch und meinem „Vaterlande will ich zu den Feinden hinausziehen, „um durch mein Blut des Königs Zorn zu erweichen.“ Dieser hochherzige Mann wurde von allen Anwesenden bewundert; und bald folgten seinem Beispiele noch einige patriotische Männer, nämlich Johann Daire sein Vetter, Jakob und Peter Misant, zwei Brüder, nebst noch zwei andern, deren Namen unbekannt geblieben sind.

Diese sechs Männer wurden nun als Schlachtopfer Eduarden zugeführt. Mit Rührung und Thrä-

nen sahen die sämmtlichen Einwoher der Stadt diese sechs Bürger einem so unverdienten Schicksale entgegen gehen. Mit erhabenem Muthe zogen sie ihrem Henker entgegen, um die übrigen Einwohner zu retten. Da sie im englischen Lager erschienen, bemitleidete sie alles, nur der König blieb unbeweglich; er blickte sie mit finsterer Miene an, und befahl, sie zum Tode zu führen. Die Bitten und Thränen seines ganzen Hofes waren umsonst; vergebens warf sich der Prinz von Wallis zu seinen Füssen. Ohne die Fürbitte seiner Gemahlin, die erst vor wenigen Tagen ins Lager gekommen war, wäre seine unedle Rache gewiß erfüllt worden. Sie fiel ihm zu Füßen, benetzte seine Kniee mit ihren Thränen, und flehte um Gnade für diese edlen Männer. Diesen Thränen konnte Eduard nicht widerstehen. Er rufte ihr gerührt zu: „Du hast gesiegt!" Tief im Herzen freute sie sich, daß ihr Gemahl wieder den Empfindungen der Menschlichkeit Gehör gab. Sie ließ nun diese 6 Bürger kleiden und speisen, und schickte sie hierauf mit dieser Bothschaft in die Stadt zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurden.

Konstantin Paläologus.

Konstantin, der erste christliche Kaiser, entschloß sich, in der Mitte seiner weiten Staaten eine Stadt zu gründen, die seinen Namen verewigte, die Be=

schüzung der Gränzen erweiterte, und durch die Gräuel der Abgötterei nie entweiht wäre. Die Wahl des Ortes machte ihm Anfangs einige Unruhe. Asien und Europa, der Bosphorus und der Hellespont, das alte Troja und das neuere Bizanz zogen ihn wechselseitig an sich, bis endlich die ganz einzige Lage des lezten bei ihm entschied. In einer Ecke Europens, im Angesichte Asiens, bespült gegen Mittag vom Propontis, gegen Morgen vom Bosphorus, gegen Mitternacht von dem sogenannten goldenen Horn; begünstigt durch Milde des Klima, Fruchtbarkeit des Bodens, die allermalerischste Umlage, und die rücksichtswürdige Bequemlichkeit zweier geräumiger und sicherer Häfen, schien diese Gegend von der schaffenden Natur gleichsam selbst bestimmt, den beiden angränzenden Welttheilen eine Hauptstadt zu geben. Die beiden Meerengen des Bosphorus und des Hellesponts, deren jener das schwarze, dieser das mittelländische Meer eröffnet, gleichen zween immer offenen Pforten, durch welche der Stadt mit jedem wechselnden Winde die Schäze der entlegensten und entgegengeseztesten Erdgegenden zugeführt wurden, während die fischreichen Gewässer des Propontis, und die fruchtbaren Fluren des benachbarten Thraziens und Bithyniens, auch auf den Fall, daß feindliche Flotten jene Engen verschlößen, den Ort vor dem Aushungern sicherten."

Das alte Bizanz war schon siebenthalbhundert Jahre vor Christo von einer Kolonie Megarenser gegründet worden. Eine Zeitlang behauptete es seine Unabhängigkeit. Dann erlag es nach und nach der Uebermacht der Perser, der Lakedämonier, der

Athenienser, der Römer. Unter dieser Letzteren wohlthätigen Schutze gelangte es zu Pracht, Glanz und Festigkeit. Während der bürgerlichen Kriege, die den römischen Staat in dem ganzen Laufe des dritten Jahrhunderts zerrütteten, ward es mehreremale verwüstet, einmal gänzlich zerstört. Eben jetzt hatte es vermöge der überaus günstigen Lage sich wieder zu einigem Flor empor gearbeitet, als Konstantin, auf ausdrücklichen Befehl der Gottheit, wie er vorgab, den Entschluß faßte, das alte Bizanz durch die Erbauung eines neuen Roms zu verdrängen.

Am Tage der feierlichen Grundlegung sah man den Kaiser an der Spitze eines glänzenden Gefolges hervortreten, und mit der Lanze den Umriß des neuen Roms bezeichnen. Diese Zeichnung schien kein Ende nehmen zu sollen. Einer seiner Begleiter bemerkte: „Er habe bereits den Bezirk der möglichst großen Stadt überschritten". Majestätisch antwortete Konstantin: „Ich werde inne halten, sobald es meinem unsichtbaren Führer inne zu halten gefallen wird."

Das alte Bizanz hatte nur einen jener sieben Hügel umschlossen, die noch jetzt innerhalb der Ringmauern Konstantinopels einer hinter dem andern emporsteigen, und zwar jenen, welcher das äußerste Vorgebirge des Isthmus ausmacht. Konstantin umschloß fünf dieser Hügel in seinem Umrisse. Hundert Jahre später waren auch die beiden übrigen mit Gebäuden bedeckt, und bedurften wider die unaufhörlichen Streifereien der Barbaren einer Einfassung, mit welcher der jüngere Theodosius sie versah. Jetzt betrug die größte Länge der Stadt von der äußersten Spitze des östlichen Vorgebirges bis zu dem so-

genannten goldenen Thor gegen Abend vierzehntausend und fünf und siebenzig Fuß, die größte Breite sechstausend einhundert und fünfzig Fuß, der Umfang zwischen zehn und eilf römischen Meilen, und der Flächeninhalt gegen zweitausend Morgen Landes — eine in der That beträchtliche Größe, die jedoch von mehreren Städten der alten sowohl als der neuen Welt übertroffen wird.

Und nun genoß Konstantin des königlichen, herrlichen Vergnügens, Gebäude ohne Zahl, Mauern, Paläste, Tempel, Säulengänge, Amphitheater, und eine ungeheure Menge Privatwohnungen auf seinen Wink emporzusteigen zu sehen. Die Reichthümer, die Arbeit, die Talente aller jener Millionen, die dem Despoten zu Gebote standen, wurden zur schnellen Ausführung seines Lieblinggedankens in Bewegung gesetzt. Die Ufer des euxinischen Sees gaben ihre Waldungen, die Steinbrüche des Prokonesus ihren Marmor her, und da das Zeitalter viel zu talentlos und zu arm am Geiste war, um durch eigene Meisterwerke die neue Kaiserstadt auf eine ihrer würdige Weise verzieren zu können, so wurden die berühmtesten Städte Griechenlands, Italiens und Kleinasiens ihrer vortrefflichsten Zierden zu diesem Behufe beraubt. Die Denkmale alter Thaten, die Trophäen längst verschollener Siege, die Bildsäulen der Heroen, der Götter, der Weisen und der Dichter, zum Theil Meisterarbeiten des Phidias und Praxiteles, wurden herbeigeschleppt, um die werdende Hauptstadt zu verschönern, die in der That, nach der Bemerkung eines alten Geschichtschreibers, die Erste des Erdbodens geworden wäre, wenn es nur nicht

an den Seelen jener unsterblichen Männer gemangelt hätte, deren Verdienste diese herrlichen Monumente verewigten — Seelen, die freilich nur der belebende Odem der Freiheit empor ruft, nicht aber der erstickende Broden bürgerlicher und gottesdienstlicher Knechtschaft.

In jeder Hinsicht sollte das neue Rom dem alten gleichen. Gleich jenem wurde auch dieses in vierzehn Quartiere vertheilt. Gleich jenem erhielt auch dieses ein Kapitol, einen Hippodrom, zwei Senathäuser, zwei kaiserliche Paläste, mehrere Fora, prächtige Wasserleitungen und Bäder. — Zum vornehmsten Forum erkohr Konstantin den Platz, auf welchem während der Belagerung von Bizanz sein Zelt gestanden hatte. Es hatte eine elliptische Form; zwei Triumphbögen bildeten die beiden Eingänge, umher liefen Säulenreihen, voll gedrängt von Statuen; in der Mitte thürmte sich jene berühmte Porphirsäule, von welcher noch jetzt ein Bruchstück unter dem Namen des verbrannten Pfeilers übrig ist. — Der Hippodrom maß vierhundert Schritte in die Länge, und einhundert in die Breite. Unter den Bildsäulen, die ihn verzierten, befanden sich die drei in einander geschlungenen ehernen Schlangen, deren Häupter einstens den goldenen Dreifuß trugen, welchen das frohlockende Griechenland nach Xerxes Niederlage dem delphischen Apollo weihte. Auch dieß ehrwürdige Denkmal des Alterthums hat die Unbild der Zeiten noch nicht ganz zerstören können. — Von den beiden kaiserlichen Palästen gab der eine, welcher die äußerste Spitze des östlichen Vorgebirges bedeckte, an Pracht und Umfang dem be-

rühmten goldenen Hause des Nero wenig nach. Unter den Kirchen war jene der Apostel, unter den Bädern jenes des Zeuxippus, das prächtigste. Hundert Jahre nach der Grundlegung der Stadt zählte man in ihrem Umfange ein Kapitol, einen Circus, zwei Theater, acht öffentliche, und einhundert drei und fünfzig Privatbäder, zwei und fünfzig Säulengänge, fünf Kornmagazine, vier Gerichtshallen, vierzehn Kirchen, vierzehn Paläste, und viertausend dreihundert acht und achtzig vorzüglich große und schöne Privatwohnungen.

Die Bevölkerung eines so weiten Bezirkes kostete dem allmächtigen Willen des Alleinherrschers nur einige wenige Machtsprüche. Die edelsten und reichsten Bürger des ganzen Reichs wurden eingeladen, in der neuen Hauptstadt ihren Sitz zu nehmen, den Günstlingen und Hofleuten des Kaisers wurden auf Kosten des Letztern geräumige Wohnungen erbaut; die Besitzer liegender Gründe in Pontus und Kleinasien wurden angehalten, innerhalb des Ringes der Stadt Häuser zu erbauen; ein unzähliger Pöbel wurde durch die tägliche unentgeldliche Spendung von Korn, Wein, Oel und Fleisch herbei gelockt, und bald nahm die Zahl der Anbauer dermaßen überhand, daß das Erdreich ihnen ermangelte, und mächtige Dämme in die See hinein geführt werden mußten, um zur Anlegung neuer Gebäude Raum zu gewinnen.

Mit der Ungeduld eines Liebhabers betrieb Konstantin die Förderung des großen Werkes, und binnen wenig Jahren stand Konstantinopel. Im dreihundert und dreißigsten Jahr der christlichen Zeitrech-

nung ward die neue Kaiserstadt vermittelst eines vierzehntägigen Festes, feierlicher Umgänge, heiliger Gebete, prächtiger Gastmale, und glänzender Spiele eingeweiht. Ein Edikt, auf einer ehernen Tafel eingegraben, gab ihr den Namen des neuen Roms. Aber die Nachwelt nennt sie noch jetzt nach dem Namen ihres Erbauers.

Konstantinopel blieb über Ein Jahrtausend die erste Stadt von Europa, bis sie 1453 Sultan Mahomed II. mit stürmender Hand eroberte, und das Kreuz auf ihren Thürmen mit dem halben Monde verwechselte. Diese große Begebenheit gehört zu denjenigen, die nicht bloß das Schicksal eines einzelnen Reichs bestimmen, sondern vielmehr der ganzen Weltgeschichte bis auf unsere Zeiten, und wahrscheinlich noch auf späte Jahrhunderte, ihre Richtung geben. Durch sie ward nicht bloß der letzte Rest des mächtigsten Reichs der Welt, nachdem es volle 2000 Jahre unter so manchen Abwechslungen geblüht hatte, gänzlich zernichtet, sondern es setzte sich zugleich ein fremdes Volk, durch Abkunft, Sitten, Religion und Sprache völlig von allen übrigen Bewohnern Europa's verschieden, in diesem Welttheile fest, unterwarf sich die glücklichsten Länder desselben, und drohete zu wiederholtenmalen, auch die übrigen zu verschlingen.

Und so merkwürdig diese Begebenheit wegen ihrer Folgen ist, so merkwürdig ist sie auch an sich selbst. Scenen des Schreckens und Blutvergießens sind mit allen Eroberungen von Städten verbunden, aber selten geht das Schauspiel so ins Große, als bei diesem Falle der Hauptstadt des Morgenlandes, und von wenig Weltbegebenheiten hat die Geschichte

solche Beispiele des Heldenmuths und Nationalgeistes aufbewahrt, als wir von diesem großen Tage aufgezeichnet finden. Die ungestüme Tapferkeit der Osmanen, die wir noch in den spätern Zeiten bewunderten, und ihre Verachtung des Todes, zeigte sich nie mehr, als damals, da eine Kaiserstadt die Belohnung des Sieges, und ein Held, wie Sultan Mahomed, ihr Anführer war; und wenn gleich hartnäckiger Muth der Christen, selbst durch Verzweiflung gestählt, endlich nachgeben mußte, so ist es doch ein großes Schauspiel, den letzten christlichen Kaiser des Morgenlandes, nach einer heldenmüthigen Gegenwehr unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben zu sehen.

Gerade hundert Jahre vor der Eroberung von Konstantinopel selbst, hatten die Türken es zum erstenmale versucht, in Europa festen Fuß zu fassen. Schon vorher hatten sie die vormaligen Provinzen des morgenländischen Reichs sich unterwürfig gemacht; es gehorchte ihnen Klein-Asien oder Natolien ganz; und die innerlichen Unruhen in Konstantinopel selbst gaben ihnen nicht allein gewünschte Gelegenheit, ihre Eroberungen in Asien fortzusetzen, sondern verschafften ihnen sogar eine Einladung von Seiten der einen Partei, nach Europa zu kommen. Johannes Cantacuzenus, der Freund und Vertraute des Kaisers Andronicus des Jüngern, war von ihm zum Vormunde seines unmündigen Sohnes bestellt worden; allein kaum hatte Cantacuzenus nach dem Tode des Kaisers 1341 dieses Geschäft übernommen, so bildete sich gegen ihn in Konstantinopel eine mächtige Partei, an deren Spitze die verwittwete Kaiserin

Anna, der Patriarch der Hauptstadt, und der Groß=admiral standen. Des Hochverraths angeklagt, und abwesend zum Tode verurtheilt, sah Cantacuzenus weiter keine Wahl vor sich, als zwischen dem Schafott und dem Throne. Aber um den letztern zu besteigen, bedurfte er auswärtiger Hilfe. Diese suchte und erhielt er bei den Türken; durch sie gelangte er zu einer Herrschaft, die er 10 Jahre behauptete, bis es ihm gefiel, oder er gezwungen ward, den kaiserlichen Palast mit einem Kloster zu vertauschen. Durch die genaue Verbindung, die durch die Heirath seiner Tochter Theodora mit dem Sohne des türkischen Emirs oder Fürsten Orchan noch enger geknüpft ward, hatten die Türken Gelegenheit, als Freunde in Europa Eingang zu finden; eine zahlreiche Kolonie ließ sich an den Ufern des Hellesponts nieder, bemächtigte sich der festen Schlösser, unterwarf sich Romanien, und breitete sich dermaßen aus, daß schon der Sohn des Orchan, Amurath I., seine Residenz in Adrianopel aufschlug. Dieß geschah im Jahre 1360, und wenn gleich das gute Vernehmen zwischen Christen und Türken noch eine Zeitlang fortdauerte, oder noch zuweilen wieder hergestellt ward, so war der Unterschied zwischen beiden Völkern doch zu groß, als daß eine solche Vereinigung hätte von Dauer seyn können. Schon Bajazeth I., der Sohn und Nachfolger Amuraths, stand im Jahre 1396 vor Konstantinopel; und unmöglich hätte diese Hauptstadt über ein halbes Jahrhundert noch den türkischen Waffen widerstehen können, wenn nicht ein neuer unerwarteter Sturm die türkische Herrschaft in ihrer Grundfeste erschüttert, und Bajazeth selbst von dem

Throne in die Gefangenschaft geworfen hätte. Timur, oder wie man ihn häufig, aber mit Unrecht nennt, Tamerlan, ein mogolischer Fürst, einer der größten Eroberer, aber auch zugleich einer der größten Menschen, die die Geschichte kennt, erregte denselben. Gebohren bei Samarkand an den Gränzen von Persien, in einem Zeitalter, wo seine Nation durch innere Kriege zerrüttet ward, hatte er, von seinen Knabenjahren an, sich in Schlachten herumgetummelt; bis in sein 25stes Jahr focht er für die Rechte seines Stammes, und für seine eigenen, als er zuletzt, von der Menge seiner Feinde überwältigt, unterzuliegen schien. Seine Truppen wurden geschlagen, und der künftige Welteroberer irrte mit seinem Weibe und sieben Begleitern in der Wüste umher. Auch diese wurden ihm entrissen, und um sein eigenes Leben zu retten, blieb ihm kein anderes Mittel, als durch einen der reißendsten Ströme, den Oxus, zu schwimmen, über den er vorher mit seinen Truppen gegangen war. Sein Entschluß war bald gefaßt; er warf sich in die Wellen, und brachte an das jenseitige Ufer nichts, als sich selbst. Aber bald sammelten sich mehrere seiner alten Anhänger um ihn; der Ruhm seiner Thaten vermehrte ihre Zahl, und in seinem 34sten Jahre glückte es ihm, durch ihre Unterstützung den Thron von Samarkand zu besteigen. Er ward dadurch Herr eines mächtigen Reichs; aber eine Erhöhung, die jeder Andre vielleicht als den Gipfel des Glücks angesehen hätte, betrachtete er nur als die Grundlage desselben. Von Samarkand aus verbreiteten sich seine siegreichen Heere, an deren Spitze er selber focht, jetzt über ganz

Asien; Persien, ein Theil von Indien und die sinesische Tartarei wurden Provinzen seines Reichs; und nachdem er so den Osten und Süden besiegt hatte, wendete er sich gegen Westen, nach Klein-Asien oder Natolien, wo die Eroberungen von Bajazeth, und seine eignen, einander berührten. Nach zweijährigen Drohungen und Zurüstungen, die Bajazeth zwangen, die schon angefangene Belagerung von Konstantinopel aufzuheben, gingen endlich beide Fürsten, an der Spitze ihrer unermeßlichen Heere, auf einander los. Das von Timur wird nach der geringsten Angabe auf 800,000 Mann, und das von Bajazeth halb so stark geschätzt; und der 14. July 1402 war der merkwürdige Tag, wo auf der Ebne von Angora in Klein-Asien das Schicksal beider Heere entschieden wurde. Timur siegte nicht allein, sondern bemächtigte sich selbst der Person des Bajazeth, der bis ans Ende seines Lebens in der Gefangenschaft bleiben mußte.

Hätte Timur eine Flotte gehabt, so würde diese Schlacht ohne Zweifel den völligen Untergang der türkischen Herrschaft nach sich gezogen haben, und vielleicht auch Konstantinopel selbst in seine Hände gefallen seyn. Denn wer hätte es ihm wehren wollen, nach Europa überzugehen, und den dortigen Ueberrest der türkischen Macht gänzlich zu unterdrücken? — So aber, da er keine Flotte hatte, machten die Küsten von Asien zugleich die Gränzen seiner Eroberungen aus, und bald nach jener entscheidenden Schlacht wurden der Sieger und der Besiegte durch den Tod sich wieder gleich gemacht. Bajazeth überlebte seine Gefangenschaft nur 2, Timur seinen Sieg nur 3 Jahre. Er starb 1405, und sein

ungeheures Reich, von dem ein Theil nachher das Reich des großen Moguls, wie man ihn nennt, ausmachte, zerfiel so schnell, als es entstanden war.

Dieser Völkersturm von Asien her, der das türkische Reich bis an den Rand des Verderbens führte, befreite eben dadurch auch die Christen, und besonders Konstantinopel selbst, auf eine Zeitlang von den Anfällen der Türken. Nach der Gefangennehmung des Bajazeth, geriethen noch dazu seine Söhne unter einander in bürgerliche Kriege, die bis auf das Jahr 1413 dauerten. Aber bei dem allen ließ sichs leicht voraussehen, daß diese Ruhe von keiner langen Dauer seyn würde. Jener Sturm hatte zwar dem Baume seine Zweige geraubt, aber der Stamm war stehen geblieben, und bald sproßten auch die Zweige aufs neue hervor. Kaum hatte Timur die asiatischen Provinzen der Türken wieder geräumt, so kamen diese auch wieder in den Besitz derselben. Mahomed I., der jüngste Sohn des unglücklichen Bajazeth, erhielt um das Jahr 1413 nicht allein das Uebergewicht über seine Brüder, sondern vertrieb auch die letzten Ueberreste der Mogolen aus Kleinasien, und sein Sohn Amurath I., der 1421 zur Regierung kam, ging wieder nach Europa über, eroberte Adrianopel, schlug, wie sein Großvater Bajazeth, hier wieder den Sitz seiner Regierung auf, vereinigte alle vormaligen Provinzen aufs neue, und stellte auf diese Weise den vorigen Glanz des türkischen Reichs in eben dem Maaße wieder her, als es jetzt den Christen wieder aufs neue furchtbar ward.

Wenn die Letztern es auch hätten vermeiden wollen, an den Streitigkeiten der Söhne des Baja-

zeth Antheil zu nehmen, so hätten sie es dennoch nicht gekonnt, da die eine oder die andere Partei immer Schutz oder Hilfe bei ihnen suchte. Ihr politisches Interesse hätte es unstreitig erfordert, immer die Partei des Schwächern zu nehmen, diesen gegen den Mächtigern zu unterstützen, und eben dadurch die Streitigkeiten zu unterhalten, die das einzige Mittel waren, ihren eignen Untergang, wo nicht gänzlich abzuwenden, doch wenigstens aufzuschieben. Allein Kaiser Manuel war unvorsichtig genug, sich mit dem mächtigen Mahomed, dem Vater des Amurath, zu verbinden, eine Freundschaft, die nicht länger dauern konnte, als es die Konvenienz des Mächtigern erforderte; und in der That, kaum sah sich Amurath II. auf dem Throne, so stand er auch schon im Jahre 1422 mit einer Armee vor den Thoren von Konstantinopel. Aber die Stunde dieser Kaiserstadt war noch nicht gekommen; innere Unruhen, die in seinem Reiche ausbrachen, zwangen ihn, nach einem Zeitraume von 2 Monaten die Belagerung aufzuheben, und sich mit einem jährlichen Tribute, und der Einräumung alles Gebiets, das den christlichen Kaisern noch außerhalb Konstantinopel und seinen Vorstädten übrig war, zu begnügen.

Manche Leser werden sich schon gewundert haben, warum die griechischen Kaiser in diesen bedrängten Umständen nicht da Hilfe suchten, wo sie einzig zu hoffen war: — bei den christlichen Mächten des westlichen Europa. Noch war die Macht der Türken nicht so fürchterlich, daß eine Vereinigung der ganzen Christenheit ihr nicht hätte die Spitze bieten können; und das eigne Interesse der Chri-

sten schien eine solche Vereinigung so offenbar zu fordern, daß man hätte glauben sollen, beide Theile würden sich von selbst die Hände dazu geboten haben. Allein unglücklicher Weise wurden beide durch eine Scheidewand getrennt, die sie selber mit vereinigten Kräften, ungeachtet aller gemachten Versuche, nicht niederreissen konnten. Verschiedenheit von Meinungen in einigen Glaubensartikeln war es, welche diese Scheidewand bildete, und durch welche die berühmte Spaltung zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche entstanden war, die bekanntlich noch bis auf den heutigen Tag fortdauert. Zwar hätten diese Streitigkeiten, ihrer Natur nach, auf politische Verbindungen eigentlich keinen Einfluß haben sollen, allein man glaubte nicht eher eine feste politische Freundschaft erhalten zu können, bis man sich über die Religionsstreitigkeiten verglichen hätte.

Ohnehin mußten nach der damaligen Lage der Dinge alle politischen Verhandlungen durch die Hände der Päbste gehen, deren eignes Interesse es forderte, eine Vereinigung der morgenländischen Kirche mit der abendländischen zu der ersten Grundlage eines Traktats zu machen. In der That hatte man an dieser Vereinigung auch schon lange gearbeitet. Päbste und Kaiser hatten sich schon zu wiederholtenmalen dazu die Hände geboten, ja sogar mehrere Kaiser waren deßhalb in Person von Konstantinopel nach Italien gegangen; aber eine Menge Ursachen trafen zusammen, warum diese Unterhandlungen durchaus fruchtlos ablaufen mußten. Die wiederholten Angriffe der Türken waren gewöhnlich

das Signal zu der Erneuerung derselben gewesen, und wenige Jahre vor dem Falle der Kaiserstadt, da ohnehin die wachsende Größe Amuraths immer furchtbarer ward, schien sich die bequemste Gelegenheit zu der Ausführung dieses Plans darzubieten; da schon seit dem Jahre 1417 die Häupter der abendländischen Kirche auf dem berühmten Concilio zu Konstanz, und nachmals zu Basel, versammelt waren. Eine Vereinigung beider Kirchen zu Stande zu bringen, mußte eine zu glänzende Aussicht für sie seyn, als daß sie gar nicht hätten ihr Augenmerk darauf richten sollen. Man fing deßhalb Unterhandlungen mit Johannes Paläologus, dem vorletzten christlichen Kaiser der Morgenländer, an; Pabst und Concilium wetteiferten, ihn für sich zu gewinnen; und als sich Johannes endlich entschloß, selber nach den Abendländern zu kommen, so eilte eine päbstliche Flotte nach Konstantinopel, um ihn und seine Begleitung abzuholen; und im Februar 1438 landete er schon in Venedig. Was nur an Gold und Kostbarkeiten in Konstantinopel aufzutreiben gewesen war, das hatte man zu diesem Zuge verwendet, um so viel möglich in einem glänzenden Aufzuge zu erscheinen; aber es war ein Bettlerstolz, der so viel eher in seiner wahren Gestalt erscheinen mußte, da das stolze und reiche Venedig alle seine Kräfte aufbot, den sogenannten Beherrscher des Morgenlandes auf eine seiner würdige Weise zu empfangen. Zu Ferrara sahen sich Kaiser und Pabst; der Letzte versuchte es hier, ein neues Concilium zu versammeln, da die zu Basel versammelten Väter keine Lust hatten, über die Alpen zu kommen, und man schloß unter gewissen Modificationen

der streitigen Lehrsätze eine Vereinigung, von der es sich voraussehen ließ, daß sie so gut wie gar keine war, da sie von Seiten der Abendländer nicht allgemein angenommen ward, und da der Kaiser und die morgenländische Geistlichkeit nicht darauf gerechnet hatten, daß sie nicht mit einem Federzuge den Glauben ihres Volks ändern könnten. Im Jahre 1440 kam der Kaiser nach einer fast zweijährigen Abwesenheit wieder nach Konstantinopel zurück, und der allgemeine Unwille, mit dem er empfangen ward, zeigte ihm schon hinreichend, wie fruchtlos seine Reise gewesen sey.

Indessen, wenn es gleich unmöglich war, eine Glaubensvereinigung durch diese Zusammenkunft zu Stande zu bringen, so lag dem Pabste doch viel daran, der Welt wenigstens einige Früchte davon zu zeigen. So, wie einst im 11ten Jahrhunderte, die ganze Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Ungläubigen zu vereinigen, durfte er nicht hoffen; aber deßhalb brauchte er nicht die Hoffnung aufzugeben, bei einzelnen christlichen Mächten etwas auszurichten, und der damalige politische Zustand von Europa berechtigte ihn noch mehr dazu. Zwar durfte er von den westlichen Reichen sich keinen Beistand versprechen; denn diese waren entweder mit ihm gespannt, oder hatten genug unter sich zu thun; aber desto eher von den östlichen.

Die Kronen von Ungarn und Polen waren damals auf dem Haupte von Ladislaus vereinigt, einem jungen feurigen Prinzen, dessen eignes Interesse es erforderte, die türkische Macht zu schwächen, so viel ihm möglich war. An Johann Huniades, den Woi-

woden

woden von Siebenbürgen, einem glücklichen Abentheurer, hatte er einen tüchtigen General; der griechische Kaiser versprach, aus allen Kräften die Sache der Christenheit zu unterstützen, und der Name eines Religionskrieges war nachdrücklich genug, um die Gemüther der Polen und Ungarn zu entflammen. Auch rechnete man auf die Hilfe von Venedig und Genua. Was sonst noch für Bedenklichkeiten da seyn mochten, die räumte die Beredsamkeit des päbstlichen Legaten weg; der Krieg ward beschlossen, und Ladislaus ging im Jahre 1443 über die Donau. Das Glück begleitete seinen Zug, und da die türkischen Waffen gerade an einer andern Seite beschäftigt waren, so bot man ihm unter sehr vortheilhaften Bedingungen Friede an. Die versprochenen Vortheile bestimmten Ladislaus, dieselben anzunehmen, und die Türken schienen mit geringer Aufopferung ein Ungewitter abgewendet zu haben, das ihrer ganzen europäischen Herrschaft den Untergang drohte.

Aber man kann es sich leicht vorstellen, wie groß die Unzufriedenheit des Pabstes und der übrigen Verbündeten seyn mußte. Die ganze Absicht des Kreuzzuges ward dadurch verfehlt; sie alle gingen leer aus, und Ladislaus war der einzige, der die Vortheile zog.

Kaum war daher der Friede geschlossen, so ward auch das Klagen allgemein; jetzt eben, hieß es, sey der günstigste Zeitpunkt da, um den Erbfeind der Christenheit auszurotten; die venetianischen und genuesischen Flotten hätten den Hellespont besetzt, die Griechen selber hätten sich gerüstet; und was wichtiger sey, als dieses alles, in den türkisch-asiatischen

Provinzen sey ein heftiger Aufruhr gegen Amurath ausgebrochen. Diese letzte Nachricht war es besonders, die auf Ladislaus Eindruck machte; der päbstliche Legat führte ihm zugleich zu Gemüthe, daß er durch den geschlossenen Frieden ein Verräther der Christenheit geworden sey, und daß er so wenig verpflichtet sey, denselben zu halten, daß es vielmehr seine Pflicht sey, ihn zu brechen. Diese wiederholten Vorstellungen machten endlich Eindruck auf den König; er hatte den Winter über Zeit, sich zu bedenken; und die Entscheidung fiel zu seinem eignen Unglück endlich nach dem Wunsche des Pabstes aus. Im Jahre 1444 ging er mit seiner Armee wieder über die Donau; brach den kurz vorher geschwornen Frieden, und drang aufs neue in die türkischen Provinzen ein. Seine siegreichen Truppen rückten ohne Widerstand vor, bis sie endlich zu Warna, in Bulgarien, den Sultan Amurath selbst, an der Spitze eines Heeres von 60,000 Mann, gegen sich anrücken sahen.

Amurath hatte nicht lange vor dieser Begebenheit, aus Hang zu einem ruhigen Leben, freiwillig die Regierung niedergelegt, sich nach Asien in die Einsamkeit begeben, und war Willens hier den Rest seiner Tage zuzubringen. Allein der einbrechende Sturm von Ungarn her, riß ihn wieder aus dieser Ruhe; seine Soldaten, die unter ihm gewohnt gewesen waren zu siegen, wollten auch nur unter ihm fechten, und auf die Treulosigkeit der Christen bauete er seine Hoffnung zum Siege. Von Asien her eilte er zuerst nach Adrianopel; der genuesische Admiral, der mit seiner Flotte den Hellespont besetzt

hielt, ward bestochen, um ihm den Uebergang zu erleichtern; und von Adrianopel aus rückte er an der Spitze seines Heeres den Christen entgegen.

Warna war der Ort, wo beide Heere sich trafen, und der 10. November 1444 der Tag, der ihr beiderseitiges Schicksal entschied. Als der Sultan mit seinem Heere sich zeigte, sank schon den Christen der Muth, da sie ihn stärker und sich schwächer sahen, als sie vorher selber geglaubt hatten; und sie hätten vielleicht einen Rückzug der Schlacht vorgezogen, wenn es nicht zu diesem zu spät, und Ladislaus weniger entschlossen geworden wäre, zu siegen oder zu sterben. Bei dem ersten Angriffe, der auf die Flügel der türkischen Armee geschah, wurden diese zum Weichen gebracht, und Amurath selber soll schon auf der Flucht begriffen gewesen seyn, als ein alter Janitschar seinem Pferde in die Zügel fiel, und ihn an seine Pflicht erinnerte. Er raffte seine geschlagnen Haufen wieder zusammen, rief mit aufgehobenen Händen den Gott der Wahrheit, und Jesus seinen Propheten, als Rächer der Treulosigkeit der Christen an, und drang an der Spitze seiner Janitscharen, die noch frisch waren und am Gefechte keinen Antheil genommen hatten, auf die Christen ein. Diese hatten beim Verfolgen ihre Glieder getrennt, sich zu weit vorwärts gewagt, und prallten daher an den geschlossenen Reihen der Janitscharen, wie an einer Mauer, ab. Die Flügel der türkischen Armee gewannen dadurch Zeit, sich wieder zu stellen, und griffen sie auf den Seiten an; Ladislaus selbst verlor sich in dem Getümmel der Schlacht. Amuraths eigne Lanze soll ihn vom Pferde geworfen haben, und

sein abgehauener Kopf war für die Türken das Panier des Siegs, so wie für die Christen das Signal zur Flucht.

Zehntausend Christen fielen in der Schlacht und Johannes Huniades rottete nur mit Mühe die geringen Ueberreste des christlichen Heeres.

So sank also die letzte Stütze des griechischen Kaiserthums, und offenbar war durch diese ganze Unternehmung die Lage desselben nicht nur nicht besser, sondern um vieles schlimmer geworden. Der Religionshaß ward dadurch mehr angefacht, und die Griechen wurden jetzt als erklärte Feinde der Türken betrachtet.

Amurath hatte die vorgehabte Vereinigung der Christen schon mit scheelen Augen angesehen, und auf alle Weise zu verhindert gesucht. Er hatte jetzt die Folgen davon erfahren; der lose Friedensbruch mußte ihn natürlich noch mehr erbittern, und ihn hinreichend lehren, daß keine Sicherheit für seine Nation in Europa sey, so lange Konstantinopel ihm nicht die Thore geöffnet habe. Auch konnte dieser Stadt ihr Schicksal nicht mehr zweifelhaft bleiben; allein so sehr auch der Kaiser Johannes Paläologus zu fürchten, und Amurath zu hoffen, Ursache hatten, so war es doch von der Vorsehung beschlossen, daß dieser so wenig den Thron von Konstantinopel besteigen, als jener ihn verlieren sollte. Ein kühner und glücklicher Abentheurer war es, der den Fall der Kaiserstadt noch um einige Jahre aufhielt.

Georg Kastriota, oder Skanderbeg (Fürst Alexander), wie die Türken ihn nannten, war der vierte Sohn von Johann Kastriota, Fürsten von Alba-

nien; als aber dessen Land zu einer türkischen Provinz gemacht ward, kam er schon in früher Jugend an den Hof des Sultans, ward als Moslemin erzogen, und focht nachher in den türkischen Heeren.

Aber, war es Ehrgeiz, oder Rachsucht über das ihm geraubte Fürstenthum seines Vaters? er wollte nicht als Unterthan dienen, und fand Mittel durch einen kühnen Streich sich seines väterlichen Erbtheils wieder zu bemächtigen.

Als im Jahre 1443 bei dem glücklichen Einfalle des Ladislaus die Osmanen geschlagen waren, so machte er sich die herrschende Verwirrung zu Nutzen, überfiel den Reis-Effendi oder Staats-Sekretär, setzte ihm den Dolch auf die Brust, und zwang ihn, ihm auf der Stelle im Namen des Sultans das Patent oder den Firman auszufertigen, in welchem er zum Gouverneur von Albanien, seinem väterlichen Fürstenthume, ernannt wurde. Der Staats-Sekretär gehorchte zitternd, und als Skanderbeg hatte, was er wollte, stieß er ihm den Dolch ins Herz, damit sein Geheimniß nicht verrathen würde. Noch dieselbe Nacht warf er sich auf sein Pferd, und eilte, von wenigen seiner Vertrauten begleitet, geradeweges nach Albanien.

Der Firman des Sultans öffnete ihm ohne Mühe die Thore von Kroya, der Hauptfestung des Landes, und kaum sah er sich in dem Besitze derselben, als er die Maske abzog, dem Propheten und dem Sultan den Gehorsam aufkündigte, und sich als rechtmäßigem Besitzer seines väterlichen Fürstenthums huldigen ließ.

Der Ruhm dieser Tapferkeit, und der Eifer für die Religion, deren Sache er verfocht, versammelten bald um ihn ein Heer, mit dem er, unterstützt durch seine eigene Klugheit und Erfahrung, in den gebirgigten Gegenden Albaniens sich in den Stand gesetzt sah, den wiederholten Angriffen der Türken, bis an das Ende seines Lebens, glücklich zu widerstehen.

Die Unternehmungen gegen diesen Fürsten, den man nie ganz unterdrücken konnte, und einige innere Unruhen, beschäftigten Amurath — der ohnehin die Ruhe liebte und zu keinen großen Unternehmungen mehr aufgelegt war, wenn er nicht dazu gezwungen wurde — den Rest seiner Tage über, und der Sitz des griechischen Kaiserthums hatte Ruhe, bis er sowol, als Johannes Paläologus, von der Scene abgetreten waren. Der letzte starb 1448, der erste 1451. Der Nachfolger von jenem war, nach einigen Streitigkeiten, sein ältester Bruder Konstantin Paläologus, der Nachfolger von Amurath aber, sein ungleich größerer Sohn, Mahomed der zweite.

Die ersten Unternehmungen von beiden Monarchen zeichnen am besten ihren Charakter. Mahomed, dessen erster und einziger Gedanke die Eroberung von Konstantinopel und die Vertilgung des morgenländischen christlichen Kaiserthums war, hatte kaum den Thron bestiegen, als er auch schon anfing, den Griechen Troß zu bieten. Der Kanal nach dem schwarzen Meere ist für die Hauptstadt selbst von der größten Wichtigkeit, da sie einen großen Theil der benöthigten Zufuhr von daher erhält. Amurath, sein Vater, hatte schon an demselben auf der asiatischen

Küste ein festes Schloß angelegt; Mahomed beschloß, ein gleiches an der europäischen Küste zu thun, um den Kanal gänzlich in seiner Gewalt zu haben; und eine trotzige Antwort war Alles, was die Griechen auf ihre Vorstellungen erhalten konnten. „Der Grund und Boden sey sein, und er wolle doch sehen, wer es ihm wehren wolle," antwortete Mahomed. Konstantin, der neue griechische Kaiser, sah die Folge ein, welche diese Unternehmung haben würde, und war der einzige, der Muth genug hatte, Gewalt mit Gewalt vertreiben zu wollen; aber seine Vorstellungen waren zu schwach, um Eindruck auf seine Minister zu machen, die einen gewissen, aber spätern Untergang einer möglichen, wenn gleich wenig wahrscheinlichen, Rettung vorzogen.

Mahomed bauete also ungestört fort, und es konnte ihm nicht schwer werden, einen Vorwand zur Feindseligkeit zu finden. Die übermüthige Begegnung der Türken erbitterte die Griechen immer mehr, und wie jene es gar so weit trieben, daß sie ihre Pferde in dem Korn der Letztern weiden ließen, kam es zu einem Gefechte, worin von beiden Seiten Mehrere erschlagen wurden. Dieser Vorfall (im Junius 1452) war das erste Signal zu offenbaren Feindseligkeiten, und verbreitete Schrecken in der Hauptstadt. Die Thore wurden geschlossen, aller Verkehr hörte auf, und Mahomed selber machte kein Geheimniß mehr daraus, daß die Vollendung seiner Festungswerke, die ihn zum Herrn des Bosphorus machten, ihn allein noch abhalte, die Belagerung anzufangen. Er vollendete dieselben noch im Herbste desselben Jahres, und ein Tribut, den er

von allen durchfahrenden Schiffen forderte, war die erste Folge davon.

Der Winter ward von beiden Seiten auf eine sehr verschiedene Weise zugebracht. Mahomed rüstete sich zu seinem großen Vorhaben; die Provinzen seines Reichs mußten ihm Truppen liefern; seine Hauptsorgfalt aber war auf die Verbesserung und Vermehrung seiner Artillerie gerichtet. Da der Gebrauch des groben Geschützes, so wie des Schießpulvers überhaupt, damals noch in seiner Kindheit war, so glaubte man, die Größe der Kanonen sey es, die sie furchtbar mache, und es wurden daher einige von so ungeheurer Größe verfertiget, daß man vermuthete, wenige Schüsse aus denselben würden hinreichend seyn, die Wälle und Mauern von Konstantinopel zu Grunde zu richten.

Ganz anders sah es dagegen in Konstantinopel aus. Daß das Ungewitter, das sich schon zusammen gezogen hatte, bald losbrechen werde, sah man voraus; aber wo sollte man Mittel finden, es abzuwenden, oder sich dagegen zu schützen? In dem westlichen Europa war kein Beistand zu hoffen; Frankreich und England waren unter einander im Kriege, und Kaiser Friedrich III. hatte mit seinen eignen Unterthanen, und den Ungarn und Böhmen zu viel zu schaffen, als daß er hätte an einen Türkenkrieg denken können. Auch war selbst der Religionshaß in diesen unglücklichen Zeiten so groß, daß die griechischen Christen ihre abendländischen Brüder weit mehr als die Muselmänner haßten. Zwar war Konstantinopel auch damals eine volkreiche Stadt, man zählte über 100,000 Einwohner; allein nach einer genauen

Musterung fand man unter diesen nicht mehr als 4000, auf die man sich bei der Vertheidigung des Vaterlandes verlassen konnte. Und wie sollten diese eine so weitläufige Stadt gegen die Anfälle so zahlreicher Heere beschützen? Die einzige Hoffnung gründete sich auf den Muth und die Thätigkeit des Kaisers selbst, der nichts unterließ, um sich in guten Vertheidigungsstand zu setzen. Die 4000 Mann wurden in den Waffen geübt; zu ihnen kam noch eine Verstärkung von 2000 Mann tapfrer Miethstruppen, unter der Anführung eines edlen Genuesers, Giustiniani; die Mauern und Festungswerke wurden ausgebessert, und der Eingang zum Hafen, um den feindlichen Flotten das Einlaufen zu verwehren, mit einer dicken Kette gesperrt.

Die türkische Macht wird so sehr verschieden angegeben, daß es unmöglich ist, etwas Zuverläßiges zu bestimmen. Einer der glaubwürdigsten Geschichtschreiber schätzt sie auf 250,000 Mann; aber ein großer Theil davon, oder vielmehr bei weitem der größte, bestand aus Gesindel, das herzu gelaufen war, um Beute zu machen. Das Korps der Janitscharen, der Kern der türkischen Armee, wird auf nicht mehr als 15,000 Mann geschätzt. Eine gleiche Bewandniß hatte es mit der türkischen Seemacht. Eine zahlreiche Flotte von mehr als 300 Segeln bedeckte das Mar di Marmora; aber nur 18 davon waren Kriegsschiffe oder bewaffnete Galeeren; der übrige Schwarm diente blos zum Transport der Lebensmittel und Soldaten.

Sobald es die Jahrszeit erlaubte, versammelte Mahomed seine Truppen, und brach mit ihnen gegen

Konstantinopel auf. Die kleinern Städte, die den Griechen noch übrig waren, beugten sich vor ihm, wie das niedere Gesträuch vor dem kommenden Sturmwinde, und schon am 6ten April 1453 pflanzte er seine Fahnen vor den Thoren von Konstantinopel auf.

Von den drei Seiten dieser Stadt konnte nur die Landseite angegriffen werden. Der Hafen war, wie oben erinnert, gesperrt, und die türkische Flotte zu schwach, als daß man von der Meerseite her hätte einen Angriff wagen können. Die Bestimmung der Flotte war daher eigentlich, die Zufuhr abzuschneiden, indem sie die beiden Meerengen besetzt hielt, während der Sultan die Stadt von der Landseite bestürmte. Zu diesem Ende bildete seine Armee eine Linie, die sich von der Spitze des Hafens an südlich bis an das Meer, oder bis an das Schloß der Siebenthürme erstreckte.

Den Mittelpunkt derselben bildete das Korps der Janitscharen, bei denen sich der Sultan selbst befand; die übrigen Truppen waren auf beiden Seiten ausgebreitet, und eine Vertheidigungslinie diente ihnen zur Schutzwehr. Die Vorstadt Galata, an der andern Seite des Hafens, war von einem besondern Korps eingeschlossen, nicht, um sie zu belagern, sondern nur zu bewachen; denn diese Vorstadt stand damals mit der Hauptstadt selbst in einem besondern Verhältnisse. Sie war den, in der Gegend des schwarzen Meeres nicht mächtigen, Genuesern, schon vor 200 Jahren von den Griechen als ein Lehen eingeräumt worden, hatte nachher bei der abnehmenden Macht des griechischen Kaiserthums, theils

durch Güte, theils durch Gewalt, sich manche wichtige Vorrechte erworben, und von dem Anfange der jetzigen Belagerung durch einen Privat-Traktat, welchen Mahomed ihr gern bewilligte, weil es in seinem Belieben stand, wie lange er ihn halten wollte, eine Gefahr von sich abzuwenden gesucht, der sie doch früher oder später unterliegen mußte.

Wenn man auf diese Weise die Macht der Belagerten und des Belagerers gegen einander abwiegt, so scheint die Wagschale freilich so sehr auf die Seite des Letztern zu sinken, daß man glauben sollte, die Erstern würden auch keinen Augenblick das Gleichgewicht haben erhalten können. Aber wenn man bedenkt, daß die Belagerungskunst und der Gebrauch des schweren Geschützes damals noch in ihrer Kindheit waren; daß die Belagerten Zeit gehabt hatten, ihre Festungswerke herzustellen; daß sie einen entschlossenen Anführer an ihrer Spitze hatten; und endlich, daß es bei ihnen nur Sieg oder Untergang galt, so sieht man leicht, daß der türkische Eroberer dennoch Schwierigkeiten zu besiegen hatte, die alle seine Thätigkeit und Entschlossenheit erforderten.

Die Art der Befestigung durch eine doppelte Mauer, mit einem tiefen Graben in der Mitte, brachte es mit sich, daß der Belagerer seine erste Hoffnung auf sein schweres Geschütz setzen mußte. Er mußte die vordere Mauer niederschießen, und sich einen Weg durch den Graben bahnen, um die hintere bestürmen zu können. Von vierzehn verschiedenen Batterien ward daher die vordere Mauer unablässig beschossen, und die Schwere des Geschützes ersetzte den Mangel der Geschwindigkeit, worin man in je-

nen Zeiten noch nicht den bewunderungswürdigen Grad erreicht hatte, zu welchem man in unsern Tagen gekommen ist. Die größte seiner Kanonen, die unter dem Namen der Kanone des Mahomeds bekannt ist, schoß eine steinerne Kugel von 600 Pfund. Nur siebenmal des Tages konnte man sie abfeuern; und die ungeheure Maschine sprang dennoch zuletzt, und beschädigte eine Menge Menschen, die ihr nahe waren.

Das anhaltende Feuer, welchem die Türken, durch die Erfahrung belehrt, nach und nach eine bessere Richtung gaben, blieb nicht ohne Wirkung; ein Theil der vordern Mauer stürzte ein, und die Türken machten sogleich einen Versuch, durch die Oeffnung vorzudringen und den Graben auszufüllen. Ein hölzerner Thurm mit Faschinen ausgefüllt, und auf Räder gestellt, ward gegen die Oeffnung gebracht, und diente zugleich zum Magazine für die Ausfüllung des Grabens, und zum Rückhalte bei den Angriffen auf die Mauer. Dieser erste Versuch schien in der That einen glücklichern Ausgang zu versprechen, als man erwarten konnte. Die ungeheure Menge Faschinen, die oft mit den Menschen zugleich in den Graben gestürzt wurden, füllten einen Theil desselben aus, und ein Thurm in der feindlichen Mauer litt so beträchtlich, daß nur die einbrechende Nacht die Türken zwang, einen Angriff zu endigen, den sie den folgenden Tag gewiß zu vollenden hofften. Aber die Thätigkeit des griechischen Kaisers, und der Eifer seiner Soldaten, vereitelten diese Hoffnung. Der hölzerne Thurm ward in dem Dunkel der Nacht in Flammen gesetzt, der Graben wieder ausgeleert, und

der beschädigte Thurm in der Mauer nach Möglichkeit wieder hergestellt.

So ward dieser erste Angriff glücklich zurückgeschlagen, und während Mahomed noch hierüber tobte, ging den Christen unvermuthet ein neuer Strahl der Hoffnung auf. Auf des Kaisers Betrieb waren auf den Inseln des Archipelagus einige Schiffe mit Lebensmitteln, Schießbedarf und Truppen ausgerüstet, und bald nach jenem Angriffe erschienen fünf davon, die gerade nach Konstantinopel steuerten. Der Anblick derselben belebte auf einmal wieder die niedergeschlagenen Hoffnungen in der belagerten Stadt; aber mit dieser Freude vereinigte sich auch zugleich die ängstliche Besorgniß, daß diese Hilfe vielleicht vergeblich seyn möchte; denn wie sollten die Schiffe den Hafen erreichen? Sie hatten lange verweilt, um ohne Gewalt dahin gelangen zu können; die türkischen Schiffe hatten schon den Hellespont gesperrt, und ein Seegefecht mußte erst die Entscheidung geben, ob sie in den Hafen von Konstantinopel einlaufen sollten oder nicht. Die türkische Flotte stellte sich in Schlachtordnung, und bildete, stolz auf ihre Uebermacht, einen halben Mond, dessen Spitzen die beiden Ufer berührten. Die christlichen Schiffe, besser bemannt und regiert, wenn gleich in geringer Anzahl, segelten kühn auf sie los, und die Küsten des Meeres waren mit unzähligen Zuschauern bedeckt, die, indem sie ängstlich auf den Ausgang harrten, jede ihre Partei durch ihren Zuruf aufzumuntern strebten. Mahomed warf sich selber zu Pferde und jagte ans Ufer; sein Anblick und seine Stimme ermunterten seine Soldaten; und, ungeduldig, daß er

nicht selber am Gefechte Antheil nehmen konnte, spornte er zu wiederholtenmalen sein Pferd in die Wellen des Meeres. Vor seinen Augen ward jetzt das Gefecht zum zweiten und zum dritten Mahle erneuert; aber bei diesem dritten Angriffe, heftiger und blutiger als die beiden ersten, mußte die Uebermacht der Türken der Geschicklichkeit der Christen weichen; sie brachen glücklich durch die türkische Linie, jagten ihre zerstreute Flotte mit großem Verlust auseinander, und segelten in vollem Triumph, und unter lautem Zurufen des Volks, über die niedergelassene Kette, die den Eingang gesperrt hatte, in den Hafen von Konstantinopel.

Dieser Vorfall schlug die Hoffnung Mahomeds nicht wenig nieder. Sein Plan, die Stadt bloß von der Landseite zu bestürmen, war dadurch so gut wie vereitelt; denn wenn ihm dieß vorher schon unmöglich gewesen war, wie konnte er hoffen, es jetzt auszuführen, da seine Macht in eben dem Maaße geschwächt, als die der Feinde gewachsen war? Es blieb ihm also nichts übrig, als die Macht der Feinde dadurch zu schwächen, daß er sie zertheilte, indem er die Stadt von mehreren Seiten zugleich angriff. Aber auch hier schienen unüberwindliche Schwierigkeiten zu seyn. Die Hafenseite war durch die vorgezogene Kette gesperrt, und die Seeseite so gut befestigt, und seine Macht zu schwach, als daß er hoffen konnte, von dorther einen glücklichen Angriff zu wagen. Die Kette, die den Hafen verschloß, durch die Gewalt seiner Schiffe zu sprengen, erlaubte ihm der schlechte Zustand und die Schwäche seiner Schiffe nicht. Aber eben diese Unvollkommenheit des See-

wesens, besonders der Kriegsschiffe, machte ihm die Ausführung eines andern Plans möglich, den man bey unsern Schiffen für ungereimt halten würde, wovon wir aber in der ältern Geschichte, als die Kriegsschiffe noch nicht zu jener kolossalischen Größe empor gewachsen waren, ähnliche Beispiele finden.

Da ihm der gewöhnliche Eingang zum Hafen versperrt war, so beschloß Mahomed, sich einen andern zu bahnen, und da er seine Schiffe nicht zu Wasser herein bringen konnte, es zu Lande zu thun. Um die Vorstadt Galata herum ward ein Weg geebnet und mit Brettern belegt, diese wurden mit Fett bestrichen, damit die darauf gelegten Walzen desto besser rollten.

Nachdem also jene vorläufigen Anstalten gemacht waren, wurden 80 leichte Fahrzeuge, von 30 bis 60 Rudern an die Küste des Bosphorus gebracht. Man setzte sie auf Rollen und zog sie durch Winden vorwärts; und so kletterte diese türkische Flotte in einer Nacht das Ufer herauf, steuerte mit aufgespannten Segeln über die Ebne, und ward auf der andern Seite in das Wasser des Hafens gelassen, an einer Stelle, die zu seicht war, als daß die ungleich größern Schiffe der Christen sich ihnen hätten widersetzen können.

Diese Unternehmung verbreitete um desto größern Schrecken in der Stadt, je außerordentlicher und wunderbarer sie war. Man hatte mit einem Gegner zu thun, der auch im Stande war, das Aeußerste zu wagen, und der um desto furchtbarer ward, je mehr Hindernisse man ihm in den Weg legte. Auch versäumte Mahomed nicht, diese erste Bestürzung

der Christen zu benutzen. Sobald er den obern Theil des Hafens mit seiner Flotte nnd seinen Truppen eingenommen hatte, bauete er daselbst einen Damm, oder vielmehr eine schwimmende Batterie, die er mit seiner schwersten Artillerie besetzte, und damit unablässig die Hafenseite beschoß. Zwar versuchten es die Christen, sie in Brand zu stecken; aber der Versuch kam ihnen theuer zu stehen, sie verloren mehrere ihrer besten Schiffe, und einen Theil ihrer besten Mannschaft.

So von beiden Seiten geängstigt, ohne Hoffnung einer Rettung von außen, sah Konstantinopel sein unvermeidliches Schicksal sich nähern. Die unaufhörliche Kanonade von der Landseite her, hatte mehrere Thürme und einen Theil der Mauer eingestürzt; die geringe Anzahl der Vertheidiger war durch Gefecht und Arbeit geschmolzen, und der Geist der Uneinigkeit und des Argwohns verbreitete sich unter den noch übrigen in eben dem Maaße, als die Gefahr zunahm. Bitten, Versprechungen und eignes Beispiel war alles, wodurch Konstantin den Muth der Seinen beleben konnte; zu schwache Waffen gegen einen so mächtigen Feind!

Mahomed auf seiner Seite glaubte, daß jetzt die Stunde gekommen sey, wo ein allgemeiner Sturm seine Unternehmung mit Sieg bekrönen würde. Seine Anerbietungen (er forderte Tribut und Uebergang zu seiner Religion) waren verworfen worden; und er erklärte daher, daß er entweder den Thron von Konstantinopel besteigen, oder sein Grab vor ihren Mauern finden wolle. Die Veranstaltung zum Sturme wurde gemacht, und der Tag, den er dazu wählte,

wur-

wurde nach astrologischen Deutungen bestimmt. Es war der 29ste Mai des 1453ten Jahres, der 53ste Tag nach dem Anfange der Belagerung, und der dritte Pfingsttag für die Christen. Ein Plan, wie man ihn bei unsern Heeren zu machen pflegt, war bei einer so wenig disciplinirten Armee nicht möglich; Mahomed konnte nur im allgemeinen die Plätze bezeichnen, wo man angreifen sollte, und den Offizieren seine Befehle ertheilen; das Wie? mußte er ihnen und den Soldaten überlassen. Mehr, als alles, wirkten seine Drohungen und seine Versprechungen — die stärksten Mittel in der Hand eines Despoten. Am Tage vor dem Sturme versammelte er seine vornehmsten Offiziere; unvermeidliche Todesstrafe ward jedem Feigherzigen oder Saumseligen gedroht, hingegen die Verwaltung einer Provinz demjenigen versprochen, der zuerst die feindlichen Mauern ersteigen würde. Eine allgemeine Reinigung nach türkischen Sitten, sollte den Beistand der Gottheit verschaffen, während die Christen und der griechische Kaiser durch ihre Gebete in der Sophien-Kirche, jetzt zum letzten Mahle, eben denselben zu erflehen suchten.

Mahomed wollte, daß der volle Tag Zeuge seines Ruhms seyn sollte; seine Truppen mußten daher die Nacht im Lager zubringen, wenn gleich ihr Feldgeschrei schon den Belagerten die Schrecken des kommenden Tages verkündigte. „Gott ist Gott, und Mahomed ist sein Prophet!" ertönte es von allen Seiten her, während der Schein ihrer Wachtfeuer den Horizont in Flammen zu setzen schien. Kaum aber begann der Tag zu grauen, so änderte sich das Schauspiel. Ein fürchterliches Feuer von

allen Batterien eröffnete die Scene, und in den Dampf gehüllt, naheten sich die Schiffe und die Truppen den Mauren. Die leichten Schiffe der Türken kamen in den obern Theil des Hafens bis unmittelbar an die Stadt. Sie waren mit Sturmleitern und allen nöthigen Geräthschaften versehen, und der Angriff war hier vornemlich gegen die westliche Spitze der Stadt gerichtet, wo er von den Landtruppen am ersten konnte unterstützt werden. An der Landseite war die vordere Mauer durch das anhaltende Kanonenfeuer schon größtentheils niedergeschossen, und hatte durch ihre Trümmer zugleich manche Theile des Grabens ausgefüllt. Die erste Arbeit des Belagerers war daher, dieß Werk zu vollenden. Der Troß der Armee mußte voran, um dem Kern der Truppen, der nachfolgen sollte, mit seinen Faschinen und Körpern den Weg zu bahnen. Die Christen hielten diesen ersten Angriff standhaft aus; keines ihrer Geschosse flog vergebens; bei den dicken Haufen der vordringenden Feinde war es unmöglich, zu fehlen; aber die Körper der Erschlagenen selber wurden ihnen nachtheilig, weil sie nur dazu dienten, den Nachfolgenden den Weg durch den Graben zu bahnen, in den sie hinabgestürzt wurden. Und die Menge ihrer Feinde übertraf die ihrer Pfeile und Kugeln; Mahomed ließ immer neue Schaaren vorrücken, bis er glaubte, daß der Weg für den Kern seiner Truppen hinreichend gebahnt sey. Jetzt sollte der entscheidende Zeitpunkt kommen, wo es Sieg galt oder Tod. Das Korps der Janitscharen, bisher ruhig, um mit frischen Kräften fechten zu können, brach jetzt auf; Mahomed

selber zu Pferde, an der Spitze eines andern Korps von 10,000 Mann, unterstützte und ermunterte sie; der Donner der Batterien ward von allen Seiten verdoppelt, und während ihre Dampfwolken die ganze blutige Scene verhüllten, drang dieser furchtbare Haufen gleich einem unaufhaltbaren Sturmwinde vorwärts. Die Leichen der Erschlagenen und die Ruinen der Mauren, bahnten ihnen den Weg durch den Graben. Sie erreichten die zweite Mauer, und da jeder der erste seyn wollte, um den versprochenen Preis zu erhalten, stiegen sie auf allen Seiten mit großer Kühnheit hinauf. Hassan, ein Janitschar von riesenmäßiger Größe, soll der erste gewesen seyn, der auf den Wall kam; von 30 seiner Gefährten, die das Abentheuer zugleich mit ihm wagten, fielen 18, und ob er gleich selbst durch das Gedränge wieder zurückgestoßen ward, so folgten ihm dennoch Haufen von andern, denen kein Säbel Platz gemacht hatte. Das Getümmel wuchs in jedem Augenblick und das Siegsgeschrei der Türken war das Sterbelied des römischen Reichs.

Noch aber widerstanden die Christen, so lange der Kaiser und ihre Anführer an ihrer Spitze kämpften. Giustiniani, der Genueser, war der erste, den eine Wunde zwang das Gefecht zu verlassen; er suchte Rettung, aber fand sie nur auf einige Stunden; denn bald nachher starb er an seinen Wunden. Er und der Kaiser waren die Seele des Gefechtes gewesen; sein Rückzug, dem viele seiner Truppen folgten, neigte die Wagschaale zuerst merklich auf die Seite der Türken, und schwächte den Widerstand der Vertheidiger.

Auf allen Seiten, durch und über die Mauer, drangen jetzt die Türken vor, und vergeblich strebte der Kaiser, einem Strom Einhalt zu thun, der allenthalben seinen Damm durchbrach. Doch wollte er der Letzte seyn, der weggerissen ward. Umgeben von seinen auserlesenen Kriegern, die reihenweise zu seinen Füssen fielen, kämpfte er so lange, bis die Wagschale sank. Die letzte Stunde seines Reichs hatte geschlagen, und er war entschlossen, sie nicht zu überleben. Um der Gefahr der Gefangenschaft zu entgehen, warf nun Konstantin den Purpur von sich, und stürzte sich, nebst einem tapfern Gefolge, in die dichtesten Haufen der Feinde, wo sie den Tod fanden. — Mit dieser Scene ward die Eroberung von Konstantinopel vollendet. Noch am Vormittage hielt Mahomed, begleitet von seinen Feldherren, in glänzender Pracht seinen triumphirenden Einzug, und bestimmte Konstantinopel zur Hauptstadt seines Reiches, die es auch bis auf unsere Tage geblieben ist. — Alle Kunstwerke und Bibliotheken wurden an diesem Tage zu Konstantinopel zerstört.

Die Ritter von Malta.

Diese merkwürdige Belagerung zeichnet sich durch solche heroische Thaten aus, die dem schönsten Zeitalter der Griechen Ehre gemacht haben würden.

Die Kalifen von Bagdad verstatteten es bis ans Ende des eilften Jahrhunderts den abendländischen Christen, das h. Grab zu Jerusalem ungestört zu

besuchen. Viele Pilgrimme erkrankten, der beschwerlichen Reise und des Climas ungewohnt; andere kamen in der Absicht, ihr Leben auf der geweihten Stelle, auf welcher es der Erlöser geendigt hatte, zu beschließen. So starb mancher, von der Hoffnung einer höhern Seligkeit begeistert, in einem fremden Lande, unter fremden Menschen, ohne Pflege und ohne Hilfe, bis einige ehrwürdige Männer zusammentraten, und sich, ohne noch eine Regel anzunehmen, die Wartung ihrer kranken und altersschwachen Glaubensgenossen zur Pflicht machten. Sie wählten den heil. Johannes zu ihrem Beschützer, und nannten sich nach demselben die Johannisbrüder. Kaum hatte diese Verbindung einige Jahre gedauert, als sich die Lage der Sachen, und mit ihr die der Christen, in Asien veränderte. Rohere Völker überzogen die Länder des Kalifats und nahmen auch Palästina in Besitz. Von ihnen mußten die armen Pilgrimme tausendfache Drangsale ausstehen. Die Erzählung derselben, die durch einige Zurückgekehrte nach Europa gekommen war, erfüllte ihre Landsleute mit Entsetzen und Mitleid, und bewog sie, den ersten Kreuzzug (1099) zu unternehmen. In dieser gefahrvollen Zeit dauerte nicht allein die Verbindung der Johannisbrüder ununterbrochen fort, sondern gewann auch mit jedem Jahre an Ansehen und Ausdehnung. Sie erhielt, durch Geschenke oder Vermächtnisse, einträgliche Besitzungen in verschiedenen europäischen Ländern; der Pabst Paschalis II. ertheilte ihr (1113) seine Bestätigung; mehrere Ritter, die sich damals im heiligen Lande befanden, traten in dieselbe, und brachten ihr den ritterlichen Geist bei, der ihre Mit-

glieder von den Krankenbetten in die Schlacht mit den Ungläubigen rief, ihrer ersten wohlthätigen Bestimmung eine zweite, die Beschützung des Glaubens, zugesellte, und ihnen den Namen der Johannisritter oder Johannitter gab. Nach ihrem Beispiele bildete sich jetzt der Tempelorden, der in Kurzem seinen Vorgänger überragte, aber auch, nach wenigen Jahrhunderten, ein Opfer seiner Größe und fremder Eifersucht ward.

So wie die des Landes kundigen und mildthätigen Johannisbrüder die schnellen Eroberungen der tapfern Franken befördert hatten, so waren es jetzt diese beiden mächtigen Verbrüderungen, welche den wankenden Thron der Nachfolger Gottfrieds unterstützten, bis die Schwäche der Könige, verbunden mit der Uneinigkeit und Verrätherei der Großen, die längere Erhaltung desselben unmöglich machte. Saladin, vor dem unzählige Städte und Festungen gefallen waren, mußte sich begnügen, das von den Rittern vertheidigte Jerusalem, das ihm eine leichte Eroberung schien (1182), unter Bedingungen in seine Hände zu bekommen, welche er kurz vorher höhnisch verworfen hatte. Alle Christen waren genöthigt die Stadt zu verlassen, nur den Johannittern erlaubte er, wegen der Wartung ihrer Kranken, noch ein ganzes Jahr lang daselbst zu bleiben. Nach Verlauf dieser Zeit ließen sie sich in Margat, und hierauf in der Stadt Akris, die größtentheils durch ihre Unterstützung, nach einer langwierigen Belagerung, eingenommen worden war, nieder. Auch in dem zweiten Kreuzzuge (1191) wurde ohne den Beistand dieser tapfern Ritter keine Fe-

stung erobert, und keine Schlacht gewonnen; jedoch hinderten sie auf der andern Seite nicht selten den glücklichen Ausgang einer Unternehmung, durch die Uneinigkeit, in welcher sie mit den Tempelherren lebten, die mehr als einmal sogar in offenbare Feindseligkeit ausbrach. Die Eifersucht der beiden Orden hintertrieb den vortheilhaften Frieden, welchen der Sultan von Egypten den asiatischen Christen anbot; ihre Tapferkeit war es, die (1220) der Belagerung von Damiata einen glücklichen Ausgang verschaffte.

Unterdessen verminderten sich, der Streitigkeiten wegen, die Europa beunruhigten, die Kreuzfahrer von Jahr zu Jahr, und in eben dem Verhältnisse sank das Ansehen der Wenigen, die sich noch in Palästina zu behaupten wußten. Nur die Tapferkeit der Tempelherren und Johanniter, und die Klugheit, mit welcher sie ihrerseits die Uneinigkeiten benutzten, die unter den Feinden herrschten, erhielten dasselbe, bis auch sie von den Korasminen dergestalt geschlagen wurden, daß sich aus der Schlacht nicht mehr als 33 Tempelherren und 26 Johanniter retteten. Sie erholten sich jedoch bald von dieser Niederlage, und wurden aufs neue die Stützen der christlichen Fürsten im Orient. Mit neuen Hoffnungen erfüllt, sahen sie (1249) den König von Frankreich, Ludwig IX. vor Damiata landen. Auch diese Unternehmung hatte das Schicksal aller vorhergehenden; das launige Glück, das ihren Anfang begünstigte, wandte ihr bald den Rücken zu, und alle Vortheile, die Ludwig seinen Glaubensgenossen errungen hatte, gingen nach seiner Abreise wieder verloren.

Die weisen Einrichtungen, welche der Großmei=

ster Hugo von Revel, der erste, dem der Papst diesen Namen gab, in der innern Organisation des Ordens traf, und die ansehnlichen Beiträge, welche ihm aus den entfernten, von nun an Comthureien genannten, Besitzungen des Ordens zugeschickt wurden, konnten ihn dennoch nicht dem allgemeinen Schicksal entziehen; Palästina war von seinen europäischen Brüdern verlassen, und den Sultanen von Egypten ein leichter Raub. Umsonst begab sich der Großmeister nach dem Abendlande, einige Galeeren mit Freiwilligen waren, außer dem Versprechen eines neuen Kreuzzuges, alles, was er zurückbrachte. Die Feinde bezwangen eine Stadt nach der andern; auch Margat wurde, ohngeachtet der hartnäckigsten Gegenwehr, von ihnen eingenommen. Mit Akris kam (1291) die letzte der christlichen Besitzungen in ihre Hände.

Die noch übrigbleibenden Johannitter schifften nach der Insel Zypern, deren König ihnen die Stadt Limisso einräumte. Hier kam der Orden zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurück; mehrere Mißbräuche, welche sich in denselben eingeschlichen hatten, wurden abgeschafft, die Lage seines neuen Hauptsitzes, und die Unmöglichkeit, sich an den Feinden des christlichen Namens auf dem festen Lande zu rächen, machte ihn zu einer Seemacht, und diese ward in Kurzem allen an der Küste lebenden Barbaren fürchterlich. Ja vermittelst derselben, und durch die Unterstützung des Pabstes, des Königs von Sizilien und der Genueser, eroberten die Johannitter sogar (1310) den kleinen Archipelagus, dessen wichtigste, damals von Seeräubern bewohnte Insel, Rhodus ist. Der entschlossene Widerstand, durch welchen sie sich gegen

die Angriffe Osmanns, des eigentlichen Stifters des ottomannischen Reiches, in ihren neuen Besitzungen behaupteten, vergrößerte ihren Ruhm, so wie die Abschaffung der Tempelherren, welche man in allen europäischen Ländern mit beispielloser Grausamkeit ausrottete, zu eben der Zeit ihr Eigenthum vermehrte. Wollust und Schwelgerei waren auch hier die Gefährten des Reichthums, und befleckten den Ruhm, den sich der Großmeister erworben hatte. Dieser muthige Held, Foulques von Villaret, der Eroberer von Rhodus, wurde von den ältern Brüdern abgesetzt, und mußte die Wiedererhaltung seiner Würde von dem, durch das eigenmächtige Verfahren der Ritter beleidigten, Pabste mit der Bedingung erkaufen, ihr freiwillig kurz hernach zu entsagen. Von diesen Streitigkeiten unterrichtet, versuchte der Nachfolger Osmanns (1321) einen Angriff auf die Insel; die gemeinschaftliche Sorge vereinigte die Gemüther der Ritter, und ihr Name erhielt einen neuen Glanz. Ohnerachtet die Spaltung, welche damals die christliche Kirche theilte, auch unter ihnen herrschte, ohnerachtet sie den unaufhörlichen Befehdungen der türkischen Sultane, und der von Egypten, ausgesetzt, und fast in alle Kriege, welche die Christen mit den Ungläubigen führten, verwickelt waren, so stieg dennoch, länger als ein Jahrhundert, ihre furchtbare Macht, und gab denen, auf deren Seite sie trat, ein entscheidendes Uebergewicht. Wir sehen sie während dieses Zeitraums, Meister von Smirna und von der Halbinsel Morea, Vertheidiger von Negropont und von Zypern, mit abwechselndem Glücke die Türken, Tartaren und Egypter be-

kämpfend, nach jedem Siege an Ansehen zunehmen, und nach jeder Niederlage, inniger vereinigt und mit höherm Muthe, zu neuen Heldenthaten forteilen. Ruhe nur und Unthätigkeit waren ihren Sitten wie ihrer Tapferkeit verderblich, und dieß bewog die einsichtsvollen Männer, welche an ihrer Spitze standen, sie immerfort zu beschäftigen, und sobald der Krieg mit den fürchterlichern Nachbarn zu Ende ging, die barbarischen Seeräuber mit verdoppelter Anstrengung zu verfolgen. Ihre Unerschrockenheit und ihre Reichthümer konnten ihnen jedoch gegen die kolossalischen Gegner nur so lange helfen, als diese mit andern Feinden, und untereinander selbst im Kampfe waren. Als aber einer von ihnen diese geschwächt und jene überwunden hatte, als der halbe Mond von den Thürmen von Trapezunt und Konstantinopel wehte, Persien gedemüthigt, und Zypern erobert worden war, da wurde ihre Lage von Tag zu Tag bedenklicher.

Mahomet, der Eroberer von zehn Königreichen und zwei Kaiserthümern, glaubte noch wenig gethan zu haben, so lange er nicht die tapfern Johanniter überwältigt hätte. Er schickte daher (1480) eine Flotte von 160 Segeln unter der Anführung seines Veziers nach Rhodus, und ließ diese Insel von derselben einschließen. Das Heer landete im Mai, und fing alsbald die Belagerung der Stadt, so wie die des Forts St. Nikolaus, an. Jetzt zeigten sich die Früchte der weisen Vorkehrungen, die der Großmeister, Peter von Aubüsson, seit länger als einem Jahre getroffen hatte. Die unersteiglichen Festungswerke machten lange Vorbereitungen nothwendig, und als

es den Belagerern endlich gelungen war, hier und da die Wälle niederzuschießen, da fanden sie wieder neue Verschanzungen, und hinter diesen das mächtigste Bollwerk des Ordens, den Muth der Ritter. Nach drei zurückgeschlagenen Stürmen befehligte der ergrimmte türkische Feldherr den größten Theil seines Heeres zu einem vierten. Dießmal hatte er, nebst dem Vortheil einer ungeheuren Macht, auch den der Ueberraschung auf seiner Seite, und so erstieg er wirklich, nach einem blutigen Gefechte, die Mauern der Stadt. Ein Augenblick mußte jetzt entscheiden. Der Großmeister, welcher unterdeß mit frischen Truppen herbeigekommen war, sah kein anderes Mittel vor sich, als seinerseits den Wall zu stürmen. Weder er, noch seine Gefährten, achteten der Wunden, die sie bedeckten; mit gezücktem Schwerte kletterten sie hinan, und warfen die bestürzten Türken in den Graben hinab. Ehe sich diese noch besinnen konnten, sahen sie sich plötzlich aus allen Thoren von der Besatzung angegriffen, und erlitten eine Niederlage, die sie bald hernach (18. Aug.) nöthigte, den Feldzug zu endigen, und die Insel unverrichteter Sache zu verlassen. Zornig über diesen Ausgang, schwur der Sultan, sich im folgenden Jahre auf das schrecklichste an den Rittern zu rächen; aber der Tod befreite sie, im Anfange einer neuen Zurüstung (1481), von diesem fürchterlichen Feinde, dessen zweiter Sohn kurz hernach, von seinen Brüdern vertrieben, zu ihnen seine Zuflucht nahm.

Die Unthätigkeit des Sultans Bajazeth verstattete den Johannittern eine lange Ruhe, bis Selim den Thron bestieg, der dem Reiche der Mamme-

lucken ein Ende machte, und seinem Sohn Solimann dem zweiten beinahe nichts zu thun übrig ließ, als Rhodus und Belgrad zu erobern. Ehe noch diese letztgenannte Festung sich ergeben hatte, traf der Großmeister, Philipp Villiers de l'Isle Adam, gleich als ob der Krieg förmlich angekündigt worden wäre, alle Anstalten, die ihm zur Erhaltung der Insel erforderlich schienen, so daß die türkische Flotte, als sie (im Jun. 1520) auf der Höhe von Rhodus sich zeigte, ihn und seine Gefährten in völliger Bereitschaft fand. Nie hatte ein fürchterlicherer Feind die Ritter bedroht; aber sie kannten ihn und wußten sich zu vertheidigen; derjenige, der sie in den Abgrund führte, war ihnen unbekannt. Mitten unter den großherzigen und tapfern Männern lebte ein Niederträchtiger, den gekränkte Eitelkeit zum Verräther machte. Damaral, Großprior von Kastilien, schwur, als ihm Villiers vorgezogen wurde, daß er der letzte Großmeister seyn solle, der über Rhodus herrsche, und trat bald hernach, seine Rache zu befriedigen, mit dem Sultan in Unterhandlungen. Unglücklicherweise war er nicht allein einer der ältesten Ritter, sondern hatte sich auch in den vorhergehenden Feldzügen, durch seinen Muth und durch seine Entschlossenheit, ein allgemeines Zutrauen erworben, und wurde daher bei herannahender Gefahr zu einem der Hauptanführer ernannt. Ihm war die Besorgung der Kriegsvorräthe übertragen, und diesen wichtigen Gegenstand vernachläßigte er nicht allein so sehr, als er es, bei der genauen Aufsicht des Großmeisters, ohne einen Verdacht zu erregen, im Stande war; sondern er gab auch dem Feinde von allen

Bewegungen und Beschlüssen Nachricht. Zwar ward in der Folge der verdiente Lohn eines solchen Verbrechens auch ihm zu Theil; aber die Entdeckung geschah zu spät, und die traurigen Folgen desselben waren nicht mehr gut zu machen.

Vierhundert Schiffe, und auf denselben 140,000 Mann, hatten mittlerweile die Insel Rhodus umringt, nach deren Eroberung, die der kleinen Eilande ein leichtes Unternehmen war. Die Landung dieser unzählbaren Schaaren geschah nicht ohne Widerstand, und eben so mußten sie die Herannäherung an die Stadt mit Blut und Leichen erkaufen. Einzelne Streifpartheien, die sich von dem Heere abgesondert hatten, wurden aus den, in dem Lande zerstreuten, Vestungen angegriffen, und jedesmal mit Verlust zurückgeschlagen. Diese mannigfaltigen Unglücksfälle machten das türkische Heer so muthlos, daß ohne die Ankunft Solimanns, der 15,000 Mann der auserlesensten Truppen mit sich brachte, gewiß in Kurzem eine laute Empörung, die sich schon mehrmals mit einem leichten Murren angekündigt hatte, ausgebrochen seyn würde. Jetzt fochten die Janitscharen wieder mit gewohnter Tapferkeit; willig und freudig folgten sie ihren Anführern zum Sturm, ohnerachtet sie äusserten, daß die meisten den fruchtlosen Versuch mit dem Leben bezahlen würden. Dreimal wurden die sämmtlichen Werke gestürmt, und dreimal siegten die Ritter. Soliman wollte nicht alles auf das Spiel setzen, und machte bereits Anstalten, wieder unter Segel zu gehen, als ihn der Verräther benachrichtigte, daß die Stadt einem nochmaligen Angriffe unmöglich widerstehen könne,

Die Wälle waren niedergeschossen, Pulver und Kugeln mangelten, und ohngeachtet die Belagerungsarmee weit über die Hälfte zusammengeschmolzen war, so konnten sich doch jedem der Belagerten zehn derselben entgegenstellen; die unglücklichen Einwohner wünschten aus ihrer traurigen Lage befreit zu werden, und drohten, von dem Sultan gereitzt, mit einem Aufstande; selbst der erfahrne Ingenieur, welcher die ganze Vertheidigung geleitet hatte, meldete, daß sich jetzt die Stadt nicht mehr länger halten könne. Alle Ritter riethen zur Uebergabe; Villiers war der Letzte, der sich entschliessen konnte, das geliebte Rhodus den Ungläubigen zu überlassen.

Solimann, größer und menschlicher als seine Vorgänger, die Besiegten achtend und bewundernd, bewilligte ihnen, mit einem freien Abzuge, mehrere vortheilhafte Bedingungen, und sagte, als er dem Großmeister einen verbindlichen Gegenbesuch abgestattet hatte, nicht ohne Rührung zu einem ihn begleitenden Generale: „Es thut mir doch wehe, diesen Christen, in seinem Alter, aus seinem Hause zu vertreiben."

Es war ein niederschlagender Anblick, diese erhabenen Männer und Greise, die sich so lange der Vertheidigung des Glaubens mit unerschütterlichem Muthe gewidmet, so viele Kranke gepflegt, so viele Sklaven befreit, und dadurch so manchen Sohn und Gatten seinen trostlosen Angehörigen wiedergegeben hatten, den Wellen und Winden überlassen, ohne Aufenthalt und Heimat, auf dem Meere herumirren zu sehen. Je inniger wir ihr unverdientes Schicksal beklagen, desto größer ist unser Un=

Wille gegen die Venezianer, deren ansehnliche, in Candiens Häfen versammelte Flotte, blos darum keinen Versuch zu ihrer Rettung machte, weil sie die Rache des Sultans fürchtete, dessen Angriffen sie, von den Rittern unterstützt, mehrmals siegreich widerstanden hatte.

Villiers landete, nach mannichfaltig erlittenem Ungemache, zu Messina, wohin er, bald nach seiner Ankunft, alle in Europa zerstreuten Brüder berief, um von ihnen die Ursachen zu vernehmen, welche sie abgehalten hatten, Rhodus Beistand zu leisten, und sich sodann gemeinschaftlich über einen künftigen Sitz des Ordens zu berathschlagen. Bei Erörterung des ersten Gegenstandes fand er, zu seiner Freude, daß die Ritter blos durch widrige Zufälle waren verhindert worden; und in Ansehung des zweiten eröffnete dem Orden die Erwählung eines neuen Pabstes, des ihm so ganz zugethanen Klemens VII. (Jul. v. Medici) der selbst ein Mitglied desselben gewesen war, eine überaus heitere Aussicht. Als ersten Beweis seines Schutzes wies er ihnen (1523) die im Kirchenstaate gelegene Stadt Viterbo zum einstweiligen Aufenthalt an; einen noch größern gab er ihnen durch seine mächtige Fürsprache bei dem Kaiser Karl V. Villiers wünschte vor seinem Ende die Ritter im Besitz eines Eilandes zu sehen, das unabhängig von andern Staaten, ihr Eigenthum, und für ihre Bestimmung, die Vertheidigung des Glaubens, schicklicher gelegen wäre, als diese, von dem heiligen Lande so weit entfernte Stadt. Rhodus wieder zu erobern, war sein erfreulichster Gedanke; aber alle seine Anschläge, sich dieser Insel mit List zu bemäch-

tigen, wurden an Solimann verrathen, und durch Gewalt vermochte er gegen diesen Mächtigen nichts.

Einige kastilianische Ritter schlugen die Insel Malta und Gozo vor, welche damals Karln als König von Sizilien zugehörten, deren er aber wahrscheinlich sich gern entledigen würde, weil sie, bei dem unbedeutenden Umfange von 30 Meilen, einer sehr geringen Fruchtbarkeit des Bodens, und ihrer Nähe an der afrikanischen Küste, eine mehr kostbare als einträgliche Besitzung wären, für den Orden hingegen, aus eben dieser Ursache, die erwünschteste Lage hätten. Obgleich der Großmeister noch immer damit umging, seinen künftigen Aufenthalt den Händen der Ungläubigen zu entreissen, so ertheilte er doch diesem Vorschlage seinen Beifall, und schickte einige Ritter an den Kaiser, der sich auch gleich anfangs nicht abgeneigt zeigte, die Inseln dem Orden abzutreten, aber zur Bedingung hinzufügte, daß derselbe mit ihnen auch Tripolis auf der Küste der Barbarei übernehmen, und ihn als seinen Oberherrn anerkennen solle. Je weniger der alte Großmeister alle Hoffnung aufgegeben hatte, in dem geliebten Morgenlande noch einmal festen Fuß zu fassen, desto standhafter lehnte er diesen Antrag ab; bis nach langwierigen, durch die italischen Unruhen verzögerten, Unterhandlungen die Abtretung dahin zu Stande kam, daß der Orden die Souveränität der Inseln als ein freies, bloß durch jährliche Uebersendung eines Falken anerkanntes, Lehen erhielt, aber in Ansehung Tripoli's dem Verlangen des Kaisers nachgeben mußte.

Kaum hatte Villiers (26. Oct. 1530) mit seinen Rittern, die man jetzt aus eben der Ursache, aus der sie vorhin Rhodiser geheißen hatten, Malteser nannte, den Boden von Malta betreten, als er seine Thätigkeit auf die Befestigung der Insel verwandte; und er verdoppelte sie, als er sich von der günstigen Lage derselben sowohl, als von der Unmöglichkeit, seinen Lieblingsgedanken auszuführen, immer mehr überzeugte. Der letzte, kühn erdachte Versuch, Modon, eine Festung auf Morea, zu erobern, war im Augenblicke des Gelingens an einer, siegenden Heeren stets verderblichen, Klippe, der Raubbegierde, gescheitert, und von nun an begnügte er sich, einige Schiffe mit der verheerenden Flotte des Seehelden Doria zu vereinigen, und das mittelländische Meer von den gefährlichen Korsaren zu säubern, die nicht allein dem Handel der Christen äusserst nachtheilig waren, sondern auch hin und wieder an den vertheidigten Küsten landeten, und die sorglosen Bewohner überfielen. Ohne von dem mannigfaltigen Kummer, oder von der Last der Jahre niedergedrückt zu werden, blieb er ununterbrochen thätig bis ans Ende seines Lebens, und starb (1534) mit dem schönen Ruhme, seinem Orden ein neues Daseyn gegeben zu haben.

Kaiser Karl verdankte das Glück, welches seine Waffen an der Küste der Barbarei begleitete, größtentheils dem Beistande der Malteser, die ihm Siege erfechten und Festungen erobern halfen, eben dadurch aber den Zorn des Sultans reitzten, und abermals der Gegenstand seiner neuen Zurüstungen wurden. Der Großmeister Johann v. Omedes, Villiers

dritter Nachfolger, hatte selbst die nothwendigsten Vorbereitungen unterlassen, weil er nicht allein glaubte, daß die Eroberung eines Felsens unmöglich die Bestimmung einer so großen Flotte seyn könne, sondern auch gewisse Nachricht haben wollte, daß sie nach Frankreich segelte, und daher würde es derselben, troz der muthvollen Gegenwehr der Ritter, leicht geworden seyn, die Insel Malta zu bezwingen, wenn der Feldherr nicht gefürchtet hätte, durch jeden Verzug die Unternehmung auf Tripoli, welche ihm der Sultan vor allem anbefohlen hatte, zu erschweren. Er begnügte sich (im J. 1551) Malta zu beunruhigen und Gozo zu verheeren, und segelte nach Afrika, wo das in Erfüllung ging, was der große Villiers ahnte, als er durchaus Tripoli vom Kaiser nicht übernehmen wollte. Diese Stadt kostete dem Orden eine große Anzahl tapferer Ritter und Soldaten, und mußte sich, da keine hinlängliche Unterstützung von den Bundesgenossen anlangte, nach einer standhaften Vertheidigung an die Türken ergeben. Omedes vergütete kurz hernach den Schaden, den seine Hartnäckigkeit dem Orden zugezogen hatte, durch einige Vorkehrungen, welche er für die Sicherheit des Eilandes, mit Hilfe und auf den Rath des Mailänders Strozzi, treffen ließ. Villiers hatte, gleich bei der Besitznahme, statt der mitten im Lande befindlichen Hauptstadt das Schloß St. Angelo zum Aufenthalte des Großmeisters erwählt, das auf der nördlichen Küste, an einem geräumigen Hafen lag, und für die eigentliche Bestimmung des Ordens die größten Vortheile versprach. Er und seine Nachfolger versahen es mit neuen und stärkern Verschan-

zungen, und erweiterten die kleine am Flusse desselben gelegene Stadt, die Burg genannt, in welcher sich das Kapitel befand. Eine, diese Burg übersehende, Anhöhe und das Vorgebirge, welches am Eingange des Hafens lag, wurden jetzt mit Festungswerken versehen, dieses Fort, St. Elmo, jenes aber St. Michael genannt, bis man ihm, kurz hernach, aus dankbarer Erinnerung an den folgenden Großmeister, der seine ganze Sorgfalt auf die Vollendung verwandte, den Namen de la Langle gab. Der Tod de la Langle's würde ein Verlust für den Orden gewesen seyn, wenn nicht die Wahl der Brüder (1557) einstimmig auf den provenzalischen Ritter, Johann de la Valette Parisot, gefallen wäre, der seit seinem Eintritt in die Verbindung ununterbrochen im Dienste derselben geblieben, und durch alle Stufen der militärischen Laufbahn bis zur höchsten gestiegen war. Von den Brüdern geschätzt, und von den Ungläubigen gefürchtet, folgte man seinem Rath eben so gern, als seinem Degen.

Die Art und Weise, wie er das Band mit den deutschen und venezianischen Rittern, die sich unter seinen Vorgängern den gemeinschaftlichen Abgaben entzogen hatten, aufs neue knüpfte, wie er einem verkannten, gefesselten, fälschlich angeklagten Bruder, dem Commandanten Vallier von Tripoli, Recht und Ehre und Ansehen wieder gab, und die weise Vorsicht, mit welcher er an der unglücklichen Unternehmung gegen Tripoli, Theil nahm, rechtfertigten die allgemeinen Hoffnungen, unter welchen er die Regierung antrat; aber selbst die Erwartungen seiner Freunde wurden durch die mehr als menschliche Weis-

heit und Entschlossenheit übertroffen, die er bei der wichtigsten Begebenheit, im entscheidenden Augenblicke, zeigte.

Ein großer Theil der Sarazenen drang in Solimann, sich an den Maltesern zu rächen, die nicht nur den Spaniern in allen ihren Unternehmungen gegen die afrikanische Küste behilflich gewesen waren, sondern auch jetzt noch fortfuhren, ihre gewöhnlichen Feindseligkeiten zur See gegen die Türken auszuüben, und seit kurzer Zeit unzählige Prisen aufgebracht hatten.

Der Sultan war selbst so sehr gegen sie und gegen die Spanier aufgebracht, als es nur irgend einer seiner Unterthanen wünschen konnte, und, ohngeachtet seines hohen Alters, mehr als jemals von dem Ehrgeiz entflammt, seine Besitzungen auszudehnen. Er hörte daher mit willigem Ohre die Bitten, welche man ihm vortrug, und beschloß, da er alle andere Unternehmungen aufgeschoben hatte, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Spanier und Malteser zu richten. Aber er war ungewiß, ob er den Feldzug mit dem Angriffe Malta's, oder der Länder des katholischen Königs eröffnen sollte, und berief die erfahrensten seiner Feldherrn zusammen, um ihm in der Entscheidung dieser Frage beizustehen.

Mahomet, der älteste und weiseste aller seiner Bassen, war der Meinnug, daß es höchst unthunlich wäre, zuerst Malta anzugreifen; denn der Sultan würde bei Besiegung dieser Insel größere Schwierigkeiten finden, als er vorher bei Rhodus angetroffen hätte. Rhodus, bemerkte er, läge so weit von Europa entfernt, daß es den Christen fast unmög=

lich gewesen wäre, den Belagerten beyzustehen, und hätte ausserdem durch seine Größe und Fruchtbarkeit den türkischen Truppen Unterhalt verschaffen können. Malta hingegen wäre klein und unfruchtbar, und entfernt von den Ländern der Pforte, und wieder so nahe an Italien und Sizilien, daß die Ritter von daher immer sehr leicht Unterstützung und Ergänzung würden erhalten können. Dem König von Spanien wäre sehr viel an der Erhaltung dieser Insel gelegen; er und die übrigen christlichen Fürsten würden, sowohl aus Religionseifer, als wegen ihres eignen Nutzens, sich verpflichtet finden, einen Orden zu erhalten, dessen Mitglieder sie so lange als die Verfechter ihres Glaubens angesehen hätten. Die Ritter würden ihre Insel mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigen, und wenn selbst der Sultan sie zuletzt in Besitz nehmen sollte, so würden die Christen zu ihrer Wiedereroberung einen neuen Kreuzzug veranstalten, und die türkische Flotte in den Häfen zerstören, ehe sie sich in Vertheidigungsstand setzen könnte. Sizilien, glaubte er, würde eine leichtere und gewissere Eroberung seyn; die Besiegung dieser Insel würde den Ruhm des Sultans mehr erhöhen, und wäre vortheilhafter für sein Reich; auch müsse ihr alsbald die Unterwerfung der Malteser folgen, die ohne den unaufhörlichen Zuschuß von Mundvorrath, welchen sie aus jener fruchtbaren Gegend erhielten, nicht drei Monate bestehen könnten.

Ein Fürst von so durchdringendem Geiste, wie Soliman, mußte das Gewicht dieser Vorstellungen fühlen; aber da er lange gewohnt war, über fürchterlichere Feinde, als die Ritter, zu triumphiren,

und da er sie erst vor Kurzem noch aus Asien vertrieben hatte, wo ihre Macht weit ansehnlicher war, als jetzt, so glaubte er, daß sie seinen siegreichen Waffen nicht lange würden widerstehen können. Die meisten seiner Bassen bestärkten dieses Vertrauen auf einen glücklichen Erfolg; sie wollten lieber seinen Neigungen auf Kosten seines Nutzens schmeicheln, als Gefahr laufen, sich sein Mißfallen zuzuziehen. Sein Zorn gegen die Malteser ward dadurch vermehrt, daß sie gerade um diese Zeit eine reiche Gallione, die einigen seiner Lieblinge im Serail gehörte, weggenommen hatten. Diese Personen wendeten allen ihren Einfluß an, sich eine schnelle Genugthuung zu verschaffen, und trugen dazu bei, daß sich der Sultan entschloß, diesen Feldzug mit der Belagerung von Malta zu eröffnen, nach Eroberung dieser Insel aber seine Waffen gegen den König von Spanien zu wenden.

Nachdem er auf diese Art seinen Entschluß gefaßt hatte, ertheilte er den Befehl, daß man alle Schiffe in seinem Reiche auf das schleunigste ausrüsten solle, sandte eine große Anzahl von Truppen in die Seehäfen auf Morea, um von da unter Segel zu gehen, und ließ Haskem und Dragut, seine Vizekönige in Algier und Tripoli, auffordern, ihre Korsaren in Bereitschaft zu halten, um sich mit seiner Flotte bei ihrer Ankunft vor Malta zu vereinigen. Den Oberbefehl über dieselbe erhielt Piali, den über die Landmacht aber Mustapha, ein erfahrner General von 65 Jahren, der sich durch mehrere in Asien erfochtene Siege seine Achtung und sein Zutrauen erworben hatte. Beiden empfahl er aufs strengste, alles mit-

einander gemeinschaftlich zu überlegen und auszuführen, und bei jeder erheblichen Angelegenheit den Dragut zu Rathe zu ziehen, den er für den geschicktesten Seemann in seinem Reiche hielt.

Die verschiedenen christlichen Mächte an den Küsten des mittelländischen Meeres wurden bald von diesen Vorbereitungen benachrichtiget, aber sie waren einige Zeit in Zweifel, wo das sich thürmende Ungewitter zuerst ausbrechen würde. Endlich wurde Johann de la Valette durch Kundschafter, die er zu Konstantinopel unterhielt, von Solimanns Absichten zuverläßig unterrichtet. Er theilte diese Entdeckung alsbald dem König von Spanien, dem Pabste und den meisten andern europäischen Fürsten mit, und stellte ihnen die Nothwendigkeit vor, ihm in den gegenwärtigen gefährlichen Umständen ihren Beistand zu leihen, wenn sie einen Orden vom Untergange retten wollten, der seit langen Zeiten die Christen aller europäischen Nationen gegen den Feind des christlichen Namens beschützt hätte.

Aber obgleich die Unterthanen aller christlichen Staaten, bei unzähligen Gelegenheiten, durch ihren Edelmuth erhalten und geschützt, oder durch ihre unerschrockene Tapferkeit aus der Sklaverei errettet worden waren, so glaubten doch nur diejenigen Fürsten sich verpflichtet ihnen beizustehen, deren Lande selbst einer unmittelbaren Gefahr ausgesetzt waren. Von diesen hatte keiner mehr Ursache, die Folgen der Unterjochung der Ritter zu fürchten, als der König von Spanien. Denn ausserdem, daß seine Besitzungen blosgestellter waren, so war auch kein anderer christlicher Monarch dem Sultan so verhaßt,

als er. Er hatte gegen die afrikanischen Korsaren, die sich unter Solimanns Schutze befanden, wiederholte Feindseligkeiten ausgeübt, und konnte daher an der Nachricht nicht zweifeln, die ihm der Großmeister mittheilte, daß die türkische Flotte, die zuerst gegen die Ritter gesendet wurde, hiernächst gegen ihn gebraucht werden sollte. Philipp hatte immer die Insel Malta als seine vorzüglichste Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken betrachtet, und er fühlte wohl, daß er jetzt mehr als jemals Ursache habe, sie von dieser Seite anzusehen. Dieß bewog ihn, sich ihrer Vertheidigung auf das eifrigste anzunehmen; und nachdem er seinen Bundesgenossen und Geschäftsträgern in Italien geschrieben hatte, ein Heer von 20,000 Mann zusammenzubringen, das bei dem ersten Winke bereit seyn sollte in die See zu gehen, ließ er selbst eine zahlreiche Flotte zu Messina versammeln, und trug dem Vizekönig von Sizilien, Dom Garcias von Toledo, auf, mit der nämlichen Sorgfalt über der Erhaltung von Malta zu wachen, als ob Sizilien selbst angegriffen wäre.

Der Eifer, mit welchem sich Philipp der Sache der Ritter annahm, befreite sie von ihren Besorgnissen in Hinsicht auf den endlichen Ausgang des Krieges; aber er hielt den Großmeister nicht zurück, alle seine Thätigkeit und Wachsamkeit auf die Vorbereitung eines lebhaften Widerstandes zu wenden. Ausserdem, daß er an die in den verschiedenen europäischen Ländern zerstreuten Ritter ein allgemeines Aufgebot ergehen ließ, sich augenblicklich in Malta einzufinden, theilte er alle waffenfähigen Einwohner der Insel in Compagnien ein, und trug den

Brüdern auf, sie in den verschiedenen Zweigen der Kriegskunst zu unterrichten. Er ließ durch seine Agenten in Italien 2000 Mann Truppen werben, und durch alle dem Orden gehörigen Schiffe unaufhörlich Waffen, Kriegsbedürfnisse und Mundvorrath zuführen.

Seinen Aufforderungen zufolge, eilten alle Ritter zu seinem Beistande herbei, diejenigen nur ausgenommen, die durch Alter oder Unpäßlichkeit abgehalten wurden; und auch diese ersetzten ihre persönlichen Dienste dadurch, daß sie ihm alles das baare Geld schickten, welches sie aus den ihren Stiftern gehörigen Geräthschaften lösen konnten.

Vor der Ankunft des Feindes musterte er seine Macht, und fand, daß sie sich auf 700 Ritter und 8500 Soldaten belief, worunter zwei Kompagnien Spanier waren, welche man ihm aus Sizilien zugesandt hatte. Nach einem feierlichen religiösen Umgange und dem Genusse des heil. Abendmahls theilte er die Soldaten unter die Ritter ein, deren jedem er seinen eigenen Posten anwies. Mitten in den vielfachen Geschäften, die seine Aufmerksamkeit erforderten, vergaß er nichts, woran menschliche Klugheit denken konnte. Er beschäftigte sich unaufhörlich, entweder die Posten zu beobachten, und die Vorräthe zu untersuchen, oder die Festungswerke verbessern zu lassen, und den Offizieren, im Fall eines Angriffs, Unterricht zu geben. Die in seinem Vertheidigungsplane entwickelte Weisheit flößte seinen Truppen Vertrauen ein, und seine Ruhe und Stärke theilte ihnen eine Erhabenheit der Seele mit, die sie über jede Gefahr, welche sie befallen konnte, erhob.

Endlich kam die türkische Flotte, die Konstantinopel zu Ende des März verlassen hatte, ungefähr in der Mitte des May im Angesicht von Malta an. Sie bestand aus mehr als zweihundert Segeln, und hatte, außer einer großen Anzahl christlicher Sklaven, die als Schanzgräber dienen sollten, 40,0000 Mann Landtruppen, meist Janitscharen und Spahis, die besten Soldaten des ottomannischen Reiches, am Bord. Dieses fürchterliche Heer landete in einiger Entfernung von der Burg, und verbreitete sich alsbald über die ganze Gegend, verbrannte die Dörfer, ermordete die Landbewohner, und trieb alles Hornvieh weg, das, ohngeachtet der Befehle des Großmeisters, nicht in die Städte und Festungen in Sicherheit gebracht worden war.

Während sich die Türken hiermit beschäftigten, sandte la Valette den Ordensmarschall Copier mit 200 Pferden und 600 Mann Fußvolk ab, um über diese Bewegungen ein wachsames Auge zu haben. Dieser, ein Offizier von großer Erfahrung, führte seinen Auftrag mit so viel Einsicht und Thätigkeit aus, daß er bei verschiedenen Ueberfällen einzelner Truppenabtheilungen 1500 Türken niederhieb, seinerseits hingegen nur 80 Mann verlor. Aber la Valette ließ diese kleinen Gefechte bloß darum zu, um seine Truppen zu versuchen, und sie an den Anblick und an das Geschrei der Türken zu gewöhnen; er glaubte ferner, daß jeder, auch noch so geringe Verlust, den er in diesen Gefechten erlitt, beträchtlicher sey, als er ihn leicht verschmerzen könne, und rief deßwegen Copier zurück und schickte die Soldaten und Ritter, die unter ihm gestanden hatten, an die ihnen angewiesenen Posten.

Der türkische Feldherr hielt, als sein ganzes Heer gelandet war, einen Kriegsrath, um mit ihm gemeinschaftlich zu beschließen, wo der Angriff anzufangen wäre. Piali meinte den Befehl des Sultans so verstanden zu haben, daß man nicht eher etwas unternehmen sollte, bis Dragut angekommen seyn würde. Aber Mustapha, der von den Zubereitungen des Königs von Spanien unterrichtet worden war, glaubte, daß man augenblicklich etwas für die Sicherheit der Flotte thun müsse, die gegenwärtig in einer Bucht lag, wo sie der Wuth des Ostwindes ausgesetzt war, und von den Spaniern mit großem Vortheile angegriffen werden konnte. Deßwegen glaubte er, daß man unverzüglich das Fort St. Elmo belagern müsse, welches auf einer Landenge nahe bei der Burg lag, und auf dieser Seite den vornehmsten Hafen der Insel, auf jener aber einen andern hatte, der breit genug war, der ganzen Flotte Sicherheit zu verschaffen. Dieser Vorschlag wurde von der Mehrheit der Versammlung gebilligt, und Mustapha machte alsbald Anstalten, ihn auszuführen. Er bildete sich ein, daß er im Stande seyn würde, das Fort in wenigen Tagen zur Uebergabe zu zwingen. Aber außer der Tapferkeit, mit der es vertheidigt wurde, fand er zwei Hindernisse, welche die Schwierigkeit des Unternehmens beträchtlich vermehrten; das eine war, daß die Besatzung sehr leicht aus der Stadt, quer über den großen Hafen, der durch zwei Fort, St. Angelo und St. Michael oder la Sangle, gesichert war, unterstützt werden konnte, und das andre, daß die Annäherungslinien durch die Beschaffenheit des Weges verzögert wurden, der

zum Fort führte, und entweder aus einem kahlen, oder aus einem mit steinigter Erde dünn bedeckten Felsen bestand. Diesem letztern Uebelstande half er dadurch ab, daß er an die Stelle der Laufgräben eine Brustwehr setzte, die aus Dielen und Balken gemacht, und gegen das Fort zu mit Erde belegt war, welche sie aus einiger Entfernung herbeiholten, und mit Stroh und Binsen vermischten. Durch diese Erfindung war er, den sechsten Tag nach seiner Ankunft auf der Insel, im Stande, eine mit seinen größten Kanonen besetzte Batterie zu eröffnen, und dieß überzeugte sehr bald den Kommandanten, den Landvogt von Negropont, daß es ihm unmöglich seyn werde, sich lange zu halten. Er meldete es augenblicklich dem Großmeister, und wählte zum Ueberbringer dieser Nachricht einen Ritter, Namens la Cerda, der, von der Furcht beunruhigt, die Gefahr übertrieb, welche er hatte vorstellen sollen, und so unklug war, dem Großmeister in Gegenwart mehrerer Ritter zu sagen, er dürfe nicht erwarten, daß der Platz die Belagerung noch eine Woche aushalten werde. „Und welchen Verlust, sagte la Valette, habt ihr erlitten, der euch so bald zur Verzweiflung bringt?“ „Man muß, erwiederte la Cerda, das Fort als eine kranke, sehr schwache Person betrachten, die unaufhörliche Hilfe und Unterstützung verlangt.“ Ich selbst, entgegnete der Großmeister mit heftigem Unwillen, will der Arzt seyn, und andere mitbringen, die, wenn sie euch auch nicht von eurer Furcht heilen können, doch dafür sorgen werden, daß das Fort nicht in die Hände der Ungläubigen falle.“ La Valette erwartete nicht, daß ein

Platz, der weder fest noch groß genug war, eine zahlreiche Besatzung zu fassen, gegen eine so große Macht, als zu seiner Bezwingung angewendet wurde, lange vertheidigt werden könne; aber er hielt es für nothwendig, die Belagerung des Forts so sehr als möglich zu verlängern, damit der Vizekönig von Sizilien Zeit gewinnen möchte, ihm zu Hilfe zu kommen. Daher beschloß er, sich selbst in St. Elmo mit einer ausgesuchten Mannschaft zu werfen, und war eben mit der Vorbereitung zu seinem Auszuge beschäftigt, als die sämmtlichen Ritter so ernstliche und dringende Vorstellungen gegen den Entschluß, die Stadt zu verlassen, machten, daß er darein willigte, die Verstärkung des Forts, die bereits marschfertig war, von dem Ritter Medran führen zu lassen, auf dessen kluges Benehmen und Unerschrockenheit er sich mit dem sichersten Vertrauen verlassen konnte.

Nicht lange nach Medrans Ankunft im Fort, that die Besatzung einen lebhaften Ausfall, bei welchem sie die Feinde aus ihren Verschanzungen jagte, und mehrere von ihnen niederhieb. Aber die übrigen erholten sich bald wieder von ihrer Betäubung, und nöthigten die Christen, nachdem sie dieselben aufs neue angegriffen hatten, zum Rückzuge. Bei diesem Gefechte wurden die kraftvollen Anstrengungen der Janitscharen durch den Wind begünstigt, der den Dampf des Geschützes nach dem Fort trieb, und die Belagerten in eine dicke Wolke hüllte, die es ihnen unmöglich machte, die Bewegungen des Feindes zu unterscheiden. Die Türken hatten die Gegenwart des Geistes, diesen Umstand zu ihrem großen Vor-

theile zu benutzen; sie bemächtigten sich unbemerkt der Brustwehr, machten daselbst aus Balken, Wollsäcken und Schanzkörben eine Verschanzung, und errichteten, mit unglaublicher Geschwindigkeit, eine Batterie auf derselben. Nachdem der Rauch zerstreut war, sahen die Belagerten mit großem Erstaunen, was man unterdessen gethan hatte, und waren darüber um so mehr beunruhigt, da die Schanze, welche die Türken auf der Brustwehr errichtet hatten, höher war als das Ravelin, das nahe dabei lag, und in welchem die Belagerten sich nun nicht mehr mit Sicherheit sehen lassen konnten. Aber demohngeachtet beschlossen sie, dasselbe so lange wie möglich zu vertheidigen, es möge ihnen auch kosten, was es wolle.

Inzwischen kam Dragut und ein anderer bekannter Korsar, Namens Uluchiali, mit 20 Galeeren an, die, außer Sklaven und Matrosen, 2500 Soldaten am Bord hatten. Diese Verstärkung und die Gegenwart Draguts gaben den Arbeiten der Belagerung neue Kraft. Der tapfere Korsar setzte sich selbst, bey jeder Gelegenheit, mit der größten Unerschrockenheit den Gefahren aus, brachte ganze Tage in den Laufgräben zu, und ließ, da er, bei seinen übrigen außerordentlichen Talenten, besonders im Gebrauche des Geschützes erfahren war, mehrere neue Batterien in vortheilhaftern Stellungen errichten, als man bisher gewählt hatte, und unterhielt sowohl auf das oben erwähnte Ravelin, als auf einen Kavalier, der das Fort bestrich und eine seiner Hauptvertheidigungen war, ein ununterbrochenes Feuer. Dieser Kavalier ward bald das einzige Hin-

derniß, welches die Belagerer abhalten konnte, an den Fuß des Walles zu kommen. Einige türkische Ingenieure, welche sich dem Ravelin in der Dämmerung genähert hatten, um die Wirkungen ihrer Artillerie in Augenschein zu nehmen, bemerkten eine so niedrige Schießscharte, daß einer, wenn er auf die Schultern des andern stieg, hineinsehen konnte, und sahen daselbst die christlichen Soldaten auf dem Boden liegen und schlafen. Hiervon benachrichtigten sie augenblicklich ihre Truppen, die sich so geschwind und leise als möglich näherten, Leitern an die Schießscharten legten, das Ravelin erstiegen, und den größten Theil der Christen in Stücke hieben.

Zwischen diesem Ravelin und dem Kavalier lag der Graben, über welchen die Belagerten einstweilen eine Brücke von Brettern geschlagen hatten, die zu ersterm führte. Als die Türken dieß bemerkten, sprangen sie unverzüglich auf die Brücke, und suchten sich in den Besitz des Kavaliers eben so zu setzen, wie sie das Ravelin eingenommen hatten. Aber die Besatzung, die tapfersten Ritter eilten von verschiedenen Gegenden auf den gefährlichen Posten, und nöthigten nach einem hitzigen Gefechte die Türken, sich in das Ravelin zurückzuziehen. Hier bemerkten die Janitscharen einen andern Weg, den Kavalier auf einem Fußsteige, der aus der Tiefe des Grabens heraufführte, zu ersteigen. Ohne Furcht und Zaudern warfen sie sich hinein, und nachdem sie auf diesem Pfade die andere Seite erklommen hatten, erneuerten sie den Angriff mit größerer Wuth als jemals. Das Treffen dauerte von Sonnenaufgang bis gegen Abend, da zuletzt die unüberwindliche Tapferkeit der

Besatzung den Sieg davon trug. Ohngefähr 20 Ritter und 100 Soldaten wurden getödtet, der Feind verlor nahe an 3000 Mann.

Da das Ravelin auf der Seite des Forts offen war, so pflanzten die Belagerten gegen dasselbe mehrere Kanonen auf, und richteten unter den Ungläubigen eine große Niederlage an. Mustapha, der den Werth der Eroberung kannte, welche er gemacht hatte, schickte frische Soldaten in unzähliger Menge hinein, und die Pioniere, die mit Wollsäcken, Brettern und Schanzkörben heranrückten, brachten zuletzt die Truppen in Sicherheit, und erbauten auf dem Ravelin eine Verschanzung, aus welcher sie die Besatzung niemals mehr vertreiben konnte.

Die Bekümmerniß des Großmeisters bei diesem Unfalle war um so größer, da er überlegte, daß er sich ohne eine Nachläßigkeit von Seiten der Besatzung so bald nicht hätte ereignen können; demohngeachtet aber sandte er derselben unmittelbar eine Verstärkung zu, und beide, sowohl die Belagerung als die Vertheidigung, wurden mit der nämlichen Lebhaftigkeit wie zuvor betrieben.

Aber die Lage der Belagerten war nun weit gefährlicher geworden, als vorher. Die Türken arbeiteten mit unabläßigem Eifer so lange an der Erhöhung des Ravelins, bis es über den Wall des Forts hervorragte; und nunmehr konnte die Besatzung nicht länger mit Sicherheit auf dem Walle erscheinen. Viele wurden durch das Geschütz getödtet; in verschiedenen Theilen des Walles waren mehrere Breschen gemacht, und die tapfersten Ritter begannen zu zagen. Sie besorgten, der türkische Feldherr werde

ehestens einen Versuch machen, das Fort mit Sturm zu nehmen, und fürchteten, daß es alsdann einem so kleinen Haufen unmöglich seyn würde, dem so zahlreichen Feinde zu widerstehen.

Aus dieser Ursache beschlossen sie, obgleich mit vielem Widerwillen, den Großmeister um die Erlaubniß zu bitten, das Fort verlassen zu dürfen, und wählten zu ihrem Abgeordneten den Ritter Medrau. Er stellte vor, daß das Fort in der That nicht länger haltbar sey, und daß es nothwendig den gänzlichen Untergang der Besatzung nach sich ziehen müsse, wenn man sich in demselben auch nur einige Tage noch behaupten wolle, daß nichts den Türken vortheilhafter wäre, als die Stärke der Besatzung an einen Ort zu schicken, wo es keine Verschanzungen gäbe, um sie zu vertheidigen, daß auf diese Art die zu Beschützung der andern Festungen nöthigen Truppen bald aufgerieben, und jene den Feinden eine leichte Beute werden würden. Aber am Schlusse sagte er, daß, obgleich dieß die Meinung der ganzen Besatzung wäre, so habe er doch den Auftrag, dem Großmeister zu erklären, daß er möge beschließen, was er wolle, sie den Vorsatz habe, ihm unbedingt zu gehorchen.

Mehrere Ritter in der Versammlung glaubten, daß man diesem Gesuche der Besatzung alsbald willfahren müsse. Aber la Valette war der entgegengesetzten Meinung. Er sah es ein, daß das Fort sich wahrscheinlich nicht viel länger halten könne, und beklagte das Schicksal der tapfern Ritter und Soldaten, die auf einem so gefährlichen Posten standen. Aber es gebe Fälle, sagte er, wo es nothwendig sey,

einzelne Glieder der Erhaltung des Ganzen aufzuopfern, und zu diesen rechnete er den gegenwärtigen mißlichen Zustand der Angelegenheiten. Denn man hätte ihm von guter Hand versichert, der Vizekönig von Sizilien habe erklärt, daß, da er nach dem Verluste von St. Elmo die Türken nicht mit dem nämlichen Vortheile, wie jetzt, angreifen könnte, er auch alsdann, des übrigen Eilands wegen, der Gefahr einer Niederlage sich nicht aussetzen werde. Und darum, fügte la Valette hinzu, hänge die Erhaltung des Ordens beinahe gänzlich von der Dauer gegenwärtiger Belagerung ab. Er stellte es dem Ritter Medran vor, und sandte ihn mit dem Befehle zurück, die Brüder an das Gelübde zu erinnern, welches sie bei ihrem Eintritt in den Orden abgelegt hätten, ihr Leben nämlich zu seiner Vertheidigung aufzuopfern. Er bat ihn zugleich, ihnen in seinem Namen zu versichern, daß er nicht ermangeln werde, ihnen so viele Verstärkung zuzuschicken, als sie nöthig hätten, und daß er entschlossen sey, ihnen selbst zu Hilfe zu kommen, mit dem festen unwandelbaren Vorsatz, eher sein Leben zu verlieren, als das Fort den Ungläubigen zu überlassen.

Diese Antwort hatte die erwünschte Wirkung auf viele Ritter, und besonders auf diejenigen, deren Grundsätze von Ehre und Anhänglichkeit an den Orden durch die Länge der Zeit befestigt waren. Aber der größte Theil derselben zeigte sich unzufrieden. Sie fanden, daß der Großmeister streng und grausam gegen sie verführe, und schrieben ihm einen von 53 Rittern unterzeichneten Brief, worin sie ihn, nachdem sie ihre vorige Bitte wiederholt hatten, benach-

richtigten, daß, wofern er nicht in der nächsten Nacht ihnen Böte zuschickte, um sie in die Stadt zu bringen, sie entschlossen wären, einen Ausfall in das türkische Lager zu thun, um daselbst auf eine rühmliche Art durch das Schwert zu fallen, statt den schimpflichen Tod zu dulden, den sie nothwendig erwarten müßten, wenn das Fort mit Sturm eingenommen würde.

Auf diesen Brief antwortete la Valette: „Sie irrten sich sehr, wenn sie glaubten, dadurch ihre Ehre zu retten, daß sie ihr Leben hingäben; denn es wäre nicht weniger ihre Pflicht, sich seinem Ansehen zu unterwerfen, als ihr Leben der Vertheidigung des Ordens aufzuopfern; die Erhaltung des Ganzen hinge von ihrem gegenwärtigen Gehorsam gegen seine Befehle ab; von Spanien wäre keine Hilfe zu erwarten, wenn sie das Fort verließen, und im Falle, daß er ihren Wünschen folgen und sie nach der Stadt bringen wollte, würde diese alsbald angegriffen, und sie in eine verzweiflungsvollere Lage gesetzt werden, als diejenige wäre, aus welcher sie jetzt so gern entwischen wollten, indem sie den wichtigen Posten verließen, dessen Vertheidigung sie unternommen hätten.“ Außer diesem Briefe schickte er drei Bevollmächtigte hin, um den Zustand der Festungswerke zu untersuchen. Seine Absicht bei dieser Maaßregel war, sowohl Zeit zu gewinnen, als auch die Besatzung von der gänzlichen Verzweiflung zurückzuhalten.

Diese Abgeordneten wichen in dem Berichte, welchen sie bei ihrer Zurückkunft abstatteten, sehr voneinander ab. Zwei derselben hielten es für un-

möglich, das Fort länger zu vertheidigen. Aber der dritte, Konstantin Kastriotto, ein griechischer Prinz, der von dem berühmten albanischen Helden Skanderbeg abstammte, behauptete, entweder aus Unwissenheit, oder weil er in dem ihm angebornen Muthe größere Hilfsmittel fand, als die beiden andern besaßen, daß die Besatzung noch lange nicht auf das Aeußerste gebracht sey; und um zu beweisen, wie fest er von der Wahrheit seiner Aussage überzeugt sey, erbot er sich, selbst im Fort sich anstellen zu lassen, um die Vertheidigung desselben mit denjenigen Truppen zu unternehmen, die ihn freiwillig begleiten würden. Der Großmeister, überzeugt von der Nothwendigkeit, die Belagerung in die Länge zu ziehen, nahm augenblicklich dieß Anerbieten an, und ertheilte dem Eifer und dem Entschlusse Kastriotto's die größten Lobsprüche. Dieser fand auf sein Zureden ohne Schwierigkeit eine hinreichende Anzahl von Begleitern, die eben so eifrig und entschlossen waren, als er selbst. Die Soldaten drängten sich unter seine Fahnen, und wetteiferten, ihre Namen zu dem gefährlichen Dienste einzuschreiben, zu welchem er sie angeworben hatte. La Valette sah den Geist, der diese Männer belebte, und zweifelte nicht mehr daran, daß es ihm gelingen würde, durch ihren Beistand die Belagerung zu verlängern. Er schrieb an die Ritter und benachrichtigte sie, daß er in ihre Ablösung willigen, und sogleich eine andere Besatzung schicken wolle; dieser sollten sie alsbald das Fort übergeben, und hierauf in den Böten, welche ihre Nachfolger hinüber gebracht hätten, nach der Stadt zurückkommen. „Ihr, meine Brüder, fuhr er fort, werdet hier in größerer

Sicherheit euch befinden, als in euer gegenwärtigen Lage, und ich werde sodann wegen der Behauptung des Forts weniger besorgt seyn; denn ich halte es für so wichtig, daß mir von seiner Erhaltung die des Ordens abzuhängen scheint."

Dieser Brief kränkte die Ritter auf die empfindlichste Weise, und erweckte in ihnen jenes feine Gefühl von Ehre, das den Orden so lange und so vorzüglich ausgezeichnet hat. Sie zitterten, wenn sie an den Empfang dachten, der sie von Seiten des Großmeisters und der übrigen Ritter erwartete. „Sollte, sagten sie zu einander, diese neue Besatzung, die uns nachzufolgen bestimmt ist, glücklich genug seyn, sich bis zur Ankunft der Spanier zu halten, in welchem Winkel der Erde könnten wir alsdann unsere Schande verbergen?" Sie beschlossen ohne Anstand, im Fort auszuhalten, bis Keiner von ihnen mehr übrig wäre, ehe sie dasselbe der neuen Besatzung einräumen, oder dem Feinde überlassen wollten; und sie gingen sämmtlich zum Befehlshaber, mit der Erklärung, daß er den Großmeister von ihrer Reue benachrichtigen und denselben in seinem Namen bitten möchte, ihnen zu erlauben, das Andenken an die vorigen Fehler durch ihr künftiges Betragen zu vertilgen.

Der Befehlshaber willigte mit Freuden ein, und schickte seinen Brief durch einen vorzüglichen Schwimmer noch vor der Dunkelheit ab, damit die Besatzung nicht etwa während der Nacht aufbrechen möchte. La Valette freute sich zwar heimlich über diese Nachricht, ließ aber dennoch dem Kommandanten sagen, daß er neue Truppen sogar den erfahrensten

vorziehen müſſe, die ſich geweigert hätten, den Befehlen der Kriegszucht zu gehorchen. Als dieſe Antwort den Rittern überbracht wurde, fühlten ſie ſich vom empfindlichſten Kummer niedergedrückt, und baten demüthigſt um Verzeihung. Endlich ließ ſich der Großmeiſter bereden, und nun dachte die Beſatzung, ohne ferner um ihre Sicherheit beſorgt zu ſeyn, an weiter nichts, als an Mittel, die Belagerung in die Länge zu dehnen.

Der Großmeiſter ſchickte ihnen jede Nacht friſche Truppen, um damit die Getödteten und Verwundeten zu erſetzen, und erhielt ſie immer bei einem reichlichen Vorrath von Lebensmitteln, Geſchütz und Feuerwerken. Er ſelbſt hatte eine beſondere Art dieſer letztern erfunden, die aus einem hölzernen, mit Wolle umwundenen, Reifen beſtand, den man in ſiedendes Oel und in andere, mit Salpeter und Schießpulver vermiſchte, entzündbare Flüßigkeiten getaucht hatte. Dieſe Maſchinen wurden angezündet, und, ſo bald ſich die Feinde bei einem Angriffe übereinander drängten, brennend unter dieſelben geworfen. Nicht ſelten ereignete es ſich, daß zwei, auch drei Türken von denſelben umſchlungen wurden und verbrannten; und überall, wohin man ſie ſchleuderte, entſtand die größte Verwirrung.

Die Belagerten bedurften in der That dieſes und jedes andern verderblichen Werkzeuges, das zu ihrer Vertheidigung erfunden werden konnte; denn ohngeachtet ihrer thätigen Gegenwehr hatten dennoch die Türken eine Brücke über den Graben geſchlagen, und fingen bereits an, den Wall zu unterminiren. Vom 17. Jun. bis zum 14. Jul. verging nicht ein

einziger Tag ohne Gefecht, und Mustapha hatte es oft versucht, den Wall des Forts zu ersteigen, war aber jedesmal mit dem Verluste vieler seiner Tapfersten zurückgewiesen worden.

Beschämt, vor einem Platze von unbeträchtlicher Stärke so lange aufgehalten zu werden, beschloß er einen großen entscheidenden Versuch zu machen, und so viel Truppen, als er nur bei der Lage des Forts anwenden könnte, zum Sturme zu führen. Schon hatte er verschiedene Breschen gemacht; aber um sich den Erfolg des vorgesetzten Angriffs zu sichern, ließ er die Batterien den ganzen 15ten Tag des Jul. ohne Unterlaß spielen, bis der Wall auf der Seite, wo er angreifen wollte, beinahe dem Felsen gleich war. Am 16ten vor Sonnenaufgang legte er die Flotte so nahe an das Fort, als es die Tiefe des Wassers zuließ; 4000 Musketiere und Bogenschützen wurden in die Laufgräben gestellt, und die übrigen Truppen näherten sich, auf ein gegebenes Zeichen, der Lücke. Die Besatzung war bereit, sie zu empfangen. Die Bresche besetzten mehrere Reihen von Soldaten, zwischen denen sich die Ritter in einer bestimmten Entfernung von einander befanden. Oft versuchten es die Türken, diese unerschrockene Schaar zu durchbrechen, und sie durch ihre Menge zu überwältigen; aber diese diente bloß dazu, den Verlust, welchen sie erlitten, zu vermehren. Jeder Schuß vom Fort glückte, die Artillerie richtete ein fürchterliches Gemetzel unter ihnen an, und die brennenden Reifen wurden mit erstaunenswürdigem Erfolge gebraucht. Die Neuheit dieser Maschinen, und das Geschrei derjenigen, die von ihnen eingeklemmt wurden, vermehrte das

Schrecken, welches sie einflößten, und machte es den türkischen Offizieren unmöglich, ihre Soldaten geschlossen zu erhalten, und standhaft mit denselben diejenigen Vortheile zu verfolgen, die ihnen, wenn sie in Reih und Glied geblieben wären, ihre Anzahl unfehlbar zugesichert haben würde.

Zuletzt ertheilte Mustapha, nachdem er, ohne den Belagerten einen Zoll breit Boden abzugewinnen, den Sturm länger als sechs Stunden fortgesetzt hatte, Befehl zum Rückzug zu blasen. In diesem Angriffe verlor die Besatzung etwa 20 Ritter und 300 Soldaten; aber dieser Verlust wurde augenblicklich durch eine Verstärkung aus der Stadt ersetzt, und Mustapha ward zuletzt überzeugt, daß man, wofern nicht die Gemeinschaft zwischen der Stadt und dem Fort gehemmt würde, die Belagerung des letztern unmöglich zu Ende bringen könne, so lange noch in irgend einem Theile der Insel Truppen zurückblieben.

Auf Draguts Anrathen beschloß er daher, seine Batterien und Laufgräben an der Stadtseite so weit auszudehnen, bis sie die Bucht, oder den großen Hafen erreichten, in welchem die Ergänzungstruppen landeten, die der Großmeister jeden Tag der Besatzung zuschickte. Er wußte, daß dieses Unternehmen mit den größten Schwierigkeiten verknüpft seyn würde, weil der Platz zwischen seinen jetzigen Werken und dem Punkte, bis zu welchem er sie ausdehnen wollte, von dem Geschütz der Forts St. Elmo und St. Angelo bestrichen wurde; ein Offizier, auf welchem er sein ganzes Vertrauen setzte, wurde bei Besichtigung der Gegend an seiner Seite getödtet, und,

was ein weit größerer, unersetzlicher Verlust war, Dragut selbst empfing eine tödtliche Wunde, an welcher er in wenigen Tagen starb. Aber alles das hielt Mustapha nicht ab, seinen Plan zu verfolgen; er ließ seine Truppen und Schanzgräber Tag und Nacht ohne Unterlaß an diesen Werken arbeiten, und brachte sie glücklich zu Stande. Jetzt da er das Ufer mit Geschütz bepflanzt und in die Laufgräben Musketiere gestellt hatte, war es jedem Boote unmöglich, ohne die augenscheinlichste Gefahr, entweder in Grund gebohrt, oder gefangen genommen zu werden, aus der Stadt in das Fort zu gelangen.

Nach diesen Vorkehrungen erneuerte er seine Versuche, St. Elmo zu stürmen, mit frischer Kraft. Am 21ten griff er es viermal an, aber immer widerstand die Besatzung, und zeigte dadurch, daß sie so viele Tausend muthvoller und wohlgeübter Truppen zurücktrieb, einen Grad von Tapferkeit, der über allen Glauben, wie über alle Beschreibung ist. Aber diese heldenmüthige Besatzung war ausnehmend geschmolzen, und man hatte alle Ursache, zu fürchten, daß sie in einem neuen Sturme unvermeidlich überwältigt werden müsse, wenn ihr nicht eine neue Verstärkung von der Stadt aus zugeschickt würde. Sie benachrichtigte daher den Großmeister von ihrer verzweiflungsvollen Lage durch einen Boten, der zur Nachtzeit quer über den Hafen hinüberschwamm. Augenblicklich waren die Böte voll von Rittern und andern Soldaten, die sich großmüthig entschlossen, für die allgemeine Sicherheit und die Erhaltung des Forts dem gewissen Verderben entgegen zu gehen. Sie verließen die Stadt so muthig und schnell, als

ob sie die lebhaftesten Hoffnungen eines künftigen Sieges unterhalten hätten; aber sie fanden die Türken überall so sehr auf ihrer Hut, und die Linien so stark vertheidigt, daß alle ihre Versuche, ans Land zu steigen, vereitelt und sie genöthigt wurden, tiefbekümmert über das Schicksal ihrer braven Gefährten, wieder umzukehren.

Von nun an verzweifelte die Besatzung an jeder Hilfe, und hielt sich selbst für verlohren; aber statt sich auf Bedingungen zu ergeben, oder die Flucht zu versuchen, bereiteten sich alle zum Tode, und brachten die Nacht mit Beten und mit Empfangung des Abendmahls zu; dann umarmte einer den andern auf das zärtlichste, und zuletzt begab sich jeder nach seinem Posten, während die Verwundeten, die nicht gehen konnten, ihrem eignen ernstlichen Wunsche gemäß, hinter die Bresche gebracht wurden, wo sie ohne Furcht die Herannäherung des türkischen Heeres erwarteten.

Am frühen Morgen des 23. Jul. rückten die Türken zum Angriff mit einem lauten Geschrei, wie zu einem gewissen Siege, hervor; denn sie glaubten nicht, daß die Handvoll Männer, die jetzt noch im Fort zurückblieben, es wagen würde, ihnen dasselbe streitig zu machen. In dieser Erwartung wurden sie getäuscht; die Vertheidiger, entschlossen zu sterben und jede Gefahr verachtend, waren mehr als Menschen, und fochten mit einer Unerschrockenheit und einer Stärke, welche die Feinde in Erstaunen setzte. Das Gefecht dauerte länger als vier Stunden, und endigte nicht eher, bis, zwei oder drei ausgenommen, die sich durch Schwimmen retteten, nicht

allein jeder Ritter, sondern auch jeder gemeine Soldat geblieben war. Jetzt wurden die türkischen Fahnen auf die Wälle gepflanzt, und die Flotte segelte in einer Art von Triumph in den Hafen, welchen das Fort bestrich. Mustapha besichtigte dasselbe; und konnte, als er seine Lage und Festungswerke untersuchte, sich nicht enthalten zu sagen: „Was wird „uns der Vater kosten, (er meinte die Stadt), wenn „der Sohn, der so klein ist, so viele tausende unse„rer Tapfersten gekostet hat." Aber diese Betrachtung, weit entfernt, ihn zur Bewunderung des Heldenmuthes zu vermögen, über welchen ihm der Sieg so schwer geworden war, diente blos dazu, eine viehische Wuth in seiner Brust zu erwecken. Er ließ die Leiber aller derjenigen, die noch lebend an der Bresche gefunden wurden, aufreissen und ihnen das Herz herausnehmen; alle Todte hingegen wurden, seinem Befehle gemäß, aufgesucht, und ihnen, um die Christen und ihren Glauben zu verhöhnen, in Gestalt eines Kreuzes lange Wunden gemacht, worauf man sie an Bretter band und in die See warf, damit sie von der Fluth und von den Winden entweder nach der Stadt, oder nach dem Fort St. Angelo getrieben würden.

Anfangs zerschmolz der Großmeister bei diesem empörenden Schauspiele in Thränen; aber seine Betrübniß verwandelte sich bald in Unwillen und Rache, und diese Leidenschaften verführten ihn zu einer seiner großen Seele und seines erhabenen Standes unwürdigen Handlung. Um den Bassa, wie er sagte, für die Zukunft zu belehren, den Krieg weniger unmenschlich zu führen, ließ er alle Türken, die seine

Gefangenen waren, niedermachen, und sodann wie Kugeln durch seine größten Kanonen in das feindliche Lager schießen.

Bei der eben erzählten Belagerung verlohr der Orden, mit 130 der tapfersten Ritter, überhaupt ungefähr 1500 Mann. Der Großmeister, obschon niedergeschlagen durch diesen beträchtlichen Verlust, verbarg dennoch sehr weislich seine Besorgniß, und erweckte durch die Unerschrockenheit, die er immer zeigte, in den noch übrig gebliebenen Truppen den festen unwandelbaren Entschluß, die Stadt, so wie die andern Kastelle, bis aufs äusserste zu vertheidigen. Mustapha bildete sich ein, daß sie jetzt, abgeschreckt durch das Schicksal ihrer Gefährten, geneigt seyn würden, Kapitulationsbedingungen Gehör zu geben, und schickte in dieser Hoffnung an eines der Thore einen Offizier mit der weißen Fahne, begleitet von einem christlichen Sklaven, der bestimmt war, ihm zum Dollmetscher zu dienen. Dem Türken verweigerte man die Erlaubniß, in die Stadt zu kommen, der Christ aber wurde hereingelassen, und durch mehrere Reihen unter den Waffen stehender Soldaten von einem Offiziere geführt, der ihm zuerst alle Festungswerke des Platzes zeigte, hierauf ihn ersuchte, die Tiefe und Breite des Grabens genau anzusehen, und zuletzt zu ihm sagte: „Dieses hier ist das einzige Stück Land, welches wir deinem Befehlshaber einräumen können; und hier hoffen wir in Kurzem ihn und alle seine Janitscharen zu begraben."

Diese verhöhnende Antwort, die der Sklave überbrachte, erregte in der stolzen Seele des Bassa's den höchsten Grad von Zorn und brachte ihn zu dem

Entschlusse, die Belagerung auf das thätigste fortzusetzen. Seine, wiewohl sehr verminderten, Truppen waren noch immer hinreichend, die Stadt und das Fort St. Michael zu belagern. Mustapha unterhielt gegen beide ein beständiges Feuer; aber seine Absicht war, zuerst hauptsächlich die Eroberung des letztern zu betreiben, das er sowohl zu Wasser als zu Lande, an der äussersten Spitze der Halbinsel, auf welcher es gelegen war, anzugreifen beschloß.

Um diesen Plan auszuführen und seine Truppen überzusetzen, mußten nothwendig einige Schiffe in den Hafen gelangen können. Aber der Eingang zu demselben wurde durch eine große eiserne Kette und durch das Geschütz von St. Angelo unzugänglich gemacht; und so würde man genöthigt gewesen seyn, dieses Vorhaben aufzugeben, wenn nicht Piali ein Mittel gefunden hätte, gegen welches sich der Großmeister nicht vorgesehen hatte. Es bestand darin, von den Christensklaven und dem Schiffsvolke eine Anzahl Kähne über die Erdzunge ziehen zu lassen, auf welcher das Fort St. Elmo lag. Ein türkischer Offizier, der, ein gebohrner Grieche, von Gewissensbissen gepeinigt, zu den Christen übergegangen war, unterrichtete den Großmeister von diesem Vorschlage, welchen Mustapha alsbald angenommen hatte. Auf erhaltene Nachricht schickte la Valette sogleich eine Menge Arbeiter nach demjenigen Theile des Vorgebirges, gegen welchen die Türken ihren Angriff beabsichtigten, um daselbst ein Pfahlwerk zu errichten, und befahl, daß man da, wo die Tiefe des Wassers oder die Felsenhärte des Bodens keine Pallisaden zuließe, starke Verschanzungen anlegen solle. Indessen

feuerte Mustapha ununterbrochen auf das Fort, während sich die Schiffsleute und die Sklaven damit beschäftigten, die Böte über Land in den Hafen zu ziehen. Jetzt glaubte der Bassa, daß deren eine hinreichende Anzahl hinüber gebracht wäre, und daß ihm durch die Lücken, welche sein Geschütz gemacht hatte, der Zugang offen stünde; er beschloß daher, sowohl zu Wasser als zu Land anzugreifen. Er erwartete um so gewisser einen günstigen Erfolg, da er seit der Einnahme von St. Elmo durch die Ankunft Hassems, des Sohnes von Barbarossa, den 2500 auserlesene Soldaten, gemeinhin die Tapfern von Algier genannt, begleiteten, eine beträchtliche Verstärkung erhalten hatte. Hassem, der einen großen Theil von dem Feuer seines Vaters besaß, und nach der Ehre geizte, sich selbst in dem Dienste des Sultans hervorzuthun, ersuchte Mustapha'n ihm den Sturm des Forts St. Michael zu übertragen, und prahlte mit der ihm natürlichen Vermessenheit, daß er sich desselben alsbald mit dem Schwert in der Hand bemächtigen wolle. Der Bassa, sey es nun, daß er eine große Meinung von seiner Tapferkeit hegte, oder sich vornahm, ihn das Thörichte seiner Eitelkeit auf eigne Kosten empfinden zu lassen, willigte sogleich in dieß Verlangen ein, und versprach, nachdem er seine Algierer durch 6000 Mann verstärkt hatte, ihn mit dem übrigen Heere zu unterstützen.

Hassem gab einen Theil der Truppen dem Kandelissa, einem alten Korsaren, seinem Unterbefehlshaber, und trug ihm den Angriff zur See auf, während er sich selbst den zu Lande vorbehielt. Kandelissa ließ seine Soldaten in die Böte steigen;

Trommeln und andre musikalische Instrumente ertönten bei ihrer Abfahrt, und vor ihnen segelte ein Kahn mit mahomedanischen Priestern, von denen einige durch Lieder oder durch Gebete einen glücklichen Erfolg vom Himmel erflehten, andre hingegen Bücher in der Hand hielten, aus welchen sie Verwünschungen gegen die Christen lasen. Kandelissa versuchte zuerst das Pfahlwerk zu durchbrechen, welches, um seine Landung zu verhindern, errichtet worden war; aber da er es weit fester fand, als er erwartet hatte, und da seine Truppen, während er es zerstören wollte, von dem Feuer des Feindes sehr viel leiden mußten, so glaubte er, es würde leichter seyn, an demjenigen Theile des Ufers zu landen, den la Valette mit Schanzen befestigt hatte. Auf diesem wichtigen Posten stand ein alter Ritter, Guimeran, als Anführer der christlichen Truppen. Dieser erfahrne Greis hielt das Feuer zurück, bis sich die Türken nur noch in einer geringen Entfernung von dem Ufer befanden, und nun tödtete er mit einer Ladung 400 Mann. Doch dieß schreckte die Türken nicht ab; während die Christen mit dem abermaligen Laden ihres Geschützes beschäftigt waren, drang Kandelissa vor, und landete an der Spitze seiner Algierer. Aber einige Kanonen voll Kartätschen, die Guimeran noch aufgespart hatte, waren unter den Gelandeten von einer fürchterlichen Wirkung, und schon fingen einige an, nach ihren Kähnen zurückzufliehen, als es Kandelissa bemerkte und den Befehl ertheilte, diese vom Ufer zu entfernen. Seine Truppen sahen, daß sie entweder siegen oder sterben müßten; die Verzweiflung flößte ihnen Muth ein, und voll

Kühnheit nahten sie sich der Verschanzung, in der einen Hand eine Leiter, sie zu ersteigen, in der andern ein Schwert. Die Kämpfenden zeigten auf beiden Seiten eine unerschrockene Tapferkeit; viele derselben sanken nieder; mit Blut und mit den Leichen der Todten und Erschlagenen wurde der Graben gefüllt. Zuletzt erstiegen die Türken, nach einem fünfstündigen Gefechte die Verschanzung, und pflanzten daselbst ihre Fahnen auf. Die Ritter, gepeinigt von Schaam über ihren Rückzug, wandten sich mit verdoppeltem Eifer wieder um; aber die größere Zahl des Feindes würde sie wahrscheinlich überwältigt haben, wenn ihnen der Großmeister nicht noch zur rechten Zeit eine Unterstützung unter den Befehlen des Admirals Guion und des Ritters Quinei zugeschickt hätte. Diese stürzten sich auf die Türken und Algirer mit einer solchen Wuth, daß selbst Candelissa, der wegen seiner Unerschrockenheit bekannt war, von einem plötzlichen Schrecken ergriffen wurde. Er befahl, die Kähne näher an das Ufer zu bringen, und war selbst einer der ersten unter den Fliehenden. Seine Braven fochten noch einige Zeit, nachdem er sie verlassen hatte; aber endlich wurden sie von den Verschanzungen herabgeworfen und genöthigt, mit der äussersten Schnelligkeit nach ihren Böten zu fliehen. Die Christen verfolgten sie, und die Batterien des Forts feuerten unaufhörlich hinterher. Mehrere Böte sanken unter; das Wasser war mit Leichen, mit verstümmelten Gliedern, mit Schildern und Helmen bedeckt. Von vier Tausenden, welche zu dieser Unternehmung abgeschickt wurden, blieben kaum 500 übrig; und von diesen waren viele gefährlich verwundet.

Haskem

Haskem war in seinem Angriffe zu Lande nicht glücklicher, als Kandelissa zur See. Nachdem er an der einen Bresche eine große Niederlage erlitten hatte, sammelte er seine Truppen aufs neue und führte sie an eine zweite, wo er lange und wüthend kämpfte, bis der größte Theil der Braven an seiner Seite geblieben war, und er dadurch genöthigt wurde, tiefgekränkt und wider Willen sich zurückzuziehen. Kaum bemerkte Mustapha seinen Rückzug, als er, des Versprechens, ihn zu unterstützen, eingedenk, den Janitscharen, die bereits unter den Waffen standen, vorzudringen befahl. Die Besatzung hatte das Treffen mit Haskem 5 Stunden lang mitten am Tage und in der heissesten Jahrszeit ausgehalten, aber dennoch ging sie jetzt, als ob sie der Schwäche und den Mängeln der Menschen nicht unterworfen wäre, den Janitscharen ausserhalb der Bresche entgegen, und schien [illegible] eben der Kraft und Tapferkeit, wie vorhin, zu fechten. Die Gewalt der größern Menge nöthigte sie, sich hinter den Wall zu begeben. Hier aber leistete sie den verzweifeltsten Widerstand, und trieb zuletzt, verstärkt durch Guion und Quiney, und durch die Truppen, welche den Kandelissa überwunden hatten, die Janitscharen mit einem fürchterlichen Gemetzel zurück, nachdem sie selbst jedoch einen Verlust von mehr als 40 Rittern und 200 der tapfersten gemeinen Soldaten erlitten hatten.

Jetzt beschloß der türkische Feldherr, wüthend über diese unüberwindliche Hartnäckigkeit, welche die Christen in ihrer Vertheidigung zeigten, und befürch-

tend, daß die spanische Hilfe, welche schon länger ausgeblieben war, als man erwartet hatte, ehestens ankommen möchte, seine ganze Macht auf einmal zu gebrauchen, und, während er mit der einen Hälfte seiner Truppen die Belagerung von St. Michael fortsetzte, die andre Hälfte unter Piali's Befehlen gegen die Stadt zu richten. Mehrere Batterien wurden aufgeworfen und die Laufgräben weiter als vorhin geführt; man schlug Brücken von Segelstangen und Masten über die Gräben, und ließ, ohngeachtet des harten und felsigten Erdreichs, Minen springen. Unzählige Angriffe wurden wiederholt; die beiden Bassa's, eifersüchtig aufeinander und unaufhörlich besorgt, daß sich der Sieg zuerst für den Nebenbuhler erklären möchte, gaben die glänzendsten Beweise ihrer persönlichen Tapferkeit, und erschöpften alle Künste des Krieges, welche damals in der Welt bekannt waren. Aber der entschlossene Muth der Ritter, den der Großmeister mit geprüfter Weisheit und unermüdlicher Wachsamkeit zu leiten verstand, vereitelte alle Unternehmungen der Türken, und jagte sie jedesmal mit großem Verlust in die Flucht. Mustapha schmeichelte sich jetzt auf seiner Seite mit den lebhaftesten Hoffnungen eines glücklichen Erfolges, den ihm ein von seinem ersten Ingenieur erfundenes Werkzeug zu versichern schien. Es bestand aus einem ungeheuren Fasse, das mit Schießpulver, mit Nägeln, Ketten, Musketenkugeln und andern mörderischen Waffen dieser Art geladen war. Nachdem man eine daran befestigte lange Lunte angezündet hatte, schleuderte man es vermittelst einer Maschine auf das Ravelin, welches die Hauptvertheidigung des Forts ausmachte.

Aber die unerschrockene Besatzung war so geschickt und so glücklich, dieses Faß, noch ehe es Feuer fing, mitten unter die Stürmenden zurückzuwerfen. Einen Augenblick hernach sprang dasselbe, und erfüllte die Türken mit Bestürzung. Ihre Verwirrung benutzend, drangen die Ritter, das Schwert in der Hand, auf sie ein, tödteten viele von ihnen, und zerstreuten die übrigen.

Piali hatte bei verschiedenen Gelegenheiten mehr Ursache, die Hoffnung des Sieges zu unterhalten, als Mustapha, obgleich die Stadt noch fester war als das Fort, und la Valette darin in Person befehligte. Durch seine Batterien hatte er alle Aussenwerke des Platzes zerstört, und im Walle selbst eine ungeheure Bresche gemacht. Während seine Soldaten in einem wüthenden Sturme begriffen waren, der die ganze Aufmerksamkeit der Belagerten, vom Morgen bis in die Nacht beschäftigte, ließ er von einer großen Anzahl seiner Pioniere einen Kavalier aus Erde und Steinen nahe an der Bresche errichten, der so hoch war, daß er die Brustwehr übersah. Die einbrechende Dunkelheit verhinderte ihn, seine große Vortheile weiter zu verfolgen, jedoch zweifelte er nicht, daß er am folgenden Tage im Stande seyn würde, sich des Platzes zu bemächtigen.

Sobald er sein Heer zurückgezogen hatte, versammelte sich der Orden zur gemeinschaftlichen Berathschlagung. Die Mehrheit der Ritter meinte, daß die Stadt jetzt nicht länger haltbar sey, daß man die noch übrigen Werke in die Luft sprengen, die

Besatzung aber mit den Einwohnern in das Fort St. Angelo bringen solle. Der Großmeister hörte diesen Vorschlag mit Erstaunen und Unwillen. „Dieß, „sagte er, würde in der That das Mittel seyn, die „ganze Insel den Ungläubigen zu überliefern. Das „Fort St. Michael, welches so muthig vertheidigt „worden sey, und allein durch seine Gemeinschaft „mit der Stadt erhalten werde, würde auf diese Art „in die Nothwendigkeit versetzt seyn, sich zu erge„ben. Für die Einwohner und Soldaten wäre in „St. Angelo kein Raum, und wenn der Raum auch „hinreichte, so wäre doch für eine so große Anzahl „nicht Wasser genug in diesem Fort.“ Hierauf schlug man vor, daß wenigstens die Reliquien der Heiligen und die Verzierungen der Kirchen in dasselbe gebracht werden möchten, und die Ritter ersuchten den Großmeister sehr ernstlich, sich selbst in dasselbe zu begeben, wobei sie ihm versicherten, daß sie unterdessen die Stadt mit ihren äussersten Kräften und mit der größten Wachsamkeit vertheidigen wollten. „Nein, meine Brüder, antwortete er, was „ihr in Ansehung der heiligen Geräthschaften vor„schlagt, würde nur dazu dienen, die Soldaten „furchtsam zu machen. Wir müssen unsere Besorg„nisse verbergen. Es bleibt uns nichts übrig, als „zu siegen oder zu sterben. Und wäre es möglich, „daß ich, ein Greis von 71 Jahren, mein Leben „rühmlicher enden könnte, als an der Seite meiner „Freunde und Brüder, im Gefechte gegen die unver„söhnlichen Feinde unsers heiligen Glaubens?“ Er theilte hierauf ihnen dasjenige mit, was er für das Rathsamste hielt, und eilte sogleich, es auszuführen.

Nachdem er alle Soldaten von St. Angelo, wenige ausgenommen, die zur Bedienung des Geschützes nothwendig waren, an sich gezogen hatte, ließ er von ihnen und von den Einwohnern während der ganzen Nacht eine Verschanzung innerhalb der Bresche aufrichten, und beorderte nachher einige der tapfersten Ritter, nebst einer Anzahl auserlesener Soldaten, gegen den Kavalier der Feinde einen Versuch zu machen. Sie schlichen sich leise längs dem Fusse des Walles hin, bis sie am bestimmten Platze ankamen, und nun erhoben sie ein lautes Geschrei, und griffen die Wachen, welche Piali daselbst zurückgelassen hatte, mit solcher Wuth an, daß diese, in der Meinung, die ganze Besatzung wäre über sie hergefallen, ihre Posten verließen und in größter Eile nach dem Lager flohen.

Augenblicklich ward der Kavalier befestigt, eine Batterie von Kanonen auf denselben gepflanzt, und auf der dem Feinde zugekehrten Seite eine Brustwehr errichtet. So wurde die Bresche unzugänglich gemacht, der Stadt eine größere Sicherheit als vorhin verliehen, und eine Schanze, die zu ihrer Zerstörung hätte dienen sollen, in ein Blockwerk zu ihrer Vertheidigung verwandelt.

Jetzt hatte der Großmeister mehr Vertrauen als jemals, so lange aushalten zu können, bis die Spanier zum Entsatze herbeikämen. Nach der von Philipp dem zweiten und von seinem sizilianischen Vizekönig erhaltenen Versicherung, hatte er lange vorher schon auf ihre Ankunft gehofft, und den Letz-

tern mehrmals ernstlich ersucht, die Abfahrt der Truppen aus Messina zu beschleunigen. Das Betragen dieses Mannes war lange Zeit äusserst räthselhaft. Seine Verzögerung ermüdete die Geduld der Ritter, und sie und viele Andere argwöhnten, daß die Furcht, sich mit einem Admirale von so großem Rufe, als Piali, zu messen, die wahre Ursach derselben sey. Aber hernach sah man, daß der Vizekönig den, vom Madridter Hof erhaltenen, Befehlen völlig gemäß gehandelt hatte. Denn obgleich dem König die Erhaltung der Ritter aus den oben erwähnten Gründen nicht gleichgültig seyn konnte, und ob er ihnen gleich selbst die schmeichelhaftesten Versprechungen seines Beistandes vorgespiegelt hatte, so schien er doch anfangs entschlossen zu seyn, sich *ihrentwegen* keiner Gefahr auszusetzen, und, wo möglich, einen allgemeinen Krieg zu vermeiden.

Ein großmüthiger und dankbarer Fürst hätte ganz anders gegen einen Bundesgenossen gehandelt, der seinen Beistand so sehr verdiente, und wenn Großmuth oder Dankbarkeit die Triebfedern von Philipps Handlungsweise gewesen wären, so würde er bei dieser Gelegenheit wahrscheinlich die Ritter als seine eigenen Unterthanen betrachtet, und sich ihre Vertheidigung eben so zur Pflicht gemacht haben, als ob er sich als ihren Oberherrn angesehen hätte.

Aber Philipp fühlte die Gefahr nur in so fern, als sie die Ruhe seiner eignen Besitzungen bedrohte. Sein Vorsatz war, ihnen beizustehen, ehe er zugäbe, daß sie überwältigt würden; ihre Leiden und Müh-

seligkeiten hingegen rührten ihn sehr wenig, und er schien entschlossen, sie so lange sich selbst zu überlassen, als man vorhersehen konnte, daß sie Widerstand zu leisten vermöchten; denn auf diese Art würde er nicht allein seine ganze Macht zusammenbehalten, sondern auch den Vortheil haben, daß er die Türken erst dann angriffe, wenn sie durch die Arbeiten der Belagerung erschöpft wären.

Ohnerachtet der dringenden und wiederholten Vorstellungen des Großmeisters, blieb Philipp diesem Plane unabänderlich treu, und blieb es sogar länger, als es seinen eignen selbstsüchtigen Absichten angemessen war. Denn ohne die Unerschrockenheit und Tapferkeit der Besatzung, und ohne die Weisheit, Seelengröße und Wachsamkeit des Großmeisters, die alles unendlich weit übertrafen, was man mit Recht erwarten konnte, würde es zuverläßig einer solchen Handvoll Menschen ganz unmöglich gewesen seyn, so lange Zeit einer solchen Macht, und den gewaltigen Anstrengungen derselben Widerstand zu leisten. Schon allein der Tod des Großmeisters, dessen Leben einer immerwährenden Gefahr ausgesetzt war, würde, lange ehe noch Philipp seinem Vizekönig befahl, den Rittern eine thätige Unterstützung zu ertheilen, ihren Untergang entschieden haben; und in diesem Falle hätte er, da gewiß seine Besitzungen oder seine Flotte unmittelbar hernach angegriffen worden wären, wenig Ursache gehabt, mit den furchtsamen und unedeln Rathschlägen, denen er folgte, zufrieden zu seyn.

Wie man auch diesen Gegenstand beurtheilen

mag, so glaubte der Vizekönig, daß es ihm nicht erlaubt wäre, den wiederholten Vorstellungen des Großmeisters nachzugeben, bis die Arbeiten der Belagerer nachzulassen anfingen, und die türkische Macht von 45 bis auf 15 oder 16 tausend Mann geschmolzen war, von denen viele durch die ausgestandenen Mühseligkeiten aller Kräfte beraubt, und andre von einer ruhrartigen Krankheit, die mehrere Wochen unter ihnen gewüthet hatte, unthätig gemacht worden waren.

In dieser Lage der Sachen, da es wahrscheinlich war, daß die Ritter auch ohne Beistand die Türken zur Aufhebung der Belagerung genöthigt haben würden, ließ der Vizekönig dem Großmeister sagen, daß er jetzt solche Befehle von seinem König erhalten habe, die ihn in den Stand setzten, seine Anhänglichkeit an den Orden zu beweisen; daß er zwar nicht die Erlaubniß hätte, die türkische Flotte anzugreifen, aber daß er ihm augenblicklich ein tapferes Heer von Truppen überbringen wolle, — deren Befehlshaber — er selbst müsse nach Sizilien zurückkehren — seinen Befehlen so lange gänzlich unterworfen seyn sollten, bis der Feind vertrieben wäre.

Der Vizekönig, noch immer eines unnöthigen Aufschubs wegen verdächtig, erfüllte endlich sein Versprechen; am 7. September landeten 6000 Mann, unter Don Alvaro de Sandes und Ascanio de la Corna, auf demjenigen Theile der Insel, der am weitesten von den Türken entfernt war; die Flotte

aber kehrte unmittelbar hernach wieder nach Sizilien zurück.

Die türkischen Bassa's glaubten nach einer von ihren Spionen erhaltenen Nachricht, daß die Absicht des Vizekönigs dahin ginge, seine Truppen beim Schlosse St. Angelo ans Land zu setzen; um dieß zu verhindern, hatte Piali den Eingang des großen Hafens durch eine Reihe von Segelstangen, Pfählen und Böten versperrt, und sich mehrere Tage lang vor demselben vor Anker gelegt.

Jetzt wurde Mustapha durch die Botschaft, daß die Spanier gelandet wären und ihm entgegen rückten, in die fürchterlichste Bestürzung versetzt. Mit der Muthlosigkeit, welche der unglückliche Erfolg unter seinen Soldaten erzeugt hatte, nicht unbekannt, bildete er sich ein, daß er augenblicklich von einem überlegenen, aus den besten Truppen Spaniens bestehenden, Heere angegriffen werden würde. Ohne eine nähere Bestimmung der Anzahl desselben abzuwarten, hob er alsbald die Belagerung auf, zog seine Besatzung aus St. Elmo, und schiffte mit Zurücklassung alles schweren Geschützes die Truppen so eilfertig ein, als ob die Spanier mit überwiegender Macht ihm gegenüber gestanden hätten. Kaum war er am Bord, als ihm ein Ueberläufer aus dem spanischen Lager die Nachricht brachte, daß er mit 15 oder 16000 Mann vor einem Heere geflohen sey, das nicht stärker als 6000 wäre, keinen General an seiner Spitze hätte, und von Offizieren angeführt würde, die sich in einer gänzlichen Unabhängigkeit von

einander befänden. Niedergedrückt von Schaam und Aerger bei dieser Erzählung, würde er augenblicklich seine Leute wieder ausgeschifft haben, wenn er nicht gewußt hätte, daß er es, ohne Piali, Haskem, und die andern vornehmern Offiziere zu befragen, nicht unternehmen dürfe.

Während daß man über diesen Gegenstand zu Rathe ging, benutzte der Großmeister die ihm verstattete Zeit, so gut er nur konnte. Er beschäftigte alle Einwohner, Männer, Weiber und Kinder sowohl, als Soldaten, mit Ausfüllung der feindlichen Laufgräben und Zerstörung der Wälle, und warf ungesäumt eine Besatzung in das Fort St. Elmo, auf welchem die Türken jetzt von ihren Schiffen die Fahne des heil. Johannes eben da erblickten, wo vor Kurzem die des Mahomets gestanden hatte. Dieß bewies dem Bassa, wie viel neue Arbeit seiner wartete, falls er noch einmal zur Belagerung zurückkehren wollte; aber da er wegen seines übereilten Rückzugs gegen sich selbst aufgebracht war, und von dem Gedanken an die Aufnahme, die er mit Recht von Solimann zu erwarten hatte, nicht wenig beunruhigt wurde, so wünschte er seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen, und die Vorwürfe, welche sie ihm zugezogen hatte, durch einen glänzenden Sieg oder durch seinen Tod zu vernichten.

Piali, den aus Eifersucht über das Vertrauen, dessen Mustapha bei dem Sultan genoß, diese fehlgeschlagene Unternehmung nicht sehr kränkte, stellte in dem bei dieser Gelegenheit berufenen Kriegsrathe

vor, daß man die Truppen, die so muth- und kraftlos wären, einem gewissen Untergange aussetzen würde, wenn man sie gegen den Feind führen, oder die Belagerung wieder anfangen wollte. Aber die Mehrheit der Versammlung war einer andern Meinung, und so wurde beschlossen, das Heer unverzüglich ans Land zu setzen, und mit demselben gerade auf die Spanier loszugehen.

Die türkischen Soldaten beschwerten sich über diesen unerwarteten Entschluß, nnd gehorchten dem Befehle, wieder auszuschiffen, mit vielem Widerwillen, so daß die Offiziere sich genöthigt sahen, bei einigen Drohung, und bei andern sogar Gewalt anzuwenden. Endlich war die bestimmte Anzahl ans Ufer gebracht worden, und Mustapha stellte sich an die Spitze derselben, um den Feind aufzusuchen. Der Großmeister hatte nicht unterlassen, von ihren Bewegungen zur rechten Zeit die spanischen Befehlshaber zu benachrichtigen, welche sich mit dem kleinen Heere auf einem steilen Hügel verschanzt hatten, den die Türken beinahe unzugänglich gefunden haben würden. Die Meinung einiger der vornehmern Offiziere ging dahin, daß sie den Vortheil ihrer Lage benutzen, und auf diesem Posten sich vertheidigen sollten. Aber mit Unwillen verwarf der kühne, unternehmende Sandes, nebst dem größten Theile der spanischen Offiziere, diesen Vorschlag; die Truppen wurden aus den Verschanzungen geführt, um im offenen Felde mit den Feinden zu kämpfen. Dieser mehr vom Glücke begünstigte, als wohl überdachte Entschluß, vermehrte die Muthlosigkeit der Türken,

und erleichterte ihre Niederlage. Gegen ihre Neigung auf das Schlachtfeld geschleppt, und von den Spaniern, von vorne sowohl als von der Seite, mit der größten Wuth angegriffen, fochten sie kaum, sondern nahmen, durch ein plötzliches Schrecken betäubt, in der größten Bestürzung die Flucht.

Mustapha, niedergedrückt und wüthend über dies kleinmüthige Betragen seiner Truppen, wurde von dem heftigen Strome der Fliehenden fortgerissen. Er fiel zweimal vom Pferde, und würde gefangen worden seyn, wenn ihn seine Offiziere nicht befreit hätten. Die Spanier verfolgten sie sehr rasch, bis sie an die Seeküste kamen. Hier hielt Piali seine Kähne in Bereitschaft, um die Flüchtigen aufzunehmen, denen mehrere mit Musketieren besetzte Schaluppen das Fortkommen erleichterten. Ohne diese Vorsicht hätten sie alle umkommen müssen, und selbst mit dem Schutze, den ihnen dieselbe gewährte, belief sich die Zahl der Getödteten auf 2000, während die Sieger kaum 14 Mann verloren.

So endete sich, nach einer viermonatlichen Dauer, die Belagerung von Malta, die durch jene erstannenswürdigen Beweise der heldenmüthigsten Tapferkeit, durch welche die an Zahl so schwachen Ritter im Stande waren, den kraftvollen Versuch zu vereiteln, den der mächtigste Monarch des Erdbodens gegen ihre Freiheit machte, ewig merkwürdig bleiben wird. Die Nachricht von ihrer Befreiung verursachte unter den christlichen Mächten eine allgemeine Freude, und der Name des Großmeisters erregte überall die größte

Bewunderung und den lautesten Beifall. Von allen Orten her wünschte man ihm Glück, und in verschiedenen Ländern wurden wegen dieses Erfolges öffentliche Freudenfeste angestellt.

Der König von Spanien, dem die rühmliche Vertheidigung, zu der la Valette so viel beigetragen hatte, größere Vortheile, als jedem andern, verschaffte, ließ ihm, zum Zeichen seiner Achtung, durch einen eigenen Gesandten ein Schwert und einen Dolch überreichen, dessen Gefäße von geschlagenem Golde und mit Diamanten besetzt waren, und machte sich verbindlich, ihm zur Wiederherstellung der durchaus beschädigten Festungswerke jährlich eine Summe Geldes zu bezahlen.

Wirklich sahen diese nach aufgehobener Belagerung gerade so aus, als ob sie mit Sturm eingenommen worden wären. Am meisten hatte die damalige Stadt, die Burg, gelitten, in welcher man, die Besatzung des Forts St. Michael mitgerechnet, nur noch 600 streitbare Männer zählte. Der Orden vermißte 200 der tapfersten Ritter, und von den Einwohnern und Soldaten waren beinahe 8000 durch das Schwert der Feinde umgekommen, die ihrerseits wenigstens 30,000 Mann verloren hatten. Solimann verheimlichte seinen nagenden Kummer, und ließ öffentlich bekannt machen, daß sein Bassa Malta erobert, die sämmtlichen Ritter getödtet, und, um nicht eine Besatzung auf diesem unfruchtbaren Felsen zurück zu lassen, alle Festungswerke geschleift habe.

Das Kapitel nannte durch einen allgemeinen

Beschluß die neue Stadt, welche man im folgenden Jahre (1566) auf derjenigen Erdzunge zu erbauen anfing, die den großen Hafen von dem Hafen Marsa Muscintro trennt, und an deren Spitze sich das Fort St. Elmo befindet, aus Dankbarkeit gegen den Großmeister, nach seinem Namen, Valette.

IV.

Die

Erhabenheit des Menschen

über

den Wechsel der Dinge.

Graf von Strafford.

Dieser achtungswürdige Mann ist als die letzte Stütze des königlichen Ansehens unter der unruhigen Regierung Karls I. von England zu betrachten. In ihm erblickt die Nachwelt einen jener Helden, die in der festen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihres Opfers ihr Leben für das Vaterland und ihren Regenten hingaben.

Das Feuer der Zwietracht zwischen England und Schottland, das unter Jakobs schwacher Regierung in der Asche glimmte, war unter seinem Sohne in lichte Flammen ausgebrochen.

Nicht ohne große Schwierigkeiten, und nur durch die Vorschüsse seiner eignen Hofleute, war Karl im Stande ein Heer von 21000 Mann zusammen zu bringen, das unter dem Oberbefehl des Grafen von Northumberland sich sogleich in Marsch setzte. Und hier trat der Graf von Strafford zuerst als Mann der Nation auf, und seine Existenz ward von nun an für das Volk und den Regenten, um den er sich insonderheit unsterbliche Verdienste erwarb, von großer Bedeutung. — Wir wollen den edeln Märtirer von hier aus, auf der Bahn seiner öffentlichen Wirksam-

keit, bis zu seinem schönen Tode begleiten, und ihm in den Annalen menschlicher Größe ein verdientes Denkmal errichten, das jeder Patriot, jeder Freund der Gerechtigkeit, als eine Huldigung dem verkannten Verdienste dargebracht, nicht ohne Theilnahme vorbeigehen wird.

Das zahlreichere Heer der Schotten stand bereits an den Gränzen von England; allein ohngeachtet ihrer sichtbaren Ueberlegenheit, war ihre Sprache noch immer unterwürfig genug. Sie erklärten, daß sie nur deßhalb in England eingerückt wären, um Zutritt zu ihrem Monarchen zu erhalten, und ihm ihre Bitten zu Füßen zu legen. Allein sie behaupteten diese Mäßigung nicht lange; denn als der Lord Conwai, der als General der Reuterei mit 4000 Mann an der Tine stand, ihnen den Uebergang über diesen Fluß verweigerte, griffen sie ihn mit großer Lebhaftigkeit an, tödteten eine beträchtliche Menge seiner Soldaten und schlugen die übrigen in die Flucht. Dieser unerwartete Vortheil der Schotten jagte den Engländern einen so gewaltigen Schrecken ein, daß die Truppen, die bei Newcastle standen, mit geflügelter Eile bis Durham flohen, und weil sie sich auch hier nicht sicher genug glaubten, sich bis Yorkshire zurückzogen. Ohne die geringste Gewaltthätigkeit zu brauchen, setzten sich die Schotten sofort in den Besitz von Newcastle. Unter ihren Truppen herrschte die strengste Disciplin; sie bezahlten alle Lebensmittel, die sie in England aufnahmen, und sandten Abgeordnete an den König, der gleichfalls in York angekommen war, um die Versicherung ihrer Unterwürfigkeit zu erneuern, und sich wegen der gewaltsa-

men Maasregeln, zu deren Ergreifung sie unvermeidlich genöthiget worden wären, zu rechtfertigen. So sehr auch Karl die Kränkung fühlte, die in dieser heuchlerischen Demüthigung lag; so wenig erlaubte ihm die Lage der Umstände für jetzt sich deßhalb zu rächen. Bei der allgemeinen Muthlosigkeit der Armee, bei dem aufs höchste gestiegenen Mißvergnügen der Nation, bei dem gänzlichen Mangel an Hilfsmitteln, schlug der König eine Unterhandlung vor, und ernannte 16 englische Lords, die mit den schottischen Bevollmächtigten zu Rippon eine Zusammenkunft halten, und wo möglich eine gütliche Ausgleichung vermitteln sollten. Alles, was man damit gewann, war ein Waffenstillstand, während dessen den Schotten bis zu ihrer Rückkehr täglich 850 Pfund zu ihrem Unterhalt angewiesen wurden.

Mit Unwillen vernahm der Graf von Strafford, der dem Grafen von Northumberland in der Oberbefehlshaberstelle bei der Armee gefolgt war, den Erfolg der Unterhandlungen, und ermahnte den König, in festem Vertrauen auf seinen Muth und auf das Glück der englischen Waffen, die Entscheidung der Sache lieber auf den Ausgang eines Treffens ankommen zu lassen, als sich den entehrenden Bedingungen zu unterwerfen, die ihm seine schottischen Unterthanen ohne Zweifel vorschreiben würden.

„Und den schlimmsten Fall angenommen, setzte der Graf hinzu, Ew. Majestät würden geschlagen; so können die Folgen davon nicht ärger seyn, als das, was unvermeidlich aus Ihrer Unthätigkeit entstehen muß."

Dieses reifere Urtheil war das Resultat des alles

umfassenden Scharfblicks, der, durch eine lange Reihe von Jahren geübt, einem aufmerksamen Beobachter der menschlichen Ereignisse, wie Strafford, die ungewisse Zukunft entschleiert. Indessen blieb dieser Rath unbeachtet, und der König, der nicht Muth genug besaß, bei dem immer höher steigenden Mißvergnügen, das seit mehr als 30 Jahren in England mit jedem Tage sich mehrte, sich dem reissenden Strom entgegen zu stellen, entschloß sich der Gewalt zu weichen, und berief, dem Wunsche seiner Unterthanen gemäß, ein Parlament zusammen. Karl ahnete zwar die übertriebenen Forderungen, die man an ihn machen würde; allein darauf war er nicht vorbereitet, daß man, gleich bei Eröffnung des Parlaments, ihn auf der empfindlichsten Seite kränken, und seinem Ansehen in der Person seines treuesten Dieners, des Grafen von Strafford, einen tödtlichen Streich versetzen würde.

Der Einfluß dieses Mannes auf den Monarchen, und seine ungemeinen Geisteskräfte, gaben ihm das Ansehen eines ersten Ministers, und machten ihn zum verhaßten Gegenstand der Verfolgung und des Neides. Strafford kannte die Vorurtheile nur zu wohl, welche das Volk gegen ihn hegte, und äusserte deßwegen den Wunsch, vom Parlamente zurückbleiben zu dürfen, indem er den König bat, ihn entweder nach Irland zurückgehen, oder ihm das Oberkommando der Armee in Yorkshire zu lassen. Allein Karl, der seines Raths in dieser kritischen Lage durchaus nicht entbehren konnte, versicherte ihm, im Vertrauen auf seine, bereits gesunkene Macht, daß

das Parlament ihm nicht die geringste Beleidigung zufügen solle.

Aus Liebe zu seinem Regenten, im Gefühl seiner Pflicht, Blut und Leben für das Interesse seines Herrn zu wagen, schickte sich der Graf zur Abreise an. Kaum war seine Ankunft bekannt worden, als man schon den verabredeten Angriff auf ihn versuchte.

Pim, eines von den angesehenern Mitgliedern des Parlaments, trat auf, setzte in einer langen Rede alle die Bedrückungen aus einander, unter denen die Nation seufzte, und schloß mit der Behauptung, daß ein längst angelegter Plan im Werke sey, der den Umsturz der jetzigen Staatsverfassung und die Vernichtung der alten Reichsgesetze betreffe.

„Wenn wir der Quelle nachspüren, setzte er hinzu, aus welcher dieser hochverrätherische Plan hervorgeht, so finden wir zwar eine Menge selbstsüchtiger Projektmacher und Rathgeber, aber keinen, der in seinen verdammenswerthen Grundsätzen so weit ginge, als der Graf von Strafford, ein Mann, der einst als ein Mitglied dieser ehrwürdigen Versammlung der eifrigste Beschützer der Volksfreiheit und der standhafteste Vertheidiger der Gesetze war. Aber schon seit langer Zeit hat er diese guten Gesinnungen abgelegt, ist ein Abtrünniger, ein Feind des Vaterlandes, und der thätigste Beförderer der Tyrannei geworden.“ —

Hotham und Clotworth unterstützten Pims grundlose Beschuldigungen mit solchem Eifer, daß die Abtrünnigkeit des Grafen den Häuptern des Volks als

ein Verbrechen erscheinen mußte, das nur mit seinem Blute abgebüßt werden könne. Man faßte daher mit allgemeiner Beistimmung den Entschluß, den Statthalter von Irland des Hochverraths anzuklagen, und Pim bekam den Auftrag, die Anklage im Oberhause vorzubringen. Man hatte den rechten Mann gewählt; denn Pim entledigte sich seines Auftrags so gut, daß Strafford sogleich bei seiner Erscheinung im Oberhause, ohne daß man ihn zum Worte kommen ließ, ins Gefängniß abgeführt wurde. Dieses ungerechte Verfahren zeigte dem Minister zu deutlich, daß Privathaß und Rachsucht die Triebfedern desselben wären, und er konnte mit Gewißheit darauf rechnen, daß seine Unterdrücker nichts unversucht lassen würden, ihn wo möglich ganz zu vernichten. Sein ausgezeichneter Ruf, seine tiefe Einsicht, und der Einfluß, den er sich dadurch auf den König verschafft hatte, waren in den Augen seiner Feinde hinreichend, seinen Untergang als das einzige Mittel zu betrachten, das ihre fernern Unternehmungen gegen die Krone sicher stellen könnte.

Die Klage gegen Strafford ward daher mit der größten Hitze fortgesetzt. Gleich nach seiner Gefangennehmung wählte das Haus der Gemeinen eine Comittee von 13 Personen, welche die rechtliche Klage gegen ihn einleiten sollten; ihnen wurden einige Pairs zugeordnet, und diesen die Vollmacht ertheilt, jedes Mittel sorgfältig anzuwenden, das auf die vorliegende Untersuchung Beziehung habe.

Bei einer so strengen Inquisition, die von erbitterten und von Privathaß entzündeten Gegnern geführt wurde, war es nicht wohl denkbar, daß man

nicht Veranlassungen und Gründe, — wenn sie auch nur scheinbar gewesen wären — zu Beschwerden gegen einen Mann hätte auffinden sollen, durch dessen Hände die verschiedensten und wichtigsten Staatsangelegenheiten gegangen waren.

Und dennoch fand man gegen den Statthalter nichts, was ihn nur einigermassen des Hochverraths verdächtig machen konnte: denn gerade dieß Verbrechen ist in den brittischen Gesetzen mit der möglichsten Genauigkeit bezeichnet, um die Unterthanen gegen die Eigenmacht des Regenten und die Gewaltthätigkeit der Minister in Sicherheit zu setzen. Da dieß den Gemeinen nicht unbekannt war; so suchten sie der Klage eine andere Wendung zu geben, und beschuldigten den Gefangenen des Versuchs, die Grundgesetze des Reichs umzustürzen. Da dieser Art von Vergehungen in keiner der Verordnungen gegen den Hochverrath gedacht wird, so suchten sie die Thatsachen, die gegen Strafford zeugen sollten, so anzuhäufen und so künstlich in einander zu verflechten, daß selbst die unschuldigsten Handlungen in dieser Zusammenstellung das Ansehen von Verbrechen erhielten, und den Urheber derselben der strengsten Ahndung aussetzten.

„Dem Könige und dem Parlamente, sagten sie, kommt es zu, zu bestimmen, was Hochverrath sey, und diesem Befugnisse gemäß, sehen wir uns genöthiget, dem Grafen von Strafford verrätherische Absichten gegen die Regierung beizumessen.“

Strafford vertheidigte sich standhaft und mit ungemeiner Geschicklichkeit.

Zuerst beantwortete er jeden Artikel der gegen ihn erhobenen Klage einzeln; dann faßte er das Resultat und widerlegte die Beschuldigung des Hochverraths mit der einfachen kraftvollen Beredsamkeit, welche der gedrängten Unschuld zu Gebote steht.

Es ist der Mühe werth, diese Vertheidigung in einem Auszuge mitzutheilen, da sie den edlen Charakter Straffords so deutlich zu erkennen giebt.

„Wo war die Art der Vergehung, die man mir andichtet, — so sagte der bitter beleidigte Mann unter andern, — wo war sie bisher verborgen? Wie tief lag die Flamme versteckt, daß bis jetzt nicht einmal ein leichter Rauch von ihr aufsteigen konnte, bis sie auf einmal verheerend hervorbricht, mich und meine Kinder zu verzehren? — Besser ist es, ohne Gesetze leben, und sich nach Maasgabe der Klugheit in die eigenmächtige Willkühr des Regenten fügen, als sich einbilden, es seyen bestimmte Gesetze vorhanden, indeß man bald inne wird, daß das Gesetz uns richtet, ehe es bekannt gemacht ist, und nach Maximen verfährt, die man nur in dem Augenblicke der Bestrafung kennen lernt. — Wenn mein Schiff an einem Anker zerschmettert wird, so muß der mich entschädigen, der unbesonnen den Anker ausgeworfen hat, ohne einen warnenden Ankerpfahl dabei zu setzen. — Wo waren die Merkmale, an denen ich jenes Verbrechen entdecken sollte? wo der warnende Pfahl? ich segelte ruhig und unbesorgt fort, und unter dem Wasser lag der Anker, der mein Fahrzeug zerschellte. Keine menschliche Klugheit, keine Unschuld konnte mich die Gefahr vermeiden lehren, die ich nicht ahnete, kein Witz und kein Scharfsinn mich

von dem Untergange retten, der unbemerkt über mich hereintrat, dem ein willkührlich bestimmtes Verbrechen, das lediglich der Kabale sein Daseyn verdankt, mich entgegen treibt."

„Mylords, wollt ihr wahrhafte Patrioten seyn, so erschweret den Ministern des Staats ihre Bemühungen nicht, setzt sie nicht außer Stand, dem König und dem Vaterlande mit theilnehmendem Herzen zu dienen. Wenn ihr sie im Gegentheil, wegen jeder ihrer unbedeutenden Handlungen zur Verantwortung ziehet, jedes, auch das kleinste Versehen von ihrer Seite mit schwerer Strafe belegt, so wird sich künftig kein Mann von Ehre und Einsicht einer Last unterziehen, die ihn zum Sklaven herabwürdiget, indem sie seine freie Wirksamkeit hemmt; alle Patrioten werden sich zurückziehen, und die öffentlichen Angelegenheiten werden öde liegen, wie ein unbebauter Acker, auf dem das Unkraut mit üppigem Wuchs aufschießt und alles Mark des tragbaren Erdreichs aussaugt." —

„Mylords! ich bin Euch durch diese meine Vertheidigung länger, als es das Bewußtseyn meiner Unschuld gestattete, beschwerlich gefallen; auch würde ich es in Rücksicht auf mich selbst nimmer gethan haben; aber diese theuren Pfänder, die mir meine unvergeßliche, nun vollendete Gattin hinterlassen" — hier erstickte der Schmerz seine Stimme, ein Strom von Thränen entstürzte ihm, er zeigte mit stummer Rührung auf seine Kinder, die in der Nähe standen. Endlich ermannte er sich wieder und fuhr fort.

„Für mich habe ich nichts zu fürchten; aber für das Schicksal dieser Unmündigen. Verzeiht der

Schwachheit des zärtlichen Vaterherzens! — dieß verwundet mein Inneres. Ich hätte Euch noch manches zu sagen, aber ich mag auch den Schein nicht haben, diejenigen durch Worte bestechen zu wollen, die mein Verfahren mit Gerechtigkeit richten sollen."

„Mich fesselt keine thörichte Eitelkeit an dieses Leben, das nur in Bezug auf meine künftige Fortdauer einen Werth für mich haben kann. In dieser Seelenstimmung, meine Herren! sehe ich mit Gleichmuth und Geistesruhe dem Richterspruch entgegen, dem ich mich freiwillig unterziehe; und möge Euer Urtheil Leben oder Tod verhängen, ich werfe mich voll Demuth und Vertrauen in die Arme dessen, den ich als den Urheber meines Daseyns und als den Leiter meiner Schicksale verehre." — —

Es kann nicht unwichtig seyn, das Urtheil eines Mannes hier anzuführen, der selbst an der Spitze jener Comittee stand, deren Rechtsspruch die Klage gegen Strafford unterworfen war. „In Wahrheit, sagt Whitlocke, nie hat ein Mann seine Rolle auf dem großen Schauplatze der öffentlichen Geschäfte mit mehr Weisheit und Standhaftigkeit gespielt, nie ein Angeklagter seine Vertheidigung mit mehr Ueberlegung und Mäßigung, mit mehr Beredsamkeit und Würde in Ton und Geberden geführt, als dieser vortreffliche Staatsmann." —

Achtzehn Tage dauerte die Anklage und Vertheidigung, und Strafford betrug sich während dieser Zeit mit so viel Bescheidenheit und gesetztem Muthe, daß die Gemeinen es trotz ihrer Ueberlegenheit unmöglich gefunden haben würden, ihm das Verdammungsurtheil zu sprechen, wenn die Lords nicht durch

den wüthenden Pöbel wären in Schrecken gesetzt worden. Mit jedem Tage verbreitete sich das Gerücht von neuen Verschwörungen; ja, es kam zum offenbaren Volksaufstand. Fast 6000 Mann mit Schwertern bewaffnet, strömten zusammen und droheten die Häuser des Parlaments zu stürmen. Wenn einer von den Mitgliedern des Oberhauses sich sehen ließ; so erscholl das Geschrei um Gerechtigkeit gegen Strafford in seine Ohren; gegen die, die man für Freunde des verhafteten Ministers ansah, stieß man harte Drohungen aus, die mit den Zeichen der wüthendsten Erbitterung begleitet waren. Fast die Hälfte der Lords, welche diesem wichtigen Verhör gewöhnlich beigewohnt hatten, entfernten sich absichtlich, da die Ueberführungsbill durchging, und 19 von den noch gegenwärtigen 45 hatten den Muth dagegen zu stimmen. — Beweis genug, daß, wenn keine dringende Gefahr vorhanden gewesen wäre, sie mit einer großen Stimmenmehrheit würde verworfen worden seyn.

Kaum hatte der Pöbel die gewünschte Wirkung seines Ungestümms bemerkt, als er, um die Genehmigung des Königs zu erzwingen, augenblicklich in großen Haufen auf Whitehall zuströmte, und unter lautem Geschrei und heftigen Drohungen gegen den Regenten, Gerechtigkeit gegen den Minister forderte. Neue Gerüchte von Komplotts gegen das Parlament erregten die Besorgniß offenbarer Angriffe: der Aufruhr schien unter der Asche zu glimmen, und diese Stimmung der Gemüther versetzte die ganze Nation in solche Gährung, daß eine große und plötzliche Empörung zu befürchten stand. Der schwache Monarch fand nirgends einen Ausweg; nirgends, wohin

er sich wenden mochte, war Sicherheit für ihn und das Reich, als in der unbedingten Unterwerfung in den Willen des ungestümmen Pöbels. Die Höflinge, die mehr auf ihre persönliche Sicherheit, als auf die Ehre und das Interesse ihres Herrn sahen, riethen ihm die Bill zu genehmigen; die Richter, die er nochmals um ihr Urtheil befragte, erklärten sie für gesetzmäßig; und die Königinn, die durch den Anschein der schrecklichen Gefahr, der sich die königliche Familie aussetzte, wenn sie den Grafen in Schutz nahm, in die größte Angst gerieth, bestand mit einer gewissen Heftigkeit auf seinem Tod. Der einzige Mann, der in dieser drängenden Lage Rechtschaffenheit und Muth genug besaß, seinem Herrn einen Rath zu ertheilen, der der Würde eines Monarchen angemessen war, war der Bischof von Jupom; er rieth ihm, die Bill schlechterdings nicht zu genehmigen, wenn er in seinem Herzen den Gefangenen für schuldlos halte. Und in der That war Karl im vorliegenden Falle, ohne sich dadurch, daß er sein Privaturtheil dem Parlamentsschluß entgegen setzte, einer Anmaßung schuldig zu machen, der kompetenteste Richter über Straffords Verhalten; da er doch wissen mußte, ob der Minister ihm den Umsturz der Konstitution angerathen, oder seine Befehle als General überschritten habe. —

Während nun der schwache Monarch, von Angst und Ungewißheit umhergetrieben, zwischen Pflicht und Drang der Umstände unentschlossen hin und her wankte, erhielt er einen Brief von Strafford, in welchem dieser ihm offen erklärte, daß er zum Besten des Ganzen bereit sey, der öffentlichen Ruhe

sein Leben zum Opfer zu bringen, und ihn inständig bat, das tobende Volk durch die Genehmigung der Bill zu besänftigen. Der Brief ist zu merkwürdig, als daß wir nicht wenigstens den Schluß desselben hersetzen sollten.

„Sollte sich auch Ihr Gerechtigkeitsgefühl, sagte der edelmüthige Freund seines Monarchen, gegen diesen Schritt empören; so muß Sie meine eigene Einwilligung vor Gott und Ihrem Gewissen rechtfertigen. Darf der über Unrecht klagen, dem man den Willen thut? Noch mehr, Sire, rauben Sie mir die süße Genugthuung nicht, die in dem Bewußtseyn liegt, sich für den Staat aufzuopfern und seinen Mitbürgern, die des Lebenden Wirksamkeit verschmähen, durch seinen Tod zu nützen. Ihnen, Sire, bin ich zu diesem Opfer durch die dankbare Erinnerung an Ihre unbegränzte Huld gegen mich verpflichtet."

„Aus dem Tower am 10. Mai 1641."

Karl, überzeugt von dem edelmüthigen Benehmen Straffords, hatte doch nicht Muth genug, den redlichen Diener und Freund zu schützen. Er ernannte Abgeordnete, und ertheilte ihnen die Macht, die Verurtheilungsbill wider den Grafen von Strafford zu genehmigen. Der Inhalt war: „daß der unglückliche Graf, als des Verbrechens der beleidigten Majestät beschuldigt und überwiesen, die Strafe erleiden sollte, welche die Gesetze auf solchen Fall verordnet hätten."

Am Tage vor seinem Tode bat Strafford den Lieutenant vom Tower um die Erlaubniß, seinen Freund, den Erzbischof Laud von Canterbury, spre-

chen zu dürfen. Der Lieutenant antwortete ihm aber, er könne dieses ohne ausdrücklichen Befehl des Parlaments nicht gestatten. Der Graf ersuchte daher den Erzbischof von Armagh, den er, um das heilige Abendmahl von ihm zu empfangen, hatte zu sich rufen lassen, daß er in seinem Namen zum Erzbischof Laud gehen und ihm sagen möchte, er bitte ihn um den Beistand seines Gebets, um seinen Segen, wenn er morgen zum Richtplatz gehe, und um den Trost, ihn noch am Fenster zu sehen, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen.

„Meine Pflicht und mein Gewissen," antwortete der Erzbischof von Canterburi, „erfordern von mir ohnehin die beiden ersten Stücke, um die mich ein Freund bittet, der im Begriffe steht, zu sterben; aber ich weiß nicht, ob mir mein Kummer und mein kränklicher Zustand gestatten werden, ihn bei einer so traurigen Trennung noch zu sehen und zu sprechen."

Es war der 12. Mai, ein schöner Frühlingstag, als Strafford vom Leben schied. Die Sonne stand schon hoch, als der Lieutenant dem Grafen sagte, seine Lebenszeit sey nun zu Ende; er möchte in einer Kutsche nach dem Schaffott, welches man auf dem freien Platze vor dem Tower errichtet hatte, hinfahren. „Denn ich stehe in Sorgen, Mylord," setzte der Offizier hinzu, „daß das erbitterte Volk über Sie herfällt, und Sie in Stücke zerreißt."

„Verrichten Sie Ihr Amt," erwiederte der Graf, „ich fürchte mich weder vor dem Tode noch vor dem Volke; mir liegt wenig daran, ob ich durch

die Hand des Scharfrichters oder durch die Wuth des Pöbels mein Leben verliere."

Nicht wie ein zum Tode Verurtheilter, sondern wie ein ruhmgekrönter Befehlshaber eines Kriegsheeres, der zum gewissen Sieg anrückt, machte Graf Strafford seinen letzten Gang zum Richtplatz. Das Volk konnte ihn, seines wüthenden Hasses ohngeachtet, nicht ohne Ehrfurcht ansehen. Als er vor dem Fenster des Erzbischofs von Canterburi vorbeiging, machte er diesem eine tiefe Verbeugung, und rief ihm zu: „Beten Sie für mich, Mylord, und ertheilen Sie mir Ihren Segen." Der Erzbischof sah zu dem Fenster heraus, hob die Hände empor, sprach einige Worte, und sank ohnmächtig nieder. „Leben Sie wohl, Mylord!" setzte Strafford hinzu, „Gott sey Retter Ihrer Unschuld!"

Als er auf dem Richtplatz ankam, hielt er an das Volk eine Anrede, worin er sagte:

„Ich komme hieher, die Schuld der Natur zu bezahlen; das haben alle unsere Vorfahren gethan, und unsere Nachkommen werden es zu ihrer Zeit auch thun. Der Tod ist der Weg alles Fleisches, er ist das Landrecht des ganzen Erdkreises. Ueber ein Schicksal, das jedem bevorsteht, hat Niemand Ursache sich zu beklagen. Wahr ist's, ich sterbe keines natürlichen Todes, sondern lasse mein Leben zu folge eines Urtheils der Stände: aber dem unterwerfe ich mich willig; ich lehne ihren Ausspruch nicht ab, und vergebe mit aufrichtigem Herzen allen, die ihre Stimme zu meiner Verurtheilung gegeben haben. Denn der Tod wird auch mich in das Leben der Seligen versetzen, welches ewig dauert."

„Ja, ich vergebe ihnen mit willigem Herzen, und wünsche nur, daß mir alle diejenigen, die ich etwa beleidigt habe, eben so aufrichtig vergeben, wie ich denen vergebe, die mich beleidigt haben. — Ich trage kein Bedenken, zu sagen, und dieß bezeugt mir mein Gewissen, daß ich mir seit der Zeit, da ich die Ehre gehabt, dem Könige zu dienen, niemals das Mindeste weiter zum Ziele gesetzt habe, als die Glückseligkeit des Königs nebst dem Wohlbefinden seiner Unterthanen, welches beides ich für unzertrennlich halte. Ist zu meinem Unglücke mein Handeln anders beurtheilt worden, so ist dieses das Schicksal derer, die dem Volke dienen."

„Mag mein Blut immerhin vergossen werden; mir ist es genug, daß mein theuerster Beherrscher es hat verschont wissen wollen. Der Verlust eines Lebens, das er zu sparen wünschte, kann mich so sehr nicht dauern; und da Er für würdig mich geschätzt hat zu leben, so finde ich keine Bitterkeit mehr im Tode. Der Himmel vergelte ihm die Gnade, die Er mir erwiesen! und möchte Er doch an jenem großen Tage, an welchem Gott das Gericht über Lebende und Todte halten wird, reichlich Barmherzigkeit finden!"

„Endlich bitte ich alle Anwesenden, für mich zu beten, daß Gott die Gnade haben wolle, meinen Glauben zu stärken, und mich in dem Vertrauen auf das Verdienst seines Sohnes zu erhalten, der mich nun bald, wie ich hoffe, in seinen Schoos aufnehmen wird. Ich wünsche, daß wir uns im ewigen Leben wieder finden, wo alle Thränen von unsern Augen, und alle böse Gedanken aus unsern Herzen entfernt

seyn werden; und hiermit sage ich Euch Allen das letzte Lebewohl!"

Hierauf nahm er seinen Bruder, den Ritter George Wentworth, bei der Hand, empfahl ihm seine Gemahlin und seine Kinder, er möchte sie noch seiner zärtlichen Gesinnungen versichern, und ihnen seinen letzten Segen ertheilen, besonders seinem kleinsten Kinde, das noch nicht Gutes und Böses unterscheiden könne. Er drückte ihn hierauf fest an seine Brust, mit dem Ausrufe: „Nun müssen wir uns trennen!"

Er kniete sodann nieder, und betete in der Stille. Nach dessen Endigung legte er seinen Mantel ab und zog sein Wammes aus; alle Zuschauer bemerkten, daß er dieses mit eben der Gelassenheit und Gemüthsruhe that, wie er es zu thun gewohnt war, wenn er sich zu Bette legte. Nachdem er seine Haare selbst unter seine Mütze gesteckt hatte, gab er dem Scharfrichter die Erinnerung, wann er ihm mit der Hand das Zeichen geben würde, sollte er sein Geschäft vollziehen. Er legte sich nun, ohne das mindeste Schrecken blicken zu lassen, zweimal auf dem Blocke zurechte, und fragte den Scharfrichter, ob er so recht läge? Der unerschrockene Graf gab das Zeichen, und sein Kopf fiel! —

Heinrich II. Herzog von Montmorenci.

Unter den Großen, welche ihren Glückswechsel mit erhabenem Muthe ertrugen, verdient allerdings

der Herzog von Montmorenci eine Stelle. Er war ein Abkömmling von vier Reichsfeldherren und sechs Marschällen, und Pathe vom Könige Heinrich dem Vierten; er selbst erwarb sich durch sein liebenswürdiges Betragen und seine ausgezeichnete Tapferkeit die Würde eines Admirals und Marschalls von Frankreich. Schon in seinem 37ten Lebensjahre erfolgte sein Sturz, weil er sich in die Empörung Gastons, des Bruders von Ludwig dem Dreizehnten, eingelassen, und in dem Treffen bei Castelnaudari (am 1ten Sept. 1632), nachdem er Wunder der Tapferkeit gethan hatte, mit den Waffen in der Hand war gefangen genommen worden. Es giebt auch kein fühlendes Herz, das nicht, bei Erwähnung des tragischen Endes eines so angesehenen Mannes, noch mehr über die Strenge Ludwigs des Dreizehnten und über die Unbarmherzigkeit des Kardinals von Richelieu, als über die Fehler des Marschalls erstaunte. Wir wollen uns bemühen, diese große Seele zu schildern, und zwar hauptsächlich nach den umständlichen Nachrichten, die wir in der Geschichte des Hauses Montmorenci aufgezeichnet finden; einem Werke, das mit der Wahrheit und Auswahl von interessanten Zügen geschrieben ist, die für den Beifall solcher Schriften bürgen.

Der Marschall hatte im Treffen siebenzehn, zum Theil gefährliche, Wunden bekommen. Nachdem er also, um vom Tode nicht übereilt zu werden, noch auf dem Schlachtfelde gebeichtet hatte, ward er zuförderst nach Castelnaudari gebracht. Als ihn die Einwohner dieses Ortes, auf einem Leiterwagen liegend, mit Mänteln und Stroh bedeckt, blaß, ver-

unstaltet, mit den Schatten des Todes umgeben, in ihre Stadt kommen sahen, konnten sie sich der Thränen und des lauten Jammergeschreies über das Schicksal des großen Mannes nicht enthalten.

Sobald der Kardinal Richelieu die Nachricht von der Gefangennehmung des Marschalls erhalten hatte, that er alles Mögliche, den König unbeweglich in dem Entschlusse zu machen, daß er ihm keine Gnade wiederfahren ließe. Ludwig stand in der That, sagt man, bei sich selbst an, als ihn ein ziemlich seltsamer Umstand, dessen aber die Geschichtschreiber nicht gedenken, vollends zum Entschlusse brachte. „Der Kardinal, „sagt der Schriftsteller, den wir bereits angeführt haben," machte eine Entdeckung, die seiner Absicht weit besser zu Statten kam, als seine Beredsamkeit. Man erzählt nämlich, der Herzog hätte in dem Treffen bei Castelnaudari ein diamantenes Armband, woran sich das Portrait der Königin befunden habe, am Arme getragen. Der Intendant der königlichen Armee, Herr von Belliere, sey zwar, sobald er dieses wahrgenommen habe, zu dem Marschall gegangen, und habe das Portrait vom Armbande abgelöst; aber so vorsichtig er auch hiebei zu Werke gegangen, so habe er doch diese großmüthige Handlung nicht vor einem Spione des Kardinals verbergen können, der sogleich dem Könige hiervon Bericht erstattet hätte. Man will behaupten, dieser Umstand habe das Meiste beigetragen, Ludwig den Dreizehnten gegen alle Bitten und Thränen von ganz Frankreich taub und fühllos zu machen. In der That erhielt dieser Prinz eine Menge Bittschriften von den größten Männern, die den

lebhaftesten Antheil an dem Schicksale des Herzogs von Montmorenci nahmen. Besonders vereinigte Gaston, der an dem Unglücke des Marschalls Ursache war, seine Briefe und Bitten mit den Briefen und Bitten von ganz Frankreich; aber es war vergebens. Indessen schmeichelte man sich noch immer mit der Hoffnung, daß der König ein Vergehen, welches größtentheils seinem eignen Bruder zu Schulden kam, übersehen und verzeihen werde; allein die Herzogin von Montmorenci, des Marschalls Gemahlin, blieb nicht lange bei dieser täuschenden Hoffnung. Sie erfuhr gar bald, daß Ludwig gegen Toulouse anrückte, mit dem festen Entschlusse, den Herzog von Montmorenci die ganze Strenge der Gesetze empfinden zu lassen. Wenn man sich von der Niedergeschlagenheit der unglücklichen Maria Felicia des Ursins eine Vorstellung machen will, so muß man sich dieses Frauenzimmer nicht allein als die zärtlichste und gefühlvolleste Frau ihrer Zeiten, sondern auch als eine Liebhaberin vorstellen, deren glühende Liebe zu ihrem Gemahle vielleicht selten ihres Gleichen gehabt hat.

Ihre trauererregenden Ahnungen bestättigten sich nur gar zu bald. Der König gab bei seiner Ankunft dem Parlamente Befehl, dem Marschall unter dem Vorsitze des Siegelbewahrers Chateauneuf den Prozeß zu machen. Es war etwas höchst Auffallendes, daß dieser Chateauneuf, der als Edelknabe in dem Hause des Connetable von Montmorenci erzogen worden war, jetzt den Sohn seines Wohlthäters zur Todesstrafe verurtheilen sollte.

An dem Tage, da der Herzog nach Toulouse ge=

bracht werden sollte, beschäftigte er sich verschiedene Stunden damit, daß er von den Fenstern des Schlosses einem Schwarme von Weinlesern zusah. Die Fröhlichkeit dieser Landleute verbreitete sich bis in seine Seele, und der Eindruck davon leuchtete aus seinem Gesichte hervor. „Wie ist es möglich, gnädiger Herr, fragte ihn sein Wundarzt, der vor Verwunderung über seine heldenmäßige Gelassenheit ganz ausser sich war; „wie ist es möglich, da Sie Ihrem äussersten Unglücke so nahe, und seiner so gewiß sind, daß Sie so wenig daran denken?“ — „Ich denke „wohl daran, antwortete der Marschall,“ aber diese Gedanken stören mich nicht in meiner Gemüthsruhe.“

Der alte achtzigjährige Herzog von Epernon kam aus seiner Statthalterschaft von Bourdeaux herbeigeeilt, und suchte den König zu erweichen; er sprach mit jenem entschloßenen und standhaften Tone, den ihm sein Alter und die Hochachtung eingaben, die er von jeher gegen den weit jüngern Montmorenci bezeugt hatte. „Ich bin nicht Willens, Sire, den Montmorenci für unschuldig zu erklären, „sagte er,“ er würde mir so etwas selber verdenken; freilich hat er sich straffällig gemacht, und ist auch sein eigener Ankläger geworden; aber je größer sein Verbrechen ist, desto edler würde es seyn, ihm Verzeihung zu ertheilen. — — Ganz Europa hat jetzt seine Augen auf Eure Majestät gerichtet und erwartet stillschweigend, was Sie über ein so theures Haupt verhängen werden. Was mir die Dreistigkeit eingiebt, um die Begnadigung des Herzogs von Montmorenci anzusuchen, ist nichts anders, als daß Eure Majestät die

Gnade gehabt haben, mir nach Begehung eines ähnlichen Verbrechens gleiche Gnade wiederfahren zu lassen. Ganz gewiß hat der Kardinal von Richelieu es noch nicht vergessen, daß Montmorenci mein Mitschuldiger gewesen ist, und daß wir uns miteinander verbunden hatten, das Interesse der Königin, Ihrer Frau Mutter, zu verfechten. Montmorenci hat dem großen Namen, den er führt, Schande gemacht; aber wenn Sie die Gnade haben, ihm das Leben zu lassen, so biete ich Ihnen das meinige zum Unterpfande für seine Treue an."

Diese Anrede, die uns der Verfasser des Buches L'Honneur François aufbewahrte, und die übrigens nicht sehr bekannt geworden ist, setzte den König zwar in Verlegenheit, aber sie war doch nicht vermögend, ihn zu bewegen, daß er einen andern Entschluß gefaßt hätte.

Montmorenci erhielt sogleich Nachricht, wie vergeblich alle dergleichen Schritte waren, und dachte auf weiter nichts mehr, als seine letzten Tage durch die Standhaftigkeit eines Mannes von Religion, und durch die Unerschrockenheit eines Helden zu verherrlichen. „Meine Herren," redete er die königlichen Kommissarien an, „ich könnte Ihnen die Einwendung machen, daß ich als Herzog und Pair des Reichs von Rechtswegen vor keinem andern Gerichte als vor dem Parlamente in Paris verhört und verurtheilt werden könne und dürfe; allein so ist mein Vergehen von solcher Beschaffenheit, daß es, wenn mir der König nicht Begnadigung angedeihen läßt, keinen einzigen Richter in seinem Königreiche giebt, der nicht die Macht hätte, mich zu verurtheilen.

Dem zufolge also, da es seine Majestät so haben wollen, will ich gehorchen, sollte auch sogar meine Unterwerfung zu meinem Unglück ausschlagen.

Die Kommissarien fragten ihn, „ob er nicht Willens wäre, Seine Majestät um Vergebung zu bitten?" —

„Mein Vergehen, „antwortete der Herzog, hat mich längst gereuet, und gereut mich noch. Will der König die Gnade haben, mir das Leben zu schenken, so will ich dasselbe einzig und allein der Vertheidigung des Staates widmen."

Man bemerkte während des ganzen Verkaufs dieses Prozesses, daß der Herzog nicht das geringste Merkmal von Empfindlichkeit, weder gegen die Zeugen, die man ihm unter die Augen stellte, noch gegen den Kardinal von Richelieu, blicken ließ, welchem er sogar ein prächtiges Gemälde von Caraccio vermachte, das den Tod des heiligen Sebastian vorstellt. Ein einzigesmal zeigte er einigen Unwillen über einen von seinen Richtern, der es aber auch völlig verdiente. Als ihn nämlich Chateauneuf beim letzten Verhöre, wie gewöhnlich, nach seinem Namen fragte, so erhielt er vom Herzoge die Antwort: „Wie ich heiße? Mein Vater hat Ihnen lange genug Brod gegeben, daß Sie es wohl wissen können."

Den Tag vor der Exekution sah man es dem ganzen Hofe Ludwigs des Dreizehnten, den König ausgenommen und seinen Minister, an, daß jedermann in die tiefste Traurigkeit versenkt war, und jedermann, mit den Richtern des Marschalls und mit den Einwohnern von Toulouse, den lebhaftesten Antheil an dem Schicksale des unglücklichen Helden

nahm. Das Bitten und Flehen um seine Begnadigung ging von Neuem an. Der Prinz von Condé, des Marschalls Schwager, und der Kardinal de la Valette wendeten das ganze Ansehen an, das sie sonst beim Könige hatten; aber umsonst. Der Herzog von Chevreuse, der doch mit dem Herzoge von Montmorenci langwierige Zänkereien gehabt hatte, lief zu wiederholtenmalen zu Ludwig dem Dreizehnten, und that ihm einen Fußfall über den andern, richtete aber nichts aus.

Weil der König den Herrn Dû-Chatelet vor Bekümmerniß ganz niedergeschlagen sah, redete er ihn mit großer Kaltblütigkeit in den Worten an: „Mich dünkt, der Herr Dû-Chatelet hätte wohl gern einen Arm darum gegeben, wenn er den Herzog von Montmorenci hätte damit retten können." — „Sire, erwiederte Dû-Chatelet, „ich wollte meine beide Arme hingeben, um Ihnen einen Mann zu sparen, der Ihnen schon Siege erfochten hat, und der Ihnen gewiß noch mehrere erfochten haben würde.

Der König war im Schachspiele begriffen, als der Hauptmann von seiner Leibwache, Graf von Charlûs, mit dem Marschallsstabe und dem Ordensbande des vornehmen Gefangenen hereintrat, und sie ihm überreichte. Bei diesem Anblicke konnte Liancourt, der mit dem Könige spielte, seine Thränen nicht zurückhalten, und in einem Augenblicke erschallte das Kabinet von Seufzern und Schluchzen. „Sire, sagte der Graf von Charlûs, „ich komme, Ihnen im Namen des Herzogs von Montmorenci den Marschallsstab von Frankreich und Ihr Ordensband, das Sie ihm gegeben hatten, zuzustellen. Er hat

mir aufgetragen, Eurer Majestät zu betheuren, daß er bei seinem Tode den größten Schmerz darüber empfände, Sie beleidigt zu haben; er wäre auch so wenig geneigt, sich über das Todesurtheil, das ihm gesprochen werden sollte, zu beschweren, daß er selbiges in Betracht des Verbrechens, welches er begangen habe, noch für zu glimpflich halte."

Dem Grafen von Charlüs stockte, indem er den König anredete, die Stimme, bis sie seine Seufzer und sein Schluchzen, die er nicht zurückhalten konnte, vollends erstickten. Er fiel dem Könige hierauf plötzlich zu Fuße, und alle Hofleute, die im Zimmer waren, thaten ein Gleiches. Ach! Sire, sagte der Graf, „begnadigen Sie den bedauernswerthen Montmorenci! seine Ahnen haben der Krone Frankreich so große Dienste gethan? Gnade, Gnade, Sire, für einen Verbrecher, der Ihnen nützlicher seyn würde, als der Unschuldigste und Tugendhafteste unter uns allen!" — Aber Ludwig war unbeweglich. Er wendete sich zu dem Grafen von Charlüs und sagte: „Gehen Sie und melden Sie ihm, die einzige Gnade, die ich ihm bewilligen kann, ist die, daß ihn der Scharfrichter nicht anrühren, und ihm keinen Strick über die Achseln werfen soll."

Während dieses so rührenden und für den Marschall so ehrenvollen Auftritts dachte er selbst als ein großer Mann an seine letzten Augenblicke. Das Bild einer geliebten Gemahlin, die er in Trauer und Thränen versenkt verlassen sollte, stellte sich ihm in diesen Stunden des Entsetzens vor Augen und er schrieb folgendes Handbriefchen an sie:

„Ich sage Ihnen, meine herzlich Geliebte, das

letzte Lebewohl mit der nämlichen Zuneigung, die von jeher zwischen uns beiden geherrscht hat; ich beschwöre Sie bei der Ruhe meiner Seele, die nun bald, wie ich hoffe, im Himmel seyn wird, mäßigen Sie Ihre Empfindlichkeit, und nehmen Sie von der Hand unsers gütigen Erlösers diese Kränkung in Geduld an; ich empfange von seiner Güte so viel Gnadengaben, daß Sie alle mögliche Ursache haben, sich zufrieden zu geben. Nochmals, meine herzlich Geliebte, leben Sie wohl und Gott befohlen!"

Sobald er mit diesem Briefchen fertig war, legte er sich zu Bette und schlief bis um zwei Uhr nach Mitternacht ziemlich ruhig. Sodann stand er auf, verrichtete sein Gebet, rief seinen Wundarzt, übergab ihm den Brief an seine Gemahlin und sagte zu ihm: „Lücante, Gott sey gelobt! daß er mich hat von den Sorgen und der Unruhe befreien wollen, worein mich der Zustand meiner Frau bisher alle Augenblicke stürzte. Ich möcht' ihr sagen, ich hätte ihr nur zweierlei zu empfehlen: das Eine, sie soll meinen Feinden mit eben so willigem Herzen vergeben, wie ich selbst ihnen vergebe; und das Andere, sie soll mir die Kränkungen, die ich ihr während unsrer Ehe etwa verursacht haben mag, zu Gute halten."

Darauf legte er sich wieder hin, schlief von neuem ein und blieb bis um sieben Uhr liegen, als der Pater Arnoux, ein Jesuit und der älteste Beichtvater des Königs, der ihn auch nachher zum Tode begleitete, zu ihm ins Zimmer trat. Um eben die Zeit meldete sich auch sein Wundarzt wieder und wollte ihm seine Wunden verbinden. „Nein, lieber

Freund," sagte Montmorenci, „eine einzige wird die andern alle heilen."

Um die Mittagsstunde kamen die beiden Kommissarien, ihm sein Todesurtheil anzukündigen. Er ging also in die Kapelle hinunter, kniete an dem Fuße des Altares nieder und hörte sein Urtheil mit heldenmäßiger Gelassenheit an. „Meine Herren," sagte er hierauf zu den beiden Parlamentsräthen, „ich danke Ihnen und Ihren Kollegen; versichern Sie sie alle, daß ich dieses Urtheil der Gerichte des Königs als ein Urtheil der göttlichen Barmherzigkeit betrachte." Er hatte ein prächtiges Kleid, das er vorher trug, aus- und ein linnenes angezogen, welches er sich ausdrücklich hatte machen lassen, um darin sein Urtheil anzuhören.

Die Jesuiten, die in diesen schrecklichen Augenblicken zu ihm gekommen waren, ihn zu stärken, wurden von ihrer eignen Trauer über das Schicksal dieses großen Mannes so durchdrungen, daß der Marschall ihnen selbst Trost zusprechen mußte.

Als sein Wundarzt zu ihm trat, um ihm die Haare abzuschneiden, und vor heftiger Gemüthsbewegung darüber in Ohnmacht sank, umfaßte ihn der Held und sagte: „Was macht Ihr, Lücante? Ihr habt mir so oft in meiner Gefangenschaft zugeredet, daß ich alle meine Widerwärtigkeiten als Schickungen, die von der Hand Gottes kommen, annehmen solle; und nun seyd Ihr selbst niedergeschlagener als ich? Gebt Euch zufrieden, Lücante; ich will Euch umarmen und das letzte Lebewohl sagen, da ich noch freie Hände habe. Behaltet im Herzen mein Ange-

denken, wie ich Eures, mitnehmend in die schönere Welt."

Als er hernach in den Vorhof des Hotels de Ville trat, wo ihn der Tod erwartete, und er die Bildsäule Heinrichs des Vierten erblickte, der seine Krone zum Theil dem Vater des Marschalls zu danken gehabt hatte, blieb er einige Augenblicke stehen, und betrachtete sie, als ob er wehmüthig darüber würde, daß der Sohn dieses Fürsten ihn zum Tode führen ließe. „Ich betrachtete Heinrichs des Vierten Bildsäule," sagte er zu dem Pater Arnoux; „er war ein großer und edelgesinnter Monarch; ich hatte die Ehre, sein Pathe zu seyn. Lassen Sie uns nur gehen," fuhr er fort, indem er auf das Schaffott wies, „dort ist der einzige Weg zur Ruhe." Die interessante Simplizität der Schreibart in einem Berichte von dem Tode dieses Mannes, der gleich nach seiner Hinrichtung geschrieben wurde, bestimmt uns einige Züge daraus hieher zu schreiben; sie mögen dieß traurige Gemälde beschließen.

Das Schaffot, welches der Marschall in Begleitung des Pater Arnoux bestieg, und wohin ihm auch sein Wundarzt Lücante das Geleite gab, war vier Fuß hoch. Montmorenci grüßte die Anwesenden, die aus dem Gerichtsschreiber beim Parlament, aus dem Oberhofrichter und dessen Leibwache, und aus den Beamten der Stadt bestanden, welche Befehl erhalten hatten, sich dabei einzufinden, und sagte zu ihnen: „Ich bitte mirs von Ihnen aus, meine Herren, versichern Sie den König in meinem Namen, daß ich als sein gehorsamer Unterthan sterbe, und daß es mir äußerst leid thut, ihn beleidigt zu

haben, deßwegen ich auch ihn, und selbst die ganze Gesellschaft von Anwesenden, um Verzeihung bitte."

Hierauf fragte er, wo der Scharfrichter sey; und als er ihn sah, sagte er zu ihm: „Mein Freund, feßle mich, verbinde mir die Augen, und verrichte dein Amt in der Geschwindigkeit."

Man sagte ihm, wenn er nicht selbst wollte, sollte er nicht gefesselt werden; der König hätte schon Befehl gegeben.

Der Herzog antwortete aber: „die Beschimpfung, mit der ich sterben soll, kann nicht groß genug seyn." Hierauf schlug er die Arme in einander, und da er sah, daß ihm sein Wundarzt die Hände binden wollte, wendete er sich zu dem Scharfrichter, und sagte: „das ist dein Handwerk, also verrichte es nur." So band ihn der Scharfrichter, und dann fragte ihn der Herzog von Montmorenci: „Ist nun alles recht?"

Die Antwort des Scharfrichters war, „man hätte ihm die Haare nicht kurz genug abgeschnitten." Dieses mußte nun auf des Herzogs Befehl von dem Scharfrichter noch nachgeholt werden. Jetzt kniete er vor dem Pfahle nieder, an welchem er sich maß, um eine solche Stellung zu nehmen, worin ihm seine Wunden, von denen er noch nicht völlig geheilt war, keine zu große Beschwerde machen sollten. Hier empfing er von dem Pater Arnour die letzte Absolution, grüßte nochmals die Anwesenden, küßte das Kruzifix, betete sein In manus etc. ließ sich die Augen mit seinem Halstuche verbinden, erinnerte den Scharfrichter, nicht eher zuzuhauen, als bis ers ihm sagen würde, legte seinen Hals an den Pfahl, und hob ihn

ein wenig wieder auf; nachdem er sich nun hierauf besser zurechte gelegt hatte, sagte er zu ihm: „haue dreist zu!“ und als er diese letzten Worte gesagt hatte, setzte er noch hinzu: „Gütiger Erlöser, nimm meinen Geist auf.“ Der Scharfrichter verrichtete sein Amt, und schlug ihm, so bald der Kopf an dem Pfahle war, denselben mit einem Hieb herunter. Die Anwesenden wendeten die Augen weg, um den Hieb nicht zu sehen; ein jeder suchte sich vor dem andern zu verbergen; ein jeder weinte; auch seine gewesenen Wächter seufzten laut auf.

Gleich darauf gab der Oberhofrichter Befehl, die Thore und Thüren aufzumachen; und das Volk drang haufenweise in den Hof herein. Da es nun den Kopf bereits vom Rumpfe getrennt fand, beeiferte sich alles, an das Schaffott zu kommen, um das vergossene Blut zu sammeln; eine große Anzahl benetzte damit ihre Schnupftücher, und das Stück vom Hemde, welches der Scharfrichter oben am Halse weggeschnitten hatte, ward in mehr als hundert Theilchen zerschnitten, da sichs ein jeder angelegen seyn ließ, etwas davon zu bekommen.

Als die Wundärzte nachher seinen Leichnam öffneten, um ihn einzubalsamiren, fanden sie darin fünf Kugeln; sie bemerkten aber, daß von den siebenzehn Wunden, die er bei Castelnaudari empfangen hatte, keine einzige tödtlich war. Sein Herz wurde, wie er verordnet hatte, in der Kirche des Profeßhauses der Jesuiten zu Toulouse beigesetzt; der Körper aber wurde, nachdem man den Kopf wieder angenäht hatte, in der St. Servinskirche begraben. Der Kardinal de la Valette ließ ihm ein feierliches Seelen-

amt halten, welchem der größte Theil des Hofstaats, das Parlament und alle angesehenen Bürger und Einwohner von Toulouse beiwohnten.

Nach der Execution meldete sich der Pater Arnoux beim Könige, um ihm Bericht von dem heldenmüthigen Tode des Herzogs abzustatten. „Sire," sagte der Pater, „Eure Majestät haben durch den Tod des Marschalls von Montmorenci ein wichtiges Exempel auf Erden statuirt; aber Gott hat ihn nach seiner Barmherzigkeit zu einem großen Heiligen im Himmel gemacht." — „Ach!" war des Königs Antwort mit einem tiefen Seufzer, „ich wünschte, daß ich durch gelindere Wege hätte etwas hiezu beitragen können."

Kaum war aber dieser große Mann todt, sagt Du-Chatelet, so fand auch Ludwig schon Ursache, den Verlust seines Generals zu bedauern.

Lamoral, Graf von Egmont.

Schon im eilften und zwölften Jahrhundert finden wir in den Niederlanden eine gemischte Regierungsverfassung, wo die Macht des Regenten durch den Einfluß der Stände, des Adels nämlich, der Geistlichkeit und der Städte, sehr bedeutend beschränkt ist. Diese, welche man Staaten nannte, kamen so oft zusammen, als das Bedürfniß es erheischte. Ohne ihre Bewilligung galten keine neuen Gesetze, durften keine Kriege geführt, keine Steuern erhoben, keine

Veränderungen in der Münze gemacht, und kein Fremder zu irgend einem Theile der Staatsverwaltung zugelassen werden. Diese Privilegien hatten alle Provinzen mit einander gemein; andere waren nach den verschiedenen Landschaften verschieden.

Vor allen andern genoß Brabant die üppigste Freiheit. Seine Privilegien wurden für so kostbar geachtet, daß viele Mütter aus den angränzenden Provinzen gegen die Zeit ihrer Entbindung dahin zogen, um da zu gebähren, und ihre Kinder aller Vorrechte dieses glücklichen Landes theilhaftig zu machen, eben so, sagt Strada, wie man Gewächse eines rauhern Himmels in einem mildern Erdreich veredelt.

Zu welcher Höhe sich unter Karl dem Fünften der niederländische Handel hob, sehen wir aus folgendem Beispiele. Zu dieser Zeit war Antwerpen die lebendigste und herrlichste Stadt in der christlichen Welt. Ein Strom, wie die Schelde, deren nahe breite Mündung die Ebbe und Flut mit der Nordsee gemein hat, und geschickt ist, die schwersten Schiffe bis unter seine Mauern zu tragen, machte es zum natürlichen Sammelplatz aller Schiffe, die diese Küste besuchten. Seine Freimessen zogen aus allen Ländern Negotianten herbei. Die Industrie der Nation war im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts zu ihrer höchsten Blüthe gestiegen. Der Acker- und Linnenbau, die Viehzucht, die Jagd und die Fischerei bereicherten den Landmann, Künste, Manufakturen und Handlung den Städter. Nicht lange, so sah man Produkte des flämmischen und brabantischen Fleißes in Arabien, Persien und Indien. Ihre Schiffe be-

deckten den Ocean, und wir sehen sie im schwarzen Meere mit den Genuesern um die Schutzherrlichkeit streiten.

Nachdem der neue Weg um das afrikanische Vorgebirge gefunden war, und der portugiesische Ostindien-Handel den levantischen untergrub, empfanden die Niederlande die Wunde nicht, die den italienischen Republiken geschlagen wurde; die Portugiesen richteten in Brabant ihren Stappel auf, und die Spezereien von Kalikut prangten jetzt auf dem Markte zu Antwerpen. Hierher flossen die ostindischen Waaren, womit die stolze spanische Trägheit den niederländischen Kunstfleiß bezahlte. Der ostindische Stappel zog die berühmtesten Handelshäuser von Florenz, Lukka und Genua hierher. Hierher brachte die Hansa jetzt ihre nordischen Waaren, und die englische Compagnie hatte hier ihre Niederlage. Kunst und Natur schienen hier ihren ganzen Reichthum zur Schau zu legen. Es war eine prächtige Ausstellung der Werke des Schöpfers und der Menschen.

Die Stadt zählte jetzt einmalhunderttausend Bewohner. Das flutende Leben, die Welt, die sich unendlich hier drängte, übersteigt allen Glauben. Zwei- bis dritthalbhundert Maste erschienen öfters auf einmal in dem Hafen; kein Tag verfloß, wo nicht fünf hundert und mehrere Schiffe kamen und gingen; an den Markttagen lief die Anzahl zu acht und neun hundert an. Täglich fuhren zwei hundert und mehrere Kutschen durch die Thore; über zwei tausend Frachtwagen sahe man in jeder Woche aus Deutschland, Frankreich und Lothringen anlangen, die

Bauerkarren und Getreidfuhren ungerechnet, deren Anzahl gewöhnlich auf zehntausend stieg.

Von den Hilfsquellen der Nation können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir hören, daß die außerordentlichen Steuern, die sie Karl II. zu seinen vielen Kriegen entrichten mußte, auf vierzig Millionen Goldes gerechnet wurden.

Das Genie dieser Nation, durch den Geist des Handels und den Verkehr mit so vielen Völkern entwickelt, glänzte in nützlichen Erfindungen; im Schooße des Ueberflusses und der Freiheit reiften alle edleren Künste.

Karl empfahl noch an dem feierlichen Tage seiner Thronentsagung seinem Sohne die Niederlande als die reichsten Steine in seiner Krone, und ermahnte ihn ernstlich, ihrer Verfassung zu schonen.

So empfing Philipp II. die Niederlande in der höchsten Blüthe ihres Wohlstandes.

Er war der erste ihrer Fürsten, der sie vollzählig antrat. Sie bestanden aus siebenzehn Landschaften, welche zusammen dreihundert und fünfzig Städte, durch Genuß und Arbeit lebendig, viele darunter ohne Vollwerke fest, und ohne Mauern geschlossen, und sechs tausend dreihundert größere Flecken enthielten; geringere Dörfer, Meiereien und Bergschlösser ohne Zahl vereinigten dieses Reich in eine einzige blühende Landschaft.

Unter Philipp II. ändert sich dieser beglückende Zustand Brabants auf eine schreckliche Art. Die kostbaren Privilegien und Freiheiten der Nation wurden in den Staub getreten. Eine Tyrannei ohne Beispiel greift Leben und Eigenthum an. Alles kommt in Aufruhr. Handel und Wandel liegen darnieder,

die Schiffe verschwinden aus den Häfen, der Künstler aus seiner Werkstätte, der Landmann aus den verwüsteten Feldern.

Die Nation suchte ihre Rechte zu behaupten; da aber mit dem Fürsten vergeblich unterhandelt wurde, so suchte sie durch das Schwert zu erhalten, was sie durch Recht und Güte nicht erhalten konnte. Das Volk ward von dem zahlreichen flämmischen Adel kräftig unterstützt und angeführt.

Philipp schickt nun an der Spitze seiner spanischen Armee den Herzog von Alba, als Statthalter nach den Niederlanden, um sie wieder zu unterwerfen und sie die Rache des Königs empfinden zu lassen.

Schon in Spanien war Alba als ein Barbar bekannt, und nun gab er in Brüssel einen furchtbaren Beweis hievon.

Der Herzog bemächtigte sich allererst der verdächtigen Großen, deren er habhaft werden konnte, um der Faktion für ein= und allemal ihre Häupter, und dem Volke, dessen Freiheit unterdrückt werden sollte, seine Stützen zu entreißen.

Unter andern traf den in allen Provinzen geliebten und verehrten Grafen von Egmont ein unverdientes und bedauernswürdiges Schicksal.

Seiner guten Sache bewußt, entfernte er sich, bei Annäherung des feindlichen Heeres, nicht von Brüssel, wie es andere Große thaten, sondern hoffte noch immer durch gütliche Uebereinkunft die Ruhe wieder herzustellen. Wie redlich er es mit Philipp und der Nation meinte, sehen wir aus folgendem Vorfall.

Prinz Wilhelm von Oranien, der nicht mehr an

eine aufrichtige Versöhnung mit dem beleidigten Fürsten glaubte, suchte sich durch eine zeitige Flucht zu retten. Die Statthalterin, die Herzogin Margaretha von Parma, ließ nichts unversucht, um den Prinzen in königlichen Diensten zu erhalten; noch hatte er sich nicht öffentlich gegen Philipp aufgelehnt. Sie sandte ihren geheimen Sekretär Berti nach Antwerpen zu ihm, der ihm nachdrücklich ins Gewissen reden, und alle übeln Folgen zu Gemüthe führen sollte, die ein so rascher Austritt aus dem königlichen Dienste für das Land sowohl, als für seinen eigenen guten Namen nach sich ziehen würde. Dessenungeachtet blieb Wilhelm der Stille seinem gefaßten Entschluße getreu.

Noch hoffte Berti von Egmonts Beredtsamkeit vielleicht zu erhalten, was er aufgab durch die seinige zu bewirken. Er brachte eine Zusammenkunft mit dem letztern in Vorschlag, wozu sich der Prinz um so bereitwilliger finden ließ, da er selbst Verlangen trug, seinen Freund Egmont vor seinem Abschiede noch einmal zu umarmen, und den Verblendeten, wo möglich, von seinem gewissen Untergange zurückzureissen. Diese merkwürdige Zusammenkunft, die letzte, welche zwischen beiden Freunden gehalten wurde, ging in Villebröck, einem Dorfe an der Stupel zwischen Brüssel und Antwerpen, vor sich; mit dem geheimen Sekretär Berti war auch der junge Graf von Mannsfeld dabei zugegen. Alle drei bestürmten hier den Entschluß des Prinzen mit vereinigter Beredtsamkeit, jedoch ohne ihn zum Wanken zu bringen. „Es wird dir deine Güter kosten, Oranien, wenn du auf diesem Vorsatze bestehest!“ sagte endlich der Prinz von Gaure, indem er ihm

seitwärts zu einem Fenster folgte. „Und dir dein Leben, Egmont, wo du den deinigen nicht änderst,“ versetzte jener. „Mir wenigstens wird es Trost seyn in jedem Schicksale, daß ich dem Vaterlande und meinen Freunden mit Rath und That habe nahe seyn wollen in der Stunde der Noth; du wirst Freunde und Vaterland in Ein Verderben mit dir hinabziehen.“ Und jetzt ermahnte er ihn noch einmal dringender, als er je vorher gethan, sich einem Volke wieder zu schenken, das sein Arm allein noch zu retten vermöge; wo nicht, um seiner selbst willen wenigstens dem Gewitter auszuweichen, das aus Spanien her im Anzuge sey.

Aber alle noch so lichtvollen Gründe, die eine weitsehende Klugheit ihm an die Hand gab, mit aller Lebendigkeit, mit allem Feuer vorgetragen, das nur immer die zärtliche Bekümmerniß der Freundschaft in ihnen anfachen konnte, vermochten nicht, die unglückselige Zuversicht zu zerstören, welche Egmonts guten Verstand noch gebunden hielt. Oraniens Warnung kam aus einer trübsinnigen, verzagenden Seele; und für Egmont lachte noch die Welt. „Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien, sagte Egmont, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie deiner traurigen Klugheit erscheinen. Wenn ich es erst dahin gebracht haben werde, die öffentlichen Predigten (der Reformirten) abzustellen, die Bilderstürmer zu züchtigen, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wieder zu schenken — was kann der König mir anhaben? Der König ist gütig und gerecht; ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erwor-

ben, und ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. „Wohlan!" rief Oranien mit Unwillen und innerm Leiden! „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit! Aber mir sagt eine traurige Ahnung — und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! — daß du die Brücke seyn werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." Er zog ihn, nachdem er dieses gesagt hatte, mit Innigkeit zu sich, und drückte ihn feurig und fest in die Arme. Lange, als wär's für das ganze übrige Leben, hielt er die Augen auf ihn geheftet, Thränen entfielen ihm — sie sahen einander nicht wieder.

Der Prinz verließ hierauf die Staaten, und Egmont blieb.

Kaum war der neue Statthalter in Brüssel angekommen, so ließ er sogleich den Grafen Egmont mit mehrern andern vom Adel gefangen nehmen, und sie unter einer Bedeckung von drei tausend spanischen Soldaten nach Gent abführen, wo sie weit in das folgende Jahr hinein in Verwahrung blieben. Sie wurden nun des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt. Jede noch so unschuldige Handlung wurde ihnen als Verbrechen angerechnet. Egmont beantwortete die Punkte seiner Anklags-Akte auf das befriedigendste; jedes unbefangene Tribunal würde ihn auf eine solche Vertheidigung frei gesprochen haben. Auch seine Gemahlin, eine gebohrne Herzogin von Baiern, wandte sich mit Bittschriften an die deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser und an den König von Spanien; aber vergeblich. Egmonts

Tod war beschlossen und wurde den 5ten Jun. 1568 vollzogen.

Er wurde unter der nämlichen Bedeckung wieder von Gent nach Brüssel zurückgebracht, und im Brodhause auf dem großen Markte gefangen gesetzt.

In der Nacht zwischen dem 4ten und 5ten Junius brachte man ihm das Todesurtheil ins Gefängniß, nachdem er schon schlafen gegangen war. —

„Keine Rettung! — Süßes Leben! schöne freundliche Gewohnheit des Daseyns und Wirkens! von dir soll ich scheiden! So gelassen scheiden! Nicht im Tumulte der Schlacht, unter dem Geräusch der Waffen, in der Zerstreuung des Getümmels giebst du mir ein flüchtiges Lebewohl; du nimmst keinen eiligen Abschied, kürzest nicht den Augenblick der Trennung. Ich soll deine Hand fassen, dir noch einmal in die Augen sehn, deine Schöne, deinen Werth recht lebhaft fühlen, und dann entschlossen mich losreissen und sagen: Fahre hin!“

Der Herzog hatte es dem Bischoff von Ypern, Martin Rithov, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um den Gefangenen nebst dem Grafen Hoorne zum Tode zuzubereiten. Als der Bischoff diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzoge zu Füssen und flehte mit Thränen in den Augen um Gnade — um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urtheile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.

Er zeigte die Sentenz, worin es hieß, beide

Grafen wären der beleidigten Majestät schuldig erkannt; sie sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spiese gesteckt, und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden — zuerst dem Grafen Egmont vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urtheil. So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, und eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber seyn, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung. Möge dieser Tod meine Sünden tilgen, und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachtheile gereichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem Könige so gefällt.“ — Er drang hierauf in den Bischoff, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sey? Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste seyn würde, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen? Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sey, als das, welches Christus, der Herr, selbst gelehret habe, das Vater unser, so schickte er sich sogleich an, es zu beten. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Dinte geben, und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den andern an den König nach Spanien, welcher letztere also lautete:

Sire!

„Diesen Morgen hab' ich das Urtheil angehört,

welches Ew. Majestät gefallen hat über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät, oder gegen die alte katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, gerathen oder gethan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen, und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben, und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes."

Brüssel den 5ten Jun. 1668, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät

treuester Vasall und Diener

Lamoral Graf von Egmont.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthause ein Schaffot aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestiget wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zwei und zwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüste, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen 10 und 11 Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strän

gen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sey zu sterben. Von seinem Wamms hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rothem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldnen Treffen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann, mit Namen Salinas, und der Bischoff von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofs, einen rothen Stab in der rechten Hand, saß zu Pferd am Fuße des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schaffot eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischoff vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden, oder, wenn dieß auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen Stimmung des Volks leicht zu Gewaltthätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke mit edelm Anstand auf dem Gerüste auf und nieder, und beklagte, daß es ihm nicht vergönnt sey, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlichen Tod zu sterben. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah, und noch immer nichts erfolgte, wandte er sich an Julian Romero, und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sey? Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da warf er seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen, und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischoff ließ ihn das Kruzifix küssen und gab ihm die letzte Oelung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann eine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. — Ueber den Leichnam und das fliessende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen. Ganz Brüssel, das sich um das Schaffot drängte, fühlte den tödtlichen Streich mit. Laute Thränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus einem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Mitangeklagten, Grafen von Hoorne. Unter der nämlichen Begleitung, wie sein Freund, bestieg er das Gerüste. Im Vorübergehen begrüßte er Viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden, wie Egmont, in schwarzem Wamms und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sey? Da man ihm dieses bejahet hatte, warf er seinen Mantel von sich, kniete auf das Kissen — und empfieng den Todesstreich.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach 3 Uhr Nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Ankläger und Henker,

als das Schaffot umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese theure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

Die Freiheit gedieh unter den Verwüstungen des Tyrannen-Schwerts, und die neue Republik hob aus Bürgerblut ihre siegende Fahne.

Johann Friedrich, Kurfürst von Sachsen.

Als im schmalkaldischen Kriege Kaiser Karl V. sich Oberdeutschland unterworfen hatte, eilte er unaufhaltbar nach Sachsen zur Unterstützung des Herzogs Moritz. Schon den 23ten April 1547 erreichte er das Ufer der Elbe bei Mühlberg und fand die sächsische Armee gegenüber gelagert. Der Fluß war in dieser Gegend dreihundert Schritte breit, über vier Fuß tief, sein Strom reissend schnell, und das Ufer, wo die Sachsen standen, höher, als das, wo er sich befand. Inzwischen erschreckten ihn alle diese Hindernisse nicht. Er berief seine Generale zusammen; ohne sie um Rath zu fragen, kündigte er seinen Entschluß an, daß er den nächstfolgenden Morgen den Uebergang über den Fluß mit Gewalt versuchen, und den Feind angreifen wolle, sobald er ihn zum Stehen zwingen könne. Sie bezeugten ihm allerseits ihr Erstaunen über einen so kühnen Anschlag, und selbst der Herzog von Alba, so ungestüm und verwe-

gen er auch von Natur war, und Moritz von Sachsen, ohnerachtet seines ungeduldigen Verlangens, seinen Rival, den Churfürsten, zu Grunde zu richten, thaten die ernstlichsten Vorstellungen dagegen. Aber der Kaiser, der sich auf seine Einsicht oder sein Glück verließ, kehrte sich nicht an ihre Gründe, und gab die zur Ausführung seines Vorhabens nöthigen Befehle.

Des Morgens früh näherte sich ein Corps spanischer und italienischer Fußvölker dem Flusse, und griff den Feind mit einem unaufhörlichen Feuer an? Die langen schweren Musketen, die zu selben Zeiten im Gebrauch waren, thaten auf dem gegenseitigen Ufer ihre Wirkung, und mehrere Soldaten stürzten sich, aus einer kriegerischen Hitze, um dem Feinde näher zu kommen, in den Strom, der ihnen bis an die Brust ging, und feuerten, da sie genauer zielen konnten, desto sicherer. Unter der Begünstigung dieses Feuers fing man an, eine Schiffbrücke für die Fußvölker zu schlagen, und da sich ein Bauer erboten hatte, die Reuterei durch eine, ihm wohlbekannte, Furth über den Fluß zu bringen, so setzte sich die ganze Armee in Bewegung. Die Sachsen versuchten durch ein heftiges Kanonenfeuer von einer Batterie, die sie aufgeworfen hatten, diesen Uebergang zu verhindern. Da aber ein dicker Nebel einfiel und die ganze Fläche des Stroms bedeckte, so konnten sie ihr Geschütz nicht mit Gewißheit richten, und die Kaiserlichen litten wenig. Zu gleicher Zeit wurde den Sachsen von den Spaniern und Italienern heftig zugesetzt. Sie steckten daher einige Kähne, die nahe bei dem Dorfe zusammengebracht

waren, in Brand, und machten sich zum Abzuge fertig. Sobald dieß die Kaiserlichen merkten, zogen sich zehn spanische Soldaten den Augenblick nackend aus, faßten ihre Degen mit den Zähnen, schwammen durch den Fluß, schlugen die Sachsen, die es wagten, sich ihnen zu widersetzen, in die Flucht, retteten von den Flammen so viel Kähne, als zur Vollendung ihrer Brücke nöthig waren, und gaben durch diese verwegene und glückliche That ihren Kammeraden eben so viel Muth ein, als sie unter die Feinde Furcht und Bestürzung brachten.

Um diese Zeit setzte die Reuterei in den Fluß; jeder Reuter hatte einen Mann vom Fußvolke hinten auf; die leichte Reuterei ging voran; die Gensdarmen folgten, der Kaiser auf einem spanischen Hengst, prächtig angezogen und einen Spieß in der Hand, führte sie persönlich an. Ein so zahlreiches Heer, das sich durch einen großen Fluß durcharbeitete, nach der Anführung seines Wegweisers verschiedene Wendungen machen mußte, bald schwamm, und bald auf den festen Boden trat, war ihren Kammeraden, die noch auf dem Ufer zurück waren, ein prächtiges und anziehendes Schauspiel. Endlich überstieg ihr Muth alle Hindernisse, und Niemand ließ einigen Anschein von Furcht blicken, da der Kaiser seinen Theil an der Gefahr nahm, wie der geringste Soldat. In dem Augenblicke, da sie auf der andern Seite angekommen waren, ging Karl, ohne die Ankunft seiner übrigen Fußvölker zu erwarten, auf die Sachsen mit denjenigen Truppen los, die mit ihm herüber gekommen waren, und die, stolz auf ihr Glück und voll Verachtung eines Feindes, der sich ihnen nicht widersetzt

hatte, da er es mit so großem Vortheile hätte thun können, seine überlegene Zahl nicht achteten, und als zu einem gewissen Siege aufmarschirten.

Während dieses Vorganges blieb der Kurfürst unthätig in seinem Lager, weil er nicht glaubte, daß der Kaiser den Fluß übersetzen würde. Als er aber endlich von seinem Irrthum überzeugt wurde, gab er Befehl, die Armee sollte sich nach Wittenberg ziehen. Aber eine deutsche Armee, die, wie damals gewöhnlich, mit Gepäcke und Artillerie überladen war, konnte nicht so geschwind in Bewegung gesetzt werden. Kaum hatte sie den Marsch angetreten, so ließen sich schon die feindlichen Truppen sehen, und der Kurfürst sah bald ein, daß ein Treffen unvermeidlich sey. Er stellte seine Schlachtordnung mit der größten Gegenwart des Geistes auf die beste Art, und bediente sich eines großen Waldes, seine Flügel zu decken, und zu hindern, daß er durch die feindliche Reuterei, die weit zahlreicher war als die seinige, nicht überflügelt werden möchte. Der Kaiser stellte seine Völker, so wie sie ankamen, gleichfalls in Ordnung, ritt durch die Glieder, und ermahnte sie mit wenigen, aber nachdrücklichen Worten, ihre Pflicht zu thun. Der Muth, mit welchem die beiden Armeen zum Gefechte vorrückten, war sehr verschieden. Da der Tag, der bis dahin dunkel und neblicht gewesen, sich in diesem Augenblick aufklärte, so machte dieser zufällige Umstand auf die verschiedenen Parteien einen Eindruck, der dem Ton entsprach, in welchen ihre Seelen gestimmt waren. Die bestürzten und muthlosen Sachsen sahen sich mit Furcht dem Blicke des Feindes völlig bloß gestellt. Die Kaiser-

lichen, die nun versichert waren, daß ihnen die sächsische Armee nicht entwischen könne, freueten sich über den hervorblickenden Sonnenschein, als über eine gewisse Vorbedeutung ihres Sieges. Das Gefecht würde weder lange gedauert haben, noch zweifelhaft gewesen seyn, wenn der persönliche Muth des Kurfürsten, und die Thätigkeit, die er von dem Augenblick an bewies, da der herannahende Feind das Gefecht unvermeidlich machte und alle Möglichkeit eines langen Bedenkens abschnitt, den Geist seiner Truppen nicht einigermaßen wieder belebt hätte. Sie schlugen die leichte ungarische Reuterei, die den Angriff that, zurück, und erwarteten standhaft die Gensdarmen, die nach derselben zum Treffen anrückten; aber da diese den Kern der kaiserlichen Armee ausmachten, von erfahrnen Offizieren angeführt wurden, und unter den Augen des Kaisers fochten, so fingen die Sachsen bald an zu wanken. Zu gleicher Zeit griffen die leichten Truppen wieder im Rücken an, und machten die Flucht allgemein. Ein kleiner Haufe auserlesener Soldaten, unter welchen der Kurfürst in eigener Person focht, vertheidigte sich noch eine Zeit lang, und suchte seinen Herrn in dem Gehölze zu retten. Aber sie wurden von allen Seiten umringt, der Kurfürst bekam eine Wunde im Gesicht und war von Müdigkeit ganz erschöpft. Er sah, daß aller Widerstand vergebens sey, und gab sich gefangen. Er wurde sogleich zum Kaiser geführt, der eben vom Nachsetzen zurückgekommen war, berauscht von seinem Glück auf der Wahlstatt stand, und die Glückswünsche seiner Offiziere über diesen vollkommenen Sieg annahm, den er

durch seine Tapferkeit und kluge Anstalten erhalten hatte. In diesen so unglücklichen und niederschlagenden Umständen betrug sich der Kurfürst eben so edelmüthig als anständig. In dem Gefühl seines Zustandes nahete er seinem Ueberwinder ohne mürrischen und trotzigen, einem Gefangenen unanständigen Stolz. Aber das Gefühl seiner eigenen Würde erlaubte ihm auch nicht, sich zu einer verächtlichen Demüthigung herabzulassen, die dem hohen Range, den er unter den deutschen Fürsten besaß, unanständig gewesen wäre. Das Glück des Krieges, sagte er, hat mich zu Ihrem Gefangenen gemacht, und ich hoffe, allergnädigster Kaiser, Sie werden mich — hier fiel ihm Karl übereilt in die Rede: also werde ich endlich als Kaiser erkannt? sagte er; Karl von Gent war der einzige Titel, den Sie mir noch kürzlich gaben. Man wird Ihnen begegnen, wie Sie es verdienen. So bald er dieß mit einem hochmüthigen und verächtlichen Blicke gesagt hatte, kehrte er ihm den Rücken zu, und ließ ihn stehen. Der Kurfürst antwortete kein Wort darauf, sondern ging mit unveränderter Gebärde, die weder Erstaunen noch Verzagtheit blicken ließ, mit den spanischen Soldaten ab, die zu seiner Bewachung ernannt waren.

Dieser entscheidende Sieg kostete den Kaiserlichen nur fünfzig Mann. Zwölfhundert Sachsen wurden getödtet, und zwar meistentheils im Nachsetzen. Eine größere Anzahl wurde gefangen genommen. Nur ohngefähr vierhundert blieben zusammen, und retteten sich mit dem Kurprinzen, der gleichfalls im Gefecht verwundet war, nach Wittenberg. Nachdem

der Kaiser zwey Tage auf dem Schlachtfelde geblieben war, theils um seine Völker ausruhen zu lassen, und theils die Abgeordneten der umliegenden Städte, die sich durch Unterwerfung unter seinen Willen seines Schutzes versichern wollten, anzunehmen, brach er nach Wittenberg auf, damit er durch Eroberung dieser Stadt den Krieg mit einem Male endigen möchte. Der unglückliche Kurfürst wurde im Triumph mitgeschleppt, und allenthalben als ein Gefangener seinen Unterthanen vorgestellt. Da sie ihn eben so sehr ehrten, als liebten, so war ihnen dieses Schauspiel ungemein traurig, obgleich diese Beschimpfung seine standhafte Seele so wenig niederschlug, daß sogar seine gewöhnliche Ruhe des Gemüths, und seine natürliche Gelassenheit nicht im Geringsten dadurch litt.

Wittenberg, der damalige Wohnsitz der kurfürstlichen Linie des Hauses Sachsen, war eine der festesten Städte in Deutschland, und wenn sie ordentlich vertheidigt worden wäre, so hätte sie nicht ohne große Schwierigkeit erobert werden können. Der Kaiser ging deßwegen mit äußerster Geschwindigkeit vor dieselbe, und hoffte, die Bürger würden, in der noch frischen Bestürzung über seinen Sieg, dem Beispiel ihrer Landsleute folgen, und sich seiner Macht unterwerfen, sobald er vor ihren Wällen erscheine. Aber Sibylla von Cleve, die Gemahlin des Kurfürsten, eine Dame, die nicht weniger wegen ihrer Klugheit, als wegen ihrer Tugenden berühmt war, verlor ihre Zeit nicht in Thränen und Wehklagen über das Schicksal ihres Gemahls, sondern bemühete sich,

sowohl durch Beispiel als durch Zureden den Einwohnern Muth einzusprechen. Sie gab ihnen dadurch soviel Entschlossenheit, daß sie auf die Aufforderung, sich zu ergeben, nicht allein herzhaft antworteten, sondern auch dem Kaiser wissen ließen, er möchte ihrem Herrn mit der Achtung begegnen, die seinem Range gebühre, weil sie entschlossen wären, mit Alberten von Brandenburg, der noch in Wittenberg gefangen saß, eben so, wie er mit dem Kurfürsten, zu verfahren. Sowohl der Muth der Einwohner, als die Befestigung der Stadt, schien nunmehr eine förmliche Belagerung nothwendig zu machen; und nach einem so herrlichen Siege würde es schimpflich gewesen seyn, wenn sie der Kaiser nicht unternommen hätte; und doch fehlte es ihm an allem, was dazu erfordert war. Aber Moritz half allen Schwierigkeiten ab, und versprach Lebensmittel, Artillerie, Munition, Schanzgräber, und alles, was sonst nothwendig wäre, zu verschaffen. Karl verließ sich darauf, und befahl die Laufgräben vor der Stadt zu öffnen. Aber man fand bald, daß Moritz aus hitzigem Verlangen, die Hauptstadt des Landes zu erobern, das er als eine Belohnung seiner Verrätherei gegen seinen Vetter, und der Verlassung der Sache der Protestanten erwartete, mehr versprochen hatte, als ihm seine Kräfte zu erfüllen erlaubten. Zwar wurde ein Zug Batteriestücke die Elbe herunter von Dresden nach Wittenberg gebracht. Weil aber Moritz nicht Völker genug hatte, zwischen seinen Ländern und dem Lager des Kaisers die Verbindung zu erhalten, so hob der Graf von Mansfeld, der noch eine Schaar kurfürstlicher Truppen kommandirte, eine

Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen auf, und jagte einen Haufen Schanzgräber auseinander, die in dem kaiserlichen Lager dienen sollten. Hiedurch wurde der Fortgang der Belagerung gehemmt, und der Kaiser überzeugt, daß er sich auf Moritzens Versprechen nicht verlassen könne. Man mußte also kräftigere Mittel und einen sicherern Weg wählen, von der Stadt Meister zu werden.

Der unglückliche Kurfürst befand sich in Karls Händen, und dieser war unedelmüthig und hartherzig genug, sich seinen Zustand zu Nutze zu machen, und die Probe anzustellen, ob er nicht dadurch zu seinem Zwecke gelangen könne, wenn er die Zärtlichkeit der Gemahlin gegen ihren Eheherrn, und die Liebe der Kinder gegen ihren Vater leiden ließe. In dieser Absicht forderte er Sibyllen zum zweiten Male auf, die Thore zu öffnen, und ließ ihr dabei melden, wenn sie sich länger weigerte, sich zu ergeben, so sollte ihr Gemahl für ihre Hartnäckigkeit mit seinem Kopfe haften. Um sie zu überzeugen, daß dieß keine bloße Drohung wäre, ließ er seinen Gefangenen den Augenblick vor ein Kriegsgericht stellen, welches ihn zum Tode verurtheilte.

Dieß Todesurtheil wurde ihm angekündigt, eben da er mit dem Herzog Ernst von Braunschweig, seinem Mitgefangenen, im Schachspiel begriffen war. Er hielt einen Augenblick ein, doch ohne den mindesten Anschein von Bestürzung oder Schrecken blicken zu lassen, und nachdem er etwas von dem irregulären sowohl als ungerechten Verfahren des Kaisers

gesagt hatte, setzte er hinzu: „Sein Plan läßt sich leicht begreifen. Ich soll sterben, weil sich Wittenberg nicht ergeben will; und ich will mein Leben mit Freuden hingeben, wenn ich durch dieß Opfer die Würde meines Hauses erhalten, und meinen Nachkommen ein Erbe hinterlassen kann, das ihnen gebühret. Gott gebe, daß dieses Urtheil auf meine Gemahlin nicht heftiger wirke, als auf mich! und, daß sie, um ein Leben, das schon zu lange gedauert hat, etliche wenige Tage zu verlängern, nicht die Würde und Länder aufgebe, zu deren Besitz sie geboren ist." Darauf wandte er sich zum Herzoge von Braunschweig, und verlangte, er sollte weiter spielen; er selbst fuhr im Spiele mit seiner gewöhnlichen Aufmerksamkeit und Heiterkeit fort, und bewies, da er Ernsten überwunden, alle die Zufriedenheit, die man bei Erhaltung eines solchen Sieges zu fühlen pflegt. Hierauf begab er sich in sein Zimmer, und brachte die übrige Zeit in Andachtsübungen zu, die sein gegenwärtiger Zustand erforderte.

Aber in Wittenberg nahm man die Nachricht von der Gefahr, in welcher der Kurfürst stand, nicht mit solcher gleichgültigen Gelassenheit auf. Sibylla, die mit unerschrockenem Muthe das Unglück ihres Gemahls ertrug, so lange sie sich einbildete, daß dasselbe weiter nichts, als eine Verminderung seiner Macht nnd seiner Länder, drohete, ließ allen Muth sinken, sobald sie hörte, daß es auf sein Leben ankomme. In der Aengstlichkeit, dasselbe zu retten, setzte sie alle andere Betrachtungen aus den Augen, und war erbötig, alles aufzuopfern, um ihren er=

bitterten Ueberwinder zu versöhnen. Zu gleicher Zeit legten der Herzog von Cleve, der Kurfürst von Brandenburg, und Moritz selbst, denen der Kaiser die wahren Ursachen seines gewaltthätigen Verfahrens gegen den Kurfürsten nicht eröffnet hatte, dringende Fürbitten ein, das Leben des Kurfürsten zu erhalten. Der erstere wurde dazu bloß aus Mitleiden gegen seine Schwester, und aus Achtung gegen seinen Schwager, gebracht. Den andern war bange vor dem allgemeinen Vorwurf, der auf sie fallen würde, wenn nach so oft gerühmter vollkommener Sicherheit, die der Kaiser ihrer Religion versprochen hatte, die erste Wirkung ihrer Vereinigung mit ihm in der öffentlichen Hinrichtung eines Fürsten bestehen sollte, den man mit Recht als den eifrigsten Verfechter der protestantischen Sache verehrte. Moritz sonderlich sah vorher, er würde ein Gegenstand der Flüche aller Sachsen werden, und niemals eine ruhige Regierung über sie hoffen dürfen, wenn sie glauben könnten, er habe sich eines Antheils an dem Tode seines nächsten Anverwandten schuldig gemacht, um nur desto eher zu dem Besitz seiner Länder zu kommen.

Unterdessen diese Fürsten, aus verschiedenen Bewegungsgründen, den Kaiser ernstlich und dringend baten, das Urtheil nicht vollstrecken zu lassen, beschworen Sibylla und die übrigen von der Familie des Kurfürsten ihren Gemahl und Vater, durch Briefe sowohl als durch Boten, er möchte sich kein Bedenken machen, alles Mögliche einzugehen, um sich aus der gegenwärtigen Gefahr, und sie von ihrer

Furcht und Todesangst, die sie seinethalben ausständen, zu retten. Wie der Kaiser merkte, daß das Mittel, das er versucht hatte, anfing die von ihm gewünschte Wirkung zu thun, so ließ er nach und nach von seiner ersten Härte nach, und sich so weit besänftigen, daß er einige Hoffnung von Gnade und Verzeihung gab, wenn sich der Kurfürst selbst derselben würdig machen, und billige Bedingungen annehmen wolle. Der Kurfürst, welchen keine Rücksicht auf alles, was er selbst erwarten müßte, erschüttert hatte, wurde durch die Thränen einer Gemahlin erweicht, die er liebte, und konnte den Bitten seiner Familie nicht widerstehen. Aus Gefälligkeit gegen ihr wiederholtes flehentliches Anhalten, ließ er sich Vergleichsvorschläge gefallen, die er sonst mit Verachtung verworfen haben würde.

Die letzten Tage Kaisers Karl V.

Karl V., der größte Fürst seiner Zeit, entschloß sich endlich, nachdem er ein halbes Jahrhundert Europa bewegt und erschüttert hatte, die Welt zu verlassen, um den Abend seines Lebens in Ruhe und Andacht hinzubringen. Er entsagte daher 1556 allen seinen Würden, und ging, da schon seit einiger Zeit alles zu seiner Reise veranstaltet war, nach Zuitburg in Seeland, welches zum Sammelplatz der Flotte ernannt war. Auf seinem Wege dahin hielt er sich

einige Tage zu Gent auf, um der zärtlichen und angenehmen Schwermuth nachzuhängen, die jedem Menschen bei abnehmenden Kräften und herannähernden Abschiede natürlich ist, wenn er den Ort seiner Geburt und manche Scenen und Gegenstände, mit welchen er in seiner ersten Jugend bekannt gewesen, wieder sieht. Darauf setzte er, unter der Begleitung seines Sohnes Philipp, seiner Tochter, der Erzherzogin, seiner Schwestern, der verwittweten Königinnen von Frankreich und Ungarn, seines Schwiegersohns Maximilian, und eines zahlreichen Gefolges vom flandrischen Adel, seine Reise weiter fort. Ehe er ins Schiff trat, ließ er sie mit Merkmalen von Leutseligkeit und Achtung von sich, nahm von Philipp mit den zärtlichsten Umarmungen eines Vaters, der seinen Sohn zum letztenmal sieht, wehmüthig Abschied, und ging den siebenzehnten September unter Segel, unter einer Bedeckung vieler spanischen, niederländischen und englischen Kriegsschiffe. Er schlug eine dringende Einladung der Königin von England ab, die ihn gebeten hatte, in einem der Häfen ihres Gebiets zu landen, um daselbst auszuruhen, und ihr den Trost zu geben, ihn noch einmal zu sehen. Es kann, sagte er, einer Königin eben nicht angenehm seyn, einen Schwiegervater zu sehen, der nun weiter nichts ist, als ein gemeiner Edelmann.

Seine Reise war glücklich und angenehm. Er kam nach eilf Tagen zu Loredo in Biscaya ans Land; sobald er dasselbe betrat, warf er sich mit dem ganzen Leibe auf die Erde, küßte sie, und sah

sich nun als einen Menschen an, der der Welt abgestorben ist. „Nackend" sagte er dabei, „bin ich von meiner Mutter Leibe kommen, und nackend komme ich nun zu dir, du allgemeine Mutter der Menschen, wieder." Von Loredo setzte er seine Reise nach Burgos fort, bald in einem Tragsessel, auf den Schultern seiner Bedienten, bald in einer Sänfte, die von Pferden getragen wurde, stand bei jedem Schritte unaussprechliche Schmerzen aus, und kam sehr langsam weiter. Einige vom spanischen Adel erschienen in Burgos, um ihm die Aufwartung zu machen; aber ihrer waren sehr wenige, und ihr Aufzug ungemein nachläßig. Karl bemerkte es, und fühlte zum erstenmal, daß er nicht mehr ein Monarch wäre. Da er, von seiner ersten Jugend an, der geflissenen und ehrerbietigen Unterthänigkeit gewohnt gewesen, mit welcher man denen, die eine souveräne Macht besitzen, begegnet, so hatte ihn die den Fürsten gewöhnliche Leichtgläubigkeit betrogen, und er war schwach genug, sich zu ärgern, da er jetzt die Entdeckung machte, daß er seinen Glücksumständen das meiste von der ehrerbietigen Achtung zu danken gehabt, die er ehemals, unüberlegt, als eine Wirkung und ein Verdienst seiner persönlichen Eigenschaften angesehen hatte. Doch hätte er vielleicht den Leichtsinn seiner Unterthanen bald vergessen gelernt, und ihre Nachläßigkeit mit Verachtung angesehen; aber die Undankbarkeit seines Sohnes that ihm ungemein wehe. Denn dieser dachte bereits nicht mehr an alles das, was er der Güte seines Vaters schuldig war, und ließ ihn einige Wochen in Burgos warten, ehe er ihm die erste Hälfte des geringen Jahrgeldes bezahlte, das

doch alles war, was er sich von so vielen Königreichen vorbehalten hatte. Wie Karl ohne diese Summe seine Bedienten nicht mit solchen Belohnungen abdanken und gehen lassen konnte, als sie mit ihrer Treue verdient, oder seine Großmuth ihnen zugedacht hatte, so konnte er es nicht unterlassen, seine Befremdung und Mißvergnügen blicken zu lassen. Endlich wurde die Summe bezahlt, und nachdem nun Karl einer großen Zahl seiner Hausbedienten, die ihm in seiner Einsamkeit überflüßig und lästig gewesen seyn würden, den Abschied gegeben hatte, so reisete er weiter nach Valladolid. Daselbst nahm er den letzten und zärtlichsten Abschied von seinen beiden Schwestern, denen er die Erlaubniß nicht geben wollte, ihn nach seiner Einsamkeit zu begleiten, ob sie ihn gleich mit Thränen darum baten, damit sie nicht allein den Trost haben möchten, durch ihre Pflege und Wartung seine Leiden zu mildern, und ihm beizustehen, sondern auch in seiner Gesellschaft und in der Verbindung mit ihm in den Uebungen der Gottseligkeit, denen er den Rest seiner Tage geweiht hatte, Unterricht und Stärke finden könnten.

Von Valladolid setzte er seine Reise nach Placentia, in Estremadura, fort. Er war einmal, vor vielen Jahren, durch diese Stadt gegangen, und wurde damals von der angenehmen Lage des Hieronymiten-Klosters St. Just, das wenige Meilen von dieser Stadt entfernt liegt, ungemein gerührt. Er hatte auch damals schon gegen sein Gefolge die Anmerkung gemacht, daß dieß ein Flecken wäre, den Diocletian mit Vergnügen zu seiner Ruhestätte hät-

te wählen können. Der Eindruck davon war seiner Seele so tief eingeprägt, daß er ihn zum Sitz seiner Einsamkeit erwählte. Es lag in einem nicht sehr großen Thale, welches ein kleiner Bach wässerte, und mit schattigen Bäumen bedeckte Anhöhen einschlossen. Sowohl die Natur des Bodens, als seine gemäßigte Luft, machten es zu dem gesundesten und angenehmsten Wohnsitz in ganz Spanien. Einige Monate vor seiner Abdankung hatte er einen Baumeister dahin geschickt, um ein Gebäude zu seiner Wohnung an das Kloster anzuhängen. Aber er gab den ausdrücklichen Befehl, daß das Gebäude nach seinen gegenwärtigen Umständen, und nicht nach seiner ehemaligen Würde, angelegt werden sollte. Es bestand bloß aus sechs Zimmern; vier davon waren, nach Art von Mönchs = Zellen, mit unbekleideten Wänden, und die andern beiden, jedes zwanzig Fuß ins Gevierte, mit braunem Tuche tapezirt, und mit dem simpelsten Hausgeräthe versehen. Sie lagen auf ebenem Boden; eine Thür daraus ging in einen Garten, zu welchem Karl selbst den Plan entworfen, und den er mit verschiedenen Pflanzen hatte versehen lassen, die er mit eigenen Händen zu bauen sich vorsetzte. An der andern Seite stieß es an die Klosterkapelle, wo er seinen Gottesdienst verrichten wollte. Diese demüthige Ruhestätte, die kaum einem gemeinen Edelmanne zu einer erträglich bequemen Wohnung hätte dienen können, bezog Karl nur mit einigen Bedienten. Hier begrub er, in der Einsamkeit und Stille, seine Größe, seinen Ehrgeitz, und alle die ausgedehnten Projekte, die ein halbes Jahrhundert hindurch Europa beängstigt, und jedes Königreich dessel-

ben, eins ums andre, mit dem Schrecken seiner Waffen, oder der Furcht, seiner Macht unterworfen zu werden, erfüllet hatten.

Als der Kaiser diese Einsamkeit bezog, entwarf er sich selbst einen Lebensplan, der ungefähr dem Stande eines Privatedelmannes von mäßigem Vermögen angemessen gewesen wäre. Seine Tafel war reinlich, aber einfach; seiner Bedienten wenige; sein Umgang mit ihnen freundschaftlich; und alle lästige und abgezirkelte Förmlichkeiten in der Bedienung seiner Person waren gänzlich abgeschafft, weil sie der gesellschaftlichen Zufriedenheit und Ruhe, durch welche er den Rest seiner Tage annehmlich zu machen strebte, zuwider sind. Da die gesunde und gemäßigte Luft, die er genoß, und die Befreiung von der Bürde und den Sorgen der Regierung, ihm anfänglich eine merkliche Erleichterung der peinlichen Schmerzen, mit welchen er so lange gequält war, verschafften, so genoß er vielleicht in dieser demüthigen Hütte ein Vergnügen, das reiner war, als alles, was ihm seine Größe jemals gelassen hatte. Die ehrsüchtigen Gedanken und Entwürfe, die ihn so lange beschäftigt und beunruhigt hatten, waren aus seiner Seele nunmehr gänzlich verbannt; er nahm so wenig Theil an den politischen Verhandlungen der Fürsten von Europa, daß er sogar nicht einmal die Neugier hatte, darnach zu fragen, und er sah, wie es schien, diese tumultvolle Scene, die er verlassen hatte, mit aller der Gleichgültigkeit und Verachtung an, die sowohl aus einer vollkommenen Erfahrung ihres geringen Werths, als aus der angenehmen Em-

pfindung, sich selbst den Sorgen, die ihn durch dieselbe begleiteten, entrissen zu haben, entsprang.

Es waren andere Zeitvertreibe und andere Gegenstände, die ihn jetzt beschäftigten. Zuweilen wartete er der Pflanzen seines Gartens mit seinen eigenen Händen; zuweilen ritt er auf einem kleinen Pferde, dem einzigen, das er hielt, und in der Begleitung eines Bedienten zu Fuß, in das nahe gelegene Holz. Wenn ihn, wie es oft geschah, seine körperlichen Schwachheiten in seinem Zimmer einschlossen, und ihn dieser thätigern Aufmunterungen beraubten, hatten entweder einige Edelleute, die in der Nachbarschaft des Klosters wohnten, die Erlaubniß, ihn zu besuchen, und er behielt sie freundschaftlich zum Essen; oder er beschäftigte sich im Nachforschen der Grundsätze der Mechanik, und machte selbst sehr künstliche Arbeiten. Er hatte hieran jederzeit ein großes Vergnügen gefunden, und ein besonderes Genie dazu. Eben deßwegen hatte er auch einen der geschicktesten Künstler damaliger Zeiten, den Turriano, dahin vermocht, daß er mit ihm in diese Einsamkeit zog. Mit Beistand desselben verfertigte er Modelle zu den nützlichsten Maschinen, und machte mit ihm Versuche und Erfahrungen ihrer verschiedenen Kräfte; und nicht selten unterstützten die Ideen des Monarchen die Erfindungen des Künstlers, oder vervollkommten sie. Zuweilen munterte er sein Gemüth mit geringern, und selbst poßierlichen, mechanischen Kunststücken auf; er machte Puppen, die durch inwendig angebrachte Federn verschiedene Stellungen und Bewegungen der Menschen, zu nicht geringem

Erstaunen der unwissenden Mönche, nachmachten, die, wenn sie diese ihnen unbegreiflichen Bewegungen ansahen, oft ihren eigenen Sinnen nicht traueten, und Karln und Turriano in Verdacht hatten, sie müßten mit den unsichtbaren Mächten im Bunde stehen. Sonderlich legte er sich, mit ungemeinem Fleiße, auf große und kleine Uhren, und da er, nach häufig wiederholten Versuchen gefunden hatte, daß er keine zwei so stellen könnte, daß sie vollkommen gleich gingen, so machte er, wie man sagt, mit einer von Reue gemischten Bewunderung über seine eigene Thorheit, die Betrachtung, daß er so viel Zeit und Mühe an den noch eitlern Versuch angewandt hätte, Menschen zu einer vollkommenen Einförmigkeit im Denken über die verwickelten und geheimnißvollen Lehren der Religion bringen zu wollen.

Aber auf welcherlei Art auch sich Karl in dem Reste seiner Tage beschäftigte, so wandte er doch beständig einen beträchtlichen Theil seiner Zeit zu Religionsübungen an. Er wohnte dem Morgen- und Abendgottesdienst in der Kapelle des Klosters ordentlich bei; er fand viel Vergnügen in der Lesung solcher Schriften, die die Gottseligkeit befördern, sonderlich in den Werken des heiligen Augustins und des heil. Bernhards; und unterredete sich mit seinem Beichtvater und dem Prior des Klosters häufig über dergleichen Materien. So brachte Karl das erste Jahr seiner Ruhe zu, auf eine Art, die einem Menschen nicht unanständig war, der sich von allen Geschäften und Sorgen dieses Lebens vollkommen losgerissen hat, und an den Gränzen einer an-

dern Welt stehet, entweder in unschuldigen Zeitvertreiben, darüber er seiner Schmerzen etwas vergaß, und die seine von Geschäften ganz erschöpfte Seele erquickten; oder in gottseligen Andachtsübungen, die er zu einer Vorbereitung auf einen zukünftigen Zustand nothwendig hielt.

Einige Monate vor seinem Tode hatte er harte und wiederholte Anfälle der Gicht auszustehen. Er trug sie aber standhaft und mit völliger Ergebung in den Willen Gottes. Doch blieben sie nicht ohne allen Einfluß auf seine Geisteskräfte, welches aus dem sonderbaren Aufzuge, mit dem er sein Leben endete, erhellet. Er entschloß sich nämlich, noch vor seinem Tode sein eigenes Leichenbegängniß zu feiern. Er ließ sein Grabmal in der Kapelle des Klosters aufrichten. Seine Hausbedienten gingen Paar bei Paar, in einer Leichenprozession, mit schwarzen Fackeln in der Hand, dahin. Er selbst folgte in seinem Todtengewande. Er wurde mit vieler Feierlichkeit in den Sarg gelegt. Die Seelenmesse wurde abgesungen, und Karl verband sich mit den Umstehenden in den Gebeten für die Ruhe seiner Seele, und vermischte seine Thränen mit denen, die die Umstehenden vergossen, als wenn sie einem wirklichen Leichenbegängnisse beigewohnt hätten. Die Zeremonie endete sich damit, daß der Sarg, dem gewöhnlichen Gebrauche gemäß, mit Weihwasser besprengt wurde; die Versammlung ging auseinander, und die Thüren der Kapelle wurden zugemacht. Darauf stieg Karl aus seinem Sarge, und begab sich wieder in sein Zimmer, voll der schwermüthigen Gedanken, die eine so

sonderbare Zeremonie hervorbringen mußte. Der Eindruck, den dieses Bild des Todes auf seine Seele machte, griff ihn so stark an, daß er den folgenden Tag von einem Fieber befallen wurde, und bald darauf, den 21. Sept. 1558, in einem Alter von 58 Jahren starb.

V.

Die
Macht der Religion.

Maria Stuart.

Maria war die Tochter König Jakobs des Fünften von Schottland, der wenige Tage nach ihrer Geburt starb, und ihr die Schottische Krone hinterließ. Weil aber das Reich von innerlichen Unruhen zerrüttet wurde, brachte man sie an den französischen Hof, und hier verlebte sie die schönen Jahre ihrer blühenden Jugend. Mit einem sehr gefälligen Aeußern verband sie einen hohen Geist. Von den Wissenschaften damaliger Zeit hatte sie große Kenntnisse. Sie erwarb sich daher am französischen Hofe allgemeine Zuneigung und Hochachtung. Allein jugendlicher Leichtsinn, Ehrgeitz, Heftigkeit und Unbeständigkeit in der Liebe verwickelten sie in ein Labyrinth von Fehlern, aus dem sie zuletzt keinen Ausgang mehr finden konnte.

Das Glück bot ihr im siebenzehnten Jahre die Krone Frankreichs dar; aber schon im achtzehnten Jahre war sie Wittwe und kehrte nach Schottland zurück, um den Scepter in einem Reiche zu führen, das von Parteiwuth zerrissen war.

Maria genoß wenig frohe Tage in Schottland. Ihre zweite Ehe, mit einem Grafen Darnlai, lief unglücklich ab. Nach dessen Tode fiel sie in die Schlin-

gen eines Bösewichts, des Grafen Bothwel, den sie nun heurathete. Auf diese Vermählung brach der Haß der Nation in offene Empörung aus. Mehrere Personen vom hohen Adel verbanden sich gegen sie. Sie wurde gefangen nach Edinburg gebracht, in ein festes Schloß eingesperrt, und streng behandelt. Das Parlament verurtheilte Marien zum lebenslänglichen Gefängnisse; und ihr kleiner Sohn wurde unter dem Namen Jakobs des Sechsten zum Könige ausgerufen.

Die gefangene Königin fand bald Gelegenheit, nach England zu ihrer Tante, der Königin Elisabeth, zu entfliehen. Ach, sie dachte nicht, daß ihr gegenwärtiges Unglück Elisabeths größte Wonne war. Oft genug hatte Elisabeth schon gezeigt, daß sie ihrer Nichte gar nicht hold sey. Diese hatte die nächsten Ansprüche auf die Nachfolge in England, wenn Elisabeth kinderlos sterben sollte. Maria selbst hatte schon in Frankreich den Titel einer Königin von England angenommen, und konnte nie dahin gebracht werden, ihn abzulegen. Ja es gab sogar eine bedeutende Partei in England, die aus hervorgesuchten Gründen kühn behauptete, schon jetzt gebühre ihr der Thron. Grund genug für ein so furchtsames und eifersüchtiges Weib, als Elisabeth war, die verwegene Nebenbuhlerin wie ihre Todfeindin zu hassen.

Anstatt gegen die unglückliche Königin großmüthig oder auch nur menschlich zu handeln, folgte Elisabeth den Eingebungen einer eigennützigen und rachsüchtigen Politik, und warf sich zur Richterin über Marien auf, um Veranlassung zu ihrer Verhaftung zu erhalten. Sie ließ sie in engen Gewahrsam bringen. Zuletzt saß sie auf dem Schloß Fotheringai

in der Grafschaft Northampton. Hier wurde sie des Hochverraths angeklagt. Demzufolge ernannte Elisabeth vierzig der vornehmsten Männer im Königreiche, als Pairs oder Mitglieder des geheimen Raths, und fünf Richter, um Marien einen förmlichen Prozeß zu machen. Sie begaben sich am 11. Nov. 1586 nach Fotheringai, wo sie die Vertheidigung Mariens vernahmen. Am Ende derselben sagte sie: „Ich habe meine Schwester Elisabeth durch alle Beweise der zärtlichsten Freundschaft zur Endigung meiner Leiden zu bewegen gesucht. Durch einen gütigen Blick von ihr angelockt, flüchtete ich mich, noch in dem vollen Glanze und in dem Feuer meiner Jugend, in ihr Reich, und bin daselbst im Elende und in der Gefangenschaft alt geworden. In dieser unglücklichen Gefangenschaft von zwanzig Jahren ist meine Jugend, mein Glück, meine Gesundheit auf immer entflohen. Ich habe ihrer Zärtlichkeit und ihrer Großmuth so wenig, als ihrer Gerechtigkeit zu danken. Unterdrückt, hinsterbend unter harten Behandlungen und Kränkungen, die ich nicht verdient hatte, habe ich fremde Fürsten gebeten, mir mit ihren Armeen zu Hilfe zu kommen. Auch habe ich den unterdrückten Katholiken Schutz zu verschaffen gesucht. Ich habe deßwegen an Elisabeth selbst meine inständigen Bitten gerichtet. Aber die Wiedererhaltung meiner Freiheit und meines Reichs und die Beförderung dieser Religion, die ich liebe, können mich nicht bewegen, durch ein Verbrechen mich selbst zu schänden. Ich möchte keine Krone durch den Mord des niedrigsten unter den Menschen erkaufen. Mich anklagen, daß ich auf die Ermordung der Königin,

meiner Schwester, Unternehmungen gebaut habe, heißt mich des niedrigsten, verabscheuungswürdigsten Bubenstücks beschuldigen. Meine Unschuld kann nicht mit Aufrichtigkeit weder bezweifelt, noch viel weniger bewiesen werden." Doch hier half keine Vertheidigung. Ihr Tod war beschlossen, noch ehe man sie hörte.

Am 7. Februar 1587 überbrachten ihr die Grafen von Schrewsburi und Kent das Todesurtheil. Die Verurtheilte zeigte hiebei nicht die mindeste Betrübniß, sondern sagte mit unerschütterter Gemüthsruhe: „Die Nachricht, die Sie mitbringen, kann mir nicht anders als höchst erwünscht seyn, weil sie mir das Ende meiner Leiden ankündigt. Auch ist, meiner Meinung nach, eine Seele der Glückseligkeit des ewigen Lebens nicht werth, welche vor den Leiden des Körpers zurückbeben, oder sich vor dem Streiche, welcher sie in Freiheit setzt, fürchten kann."

Nachdem die beiden Grafen sich entfernt hatten, ließen Mariens Bediente ihren Thränen freien Lauf; sie aber, gerührt durch ihre Anhänglichkeit, gab sich alle Mühe, ihnen Trost einzusprechen. „Euer Gram, sprach sie, ist ganz vergebens, und kann weder meinen, noch euern Zustand verbessern. Mein Loos ist in aller Hinsicht erwünscht; denn das Elend, aus dem ich erlöst werden soll, ist das kränkendste und hoffnungsloseste. Statt also zu klagen und zu weinen, solltet ihr euch vielmehr freuen." Diesen Abend aß sie frühzeitig, um ihre Angelegenheiten noch ordnen zu können. Nach Tische ließ sie alle ihre Bedienten vor sich kommen, und trank auf ihr Wohlergehen. Alle zerflossen in Thränen, fielen ihr zu

Füssen, und baten sie schluchzend um Verzeihung ihrer Fehler, und um ihren Segen. Sie gab ihnen eine christliche Ermahnung, und theilte darauf ihr Geld und die wenigen ihr gelassenen Kostbarkeiten unter dieselben aus.

Nachdem sie noch einige Angelegenheiten besorgt hatte, begab sie sich mit ihren Kammerfrauen in ihr Schlafzimmer, und beschäftigte sich hier, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, mit Andachtsübungen und Lesen in dem Leben der Heiligen. Zu ihrer gewöhnlichen Zeit legte sie sich zu Bette, und genoß vier Stunden lang eines sanften Schlafs.

Als der Tag anbrach, kleidete sie sich an, zwar reich, aber anständig. Sie genoß das heilige Abendmahl vermittelst einer geweihten Hostie, welche sie sich, in melancholischer Vorahnung ihres unglücklichen Schicksals, von dem Papst Pius dem Fünften ausgebeten hatte. Hierauf überlieferte sie ihrem Arzt ihr Testament, mit dem Auftrag, es dem Herzog von Guise, als ihrem vornehmsten Exekutor, einzuhändigen. Auch übergab sie ihm einige Andenken ihrer Liebe für den König von Frankreich, die Königin Mutter, und ihre Verwandten aus dem Hause Lothringen. Hiemit entsagte sie allen weltlichen Angelegenheiten, und begab sich in ihre Betkapelle, wo sie bald knieend vor dem Altar lag, bald mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen ohne Bewegung da stund. In diesen gerührten Augenblicken weilte sie bei dem Andenken ihrer Leiden, warf alle ihre Schwachheiten in den Vaterschoos Gottes, und erhob und tröstete ihren Geist durch die

Betrachtung seiner Vollkommenheiten und seines Erbarmens.

Um acht Uhr des Morgens trat der Oberscherif der Grafschaft, Thomas Andrews, in ihr Zimmer, und sagte ihr, die Stunde der Hinrichtung wäre da. „Ich bin bereit!“ war ihre Antwort, und ihr Auge strahlte Huld und Frieden. Ihr Kleid war von schwarzer Seide; ihr Rock war mit karmoisinrothem Sammet eingefaßt; ein Schleyer von Battist, mit Drath ausgebogen und mit Spitzen besetzt, war an ihrer Haube befestigt, und reichte bis auf den Boden herab; ein Agnus Dei hing an einer Bisamkette an ihrem Halse; am Gürtel trug sie einen Rosenkranz, und in der Hand ein Kruzifix von Elfenbein. Nachdem sie von ihren Umgebenden Abschied genommen hatte, ging sie mit einem bescheidenen und majestätischen Wesen nach dem zu der Hinrichtung bestimmten Saale. Die englischen Edlen mit ihrem Gefolge erwarteten sie an der Thüre des Saales. Hier traf sie auch ihren ehemaligen Haushofmeister, Melvil, den ihre Hüter seit vielen Tagen nicht hatten zu ihr lassen wollen. Er warf sich zu ihren Füßen, weinte laut, und beklagte sein unglückliches Verhängniß, und die traurige Nachricht, die er nun nach Schottland würde bringen müssen. „Klage nicht, sagte sie, ehrlicher Melvil, sondern freue dich vielmehr, daß du Maria Stuart nun von allen ihren Leiden befreit sehen wirst. Die Welt, mein guter Melvil, ist nur Eitelkeit, und ein Meer von Thränen würde nicht hinreichen, ihre Trübsale zu beweinen. Bisher habe ich dich treu befunden; und ob du gleich von Religion ein Protestant bist, und ich

eine Katholikin, so ist doch nur Ein Christus, und ich trage dir daher auf, wie du ihn ehrest und fürchtest, diese letzte Botschaft von mir zu überbringen, daß ich unerschüttert in meiner Religion, und unverändert in meiner Liebe gegen Schottland und Frankreich sterbe. Sage meinem Sohn, er solle Gott dienen, sich die wahre Wohlfahrt seines Volks angelegen seyn lassen, und nie sich der Gewalt eines andern Fürsten anvertrauen. Versichere ihn, daß ich nie etwas gethan, das seinem Königreich, seiner Krone oder seiner Größe zum Nachtheil gereichen könnte. O Gott, setzte sie hinzu, der du die Wahrheit selbst bist, und die geheimsten Gedanken der Sterblichen durchschauest! du weißt, daß mir die herzlichste Einigkeit der Königreiche England und Schottland immer am Herzen lag. Unendlich sind die Kränkungen und Beleidigungen, die meine Feinde mir zugefügt haben; sie haben gedürstet nach meinem Blute, wie der Hirsch nach der Quelle. O Gott der Erbarmung, verzeihe ihnen!" Sie ließ einige Thränen fallen, neigte sich gegen Melvil, und sagte: „Leb' wohl, guter Melvil, leb' wohl! bete für deine Königin!"

Jetzt kehrte Maria wieder zu ihrer ruhigen Fassung zurück. In Begleitung einiger Treuen ihrer Dienerschaft trat sie in den Saal, wo sie den Todesstreich empfangen sollte, und ging mit einer erhabenen Miene zu dem Gerüste, welches an dem äußersten Ende desselben errichtet war. Keine von den zahlreich daselbst versammelten Personen sah ohne Rührung diese so liebenswürdige und unglückliche Königin mit heiterer Stirne zum Tode gehen. Ihre

Schönheit war, ob sie gleich von Jahren, Kummer und körperlichen Schwachheiten gelitten hatte, noch auffallend, und verstärkte den schaudervollen Eindruck, der sich aller Anwesenden bemächtigte. Es herrschte ein tiefes Stillschweigen. Maria allein schien den Gebrauch ihrer Sinne behalten zu haben. Sie bestieg das Blutgerüste mit festem Schritt und heiterm Gesicht, und warf ihre Augen auf den Block, auf das Beil und auf den Scharfrichter. Man setzte ihr einen Stuhl hin, auf dem sie sich niederließ, worauf ihr noch einmal das Todesurtheil vorgelesen wurde, das Elisabeth unterzeichnet hatte, welches indessen die Ruhe ihrer Seele nicht zu stören vermochte. Als aber der Dechant von Peterborough sich ihr näherte, und ihr im Namen der Königin Elisabeth zuredete, daß sie ihre Religion abschwören sollte, so gebot sie dem fanatischen Eiferer, mit seinen ungebührlich langen Reden und Drohungen einzuhalten, und sie nicht länger ihres Glaubens wegen zu beunruhigen. „Ich bin in der römisch-katholischen Religion geboren, sagte sie; ich habe ihre hohe Kraft und Tröstungen während meines ganzen Lebens, in den prüfenden Zeiten der Krankheit, der Noth und des Grams erfahren; und ich bin entschlossen, in ihr zu sterben.“

Die beiden Grafen schämten sich endlich selbst der barbarischen Hartnäckigkeit des Dechants, und erinnerten ihn, er möchte seinen Ermahnungen ein Ziel setzen, und sich begnügen, für ihre Bekehrung zu beten. Er fing also ein langes Gebet an; Maria fiel zugleich auf ihre Knie, und betete, ohne weiter im geringsten auf ihn zu achten, zur heiligen

Jungfrau. Sie stand auf, und nachdem sie gewartet hatte, bis der Dechant mit seinem Gebet fertig war, kniete sie abermals nieder, und bezeugte mit lauter Stimme ihre uneingeschränkte Verzeihung aller Beleidigungen ihrer Feinde, und empfahl die Kirche, ihren Sohn und die Königin Elisabeth dem Schutze Gottes. Hierauf hielt sie ihr Kruzifix an ihre Lippen, drückte es andächtig auf dieselben, blickte es dann inbrünstig an, und rief aus: „O Jesu, du streckteſt am Kreuz deine Arme aus, um das verlorne Menschengeschlecht zu retten. Verzeihe mir meine Uebertretungen, und strecke deine Arme auch nun aus, mich in Gnade aufzunehmen."

Ihre Kammerfrauen halfen ihr jetzt sie auszukleiden. Nachdem ihre Oberkleider bei Seite gelegt waren, bedeckte sie die Arme mit ein Paar seidenen Handschuhen. Ihre Kammerfrauen und Bedienten brachen nun in ein lautes Wehklagen aus. Sie legte ihren Finger auf den Mund, um ihnen anzudeuten, daß sie still seyn möchten, und sagte ihnen darauf mit freundlicher Miene das letzte Lebewohl.

Ganz entschlossen kniete sie vor dem Block hin und sagte: „Auf dich, o Herr, setz ich mein Vertrauen, laß mich nimmer zu Schanden werden." Sie verband ihre Augen mit einem leinenen Tuche, und indem sie ihren Körper mit großer Ruhe ausstreckte, und ihren Hals zu dem tödtlichen Streich zurecht legte, rief sie: „In deine Hände, o Gott, befehl' ich meinen Geist!" Der Scharfrichter, welcher alle Fassung verloren hatte, sonderte erst mit dem dritten Hiebe den Kopf vom Körper ab. Er hielt darauf den zerhackten und von Blut strömenden

Kopf empor; und da ihr Haar dadurch auseinander fiel, so sah man, daß es von Gram und Leiden schon grau geworden war.

So endete Maria Stuart, nach einer zwanzigjährigen Gefangenschaft, in einem Alter von fünf und vierzig Jahren ihre Laufbahn.

Johanna Gray.

Heinrich VIII. entschloß sich, vier Wochen vor seinem Tode, ein Testament zu machen. In demselben bestätigte er die Parlamentsakte von 1545, worin es heißt: die Krone sollte zuerst sein Sohn Eduard, dann die Prinzessinnen Maria und Elisabeth erben; nach seinen eignen Kindern aber sollte dieselbe auf die älteste Tochter seiner Schwester, der Königin von Frankreich, auf die Marquisin von Dorset, die Mutter der Johanna Gray übergehen.

Der Prinz von Wallis war aber bei dem Tode seines Vaters erst 9 Jahre alt; deßwegen bestimmte Heinrich in seinem Testamente zugleich die Volljährigkeit desselben auf das Ende seines 18ten Jahres. Zur Vollziehung seines letzten Willens hatte Heinrich 16 Exekutoren ernannt, die während Eduard's VI. Minderjährigkeit die Regierungsgeschäfte führen sollten, und denselben waren 12 Räthe beigeordnet, die jedoch keine unmittelbare Gewalt hatten, sondern bloß mit ihrem Rathe den Regenten beistehen konnten. Uebrigens sollte keiner der Exekutoren für sich

allein etwas in Staatssachen unternehmen, sondern alles nach der Stimmenmehrheit beschlossen werden.

Heinrich hat erwartet, daß er durch diese Einrichtung auch nach seinem Tode noch fortregieren, und daß seine bisher so folgsamen Minister von dem vorgezeichneten Administrationsplane nie abweichen würden. Allein er war kaum todt, als man in einer Versammlung der Regenten auf die Wahl eines Protektors antrug, weil es zur Würde der Regierung gehöre, ein Oberhaupt zu haben, das die königliche Majestät repräsentire, an welches sich die auswärtigen Gesandten wenden, und durch welches alle Geschäfte schneller und ordentlicher behandelt werden könnten; doch sollte der zu ernennende Protektor nichts ohne Beistimmung der übrigen Regenten vornehmen. Der Graf Eduard von Hertferd wurde nun einstimmig, unter der gedachten Einschränkung, zum Protektor gewählt, und diese Wahl kam um so leichter zu Stande, da die meisten Exekutoren weder von hoher Geburt, noch von großem Ansehen und Einfluße waren, und man auch nicht zweifelte, daß Hertford, als mütterlicher Oheim des jungen Königs, sich dessen Sicherheit werde angelegen seyn lassen. Das Erste, was nun vorgenommen wurde, waren Standeserhöhungen, die, wie man von dem Staatssekretär Sir Paget erfuhr, schon Heinrich kurz vor seinem Tode beschlossen hatte. Der Protektor wurde zum Herzoge von Sommerset, zum Großmarschall und Großschatzmeister ernannt, der Vicomte Dudlei aber zum Grafen von Warwick.

So groß und ausgezeichnet die Mäßigung war, mit welcher der Protektor in den mehrsten Angele-

genheiten verfuhr, so fehlte es gleichwohl nicht an eifersüchtigen Feinden, die ihn zu stürzen suchten. Er hatte zwar auch mehrere Unvorsichtigkeiten begangen, die sich nicht ganz entschuldigen ließen. Seitdem er vom jungen König ein Patent erhalten, wodurch er mit völlig königlicher Gewalt bekleidet wurde, hatte er auf die Meinungen der übrigen Regentschaftsräthe nicht weiter geachtet, vielmehr glaubte er, besonders seit dem Siege bei Pinkei, daß jeder verbunden sey, ihm nachzugeben und beizutreten; wer seiner Meinung widersprach, wurde mit Verachtung angesehen. Besonders fand sich der herrschsüchtige Graf von Warwick hierdurch beleidigt. Er verband sich mit dem Grafen von Southampton, und bildete mit ihm und andern Räthen eine starke Partei, welche entschlossen war, sich des Drucks des Protektors zu entledigen; und hierzu schien ihnen die Stimmung der Nation ungemein günstig zu seyn. Der Herzog von Sommerset zog sich den Tadel des Volkes besonders durch einen prächtigen Palast zu, den er sich in London mit ungeheuren Kosten bauen ließ, und weßwegen mehrere geistliche Häuser, sogar Kirchen, niedergerissen wurden, um ihm Platz und Baumaterialien zu verschaffen.

Am 6. Oktober 1549 hielten Sommerset's Feinde, Lord St. John, Präsident des Staatsraths, und die Grafen von Warwick, Arundel und Southampton, nebst 5 andern Staatsräthen, in Eli-House eine Zusammenkunft, zogen den Major und die Aldermen von London und den Befehlshaber des Towers auf ihre Seite, und ließen an den Adel von England Schreiben ergehen, worin sie ihn von ihrem

Vorhaben unterrichteten und zum Beistand aufforderten. Den Tag darauf traten fast alle übrigen Staatsräthe zu den Mißvergnügten über, so wie auch die Stadt London sich ganz für sie erklärte. Man reichte hierauf dem Könige die aufgesetzten Klagepunkte gegen Sommerset ein; sie betrafen weder Betrug noch Raub, noch ähnliche Verbrechen, sondern nur Mißbrauch seiner Gewalt, ehrgeiziges und unvorsichtiges Betragen und dergleichen. Zwar hätte ihn das königliche Patent, das ihn zur höchsten Gewalt bevollmächtigte, wider diese Vorwürfe schützen können; aber man behauptete, daß er dieses Patent vom jungen König erschlichen habe. Eduard ließ sich gegen seinen Oheim so einnehmen, daß derselbe in dem Tower gesetzt und bald darauf enthauptet wurde.

Durch den Fall des Herzogs von Sommerset erhob sich der Graf von Warwick an dessen Stelle; die ganze Staatsverwaltung stand nun unter seiner Oberleitung. Seine Herrschsucht erhielt den höchsten Schwung. Sein Ziel war nichts geringeres als die englische Krone, um dieselbe, wo nicht für sich selbst, doch für seine Familie zu erringen. — Unter dem Adel und den Gemeinen gewann er sich Anhänger, auf deren Unterstützung er, auch bei den kühnsten Unternehmungen, rechnen konnte. Im Jahre 1551 starb der Graf von Northumberland, Heinrich Pierci, und seine Güter fielen, da sein Bruder Thomas Pierci wegen seiner Theilnahme an einem Aufruhr von 1536 sein Erbfolgerecht verloren hatte, an die Krone. — Diese reichen Besitzungen ließ sich Warwick zusprechen, und erhielt den Titel eines Herzogs

von Northumberland. Zu gleicher Zeit wurde sein Freund, der Großschatzmeister Lord St. John, zum Grafen von Wiltshire, sodann zum Marquis von Winchester, und Sir Wilhelm Herbert zum Grafen von Pembroke erhoben. Durch jenen Gütererwerb bekam die Macht des neuen Herzogs von Northumberland einen sehr beträchtlichen Zuwachs.

Da Eduard VI. im Anfange des Jahres 1552 in einen krankhaften Zustand gerathen war, der sich fast mit jedem Tage verschlimmerte, so benützte der Herzog von Northumberland den Einfluß, den er auf ihn hatte, um einen Plan auszuführen, mit dem er schon längst umgegangen war. Er stellte dem jungen Prinzen vor, daß seine beiden Stiefschwestern, Maria und Elisabeth, vormals durch eine Parlamentsakte für unächt erklärt worden wären; zwar habe sie Heinrich VIII. in seinem letzten Willen der Thronfolge wieder fähig gemacht, aber die Nation werde nie zugeben, daß eine unächte Prinzeßin den englischen Thron besitze; die Königin von Schottland sey eine Ausländerin, durch die Gesetze von dem englischen Throne ausgeschlossen, nicht zu gedenken, daß sie, als künftige Königin von Frankreich, aus England eine französische Provinz machen würde; das Schlimmste sey, daß, wenn seine Schwester Maria, oder die Königin von Schottland auf dem englischen Throne folgte, die protestantische Religion unfehlbar würde abgeschafft, und alle zum Vortheile der Reformation gemachten Gesetze widerrufen werden; würden aber jene drei Prinzeßinnen, aus den angeführten richtigen Gründen, von der Thronfolge ausgeschlossen, so falle dieselbe auf die Marquisin von

Dorset Franziska, älteste Tochter der vormaligen Königin Maria von Frankreich und des Herzogs von Suffolk, deren nächste Erbin Johanna Gray wäre, eine Person von dem liebenswürdigsten Charakter, von protestantischer Religion, und von großen Kenntnissen; auch sey der König, wie sein Vater, vollkommen berechtigt, ihr die Krone, der sie so würdig wäre, durch ein feierliches Patent zu hinterlassen.

Diese Vorstellungen fanden bei dem jungen König Eingang. Vorzüglich ließ er sich durch seinen Eifer für die protestantische Religion bestimmen, seine katholische Stiefschwester Maria, von welcher die protestantische Partei alles zu fürchten hatte, von der Thronfolge auszuschließen. Natürlich aber mußte, da man hier die unächte Geburt zum Vorwande nahm, auch die Prinzeßin Elisabeth ausgeschlossen werden, ungeachtet sie protestantisch war und vom Könige sehr geliebt wurde.

Zu ihrem Unglücke stammte daher Johanna Gray aus königlichem Geblüte. Sie schien mehr für häusliches Glück und Einsamkeit, als für den Hof, mehr für die Tugend, als für den Ehrgeiz geboren zu seyn. Die Natur hatte ihr reichliche Verstandeskräfte, ein sehr sanftes, menschliches Herz, und die Erziehung ein gefälliges und liebenswürdiges Betragen gegeben. Ihr Vater, selbst ein Freund der Wissenschaften, erzog sie nach ihren Talenten, und überließ sie nie den öffentlichen Lustbarkeiten, weil sie ihnen die stillen Freuden der Einsamkeit vorzog; denn sie un-

terschied schon ganz richtig Vergnügen des Geistes von der Freude des Körpers. In Roms und Griechenlands Weisen fand sie nicht weniger Reiz und Schönheit, als in den Schriften der Gelehrten ihrer Zeit. In Erlernung der Philosophie suchte sie ihrem Verstande Weisheit und Ueberlegung zu verschaffen: die schönen Wissenschaften sollten ihren Geschmack verfeinern, und ihr Gefühl gegen die Menschheit und die Gesellschaft sanfter machen, und dadurch wollte sie sich die Ruhe des Geistes erwerben, die allerdings aus der Weisheit ihren Ursprung nimmt, und ein Werk der Ueberlegung ist. So flossen ihre Tage unter dem segensvollen Schutze der Weisheit und der Unschuld hin. Bald aber riß sie der Ehrgeiz eines Mannes aus ihrer glücklichen Einsamkeit, und alle Stürme menschlichen Lebens wogten über sie hin.

Nach der obengenannten Vorbereitung vermählte der Herzog von Northumberland seinen vierten Sohn, den Lord Guilford Dudlei, mit Johanna Gray, deren Vater, der Marquis von Dorset, kurz vorher den Titel eines Herzogs von Suffolk erhalten hatte.

Indessen ward der Gesundheitszustand des Königs immer gefährlicher. Um seinen Zweck sicherer zu erreichen, entfernte Northumberland alle Personen von dem königlichen Kranken, außer seinen eigenen Kundschaftern; er selbst ging ihm nicht von der Seite: und so gelang es ihm, den jungen Prinzen zur endlichen Einwilligung zu der vorgeschlagenen Thronfolge-Ordnung zu bewegen. Nachdem die Sache im Staatsrathe mehrere Mahle überlegt wor-

den war, und der Oberrichter Eduard Montague, nebst den andern Richtern von England, immer widersprochen hätte, ließ der König ein Patent aufsetzen, wodurch er die Prinzeßinen Maria und Elisabeth von der Thronfolge ausschloß, und die Johanna Gray zu seiner Nachfolgerin erklärte. Allein dadurch hob Eduard VI. sowohl seines Vaters Testament, als auch die Nachfolgungsakte vom Jahre 1544 auf, welches er mit Recht durchaus nicht konnte. Darauf beriefen sich der Oberrichter Montague und die andern Richter, und übernahmen die Vertheidigung der Maria mit einer Bescheidenheit und einem warmen Enthusiasmus für die gegründeten Rechte dieser Prinzeßin, der ihnen um so rühmlicher war, weil sie fast alle die eifrigsten Protestanten waren, und sich von der Maria für ihre Religion und ihren Gottesdienst nicht viel Glück versprechen konnten. Der Herzog hielt ihnen die Rechte der Lady Johanna vor, ward auf die Mitglieder des Staatsraths entrüstet, nannte sie Verräther, und drohte, die Rechte der Johanna mit dem Degen zu vertheidigen. Nach mehrern Sitzungen des Staatsraths unterschrieben endlich die Glieder desselben, auf den Befehl des Königs und die Drohungen Northumberlands, das Patent.

Kurz darauf ward der König so krank und schwach, daß die Aerzte alle Hoffnung aufgaben. Er starb zu Greenwich am 6. Jul. 1553, im 16ten Jahre seines Alters, und im 7ten seiner Regierung.

Damit war die Losung zum Unglücke der Johanna

gegeben. Ganz fremd mit den Kabalen, die ihr Schwiegervater am Hofe spielte; unbekannt mit der Absicht, die man hatte, ihr die Krone aufzusetzen, wollte sie in den Armen eines Mannes, der sie liebte, die Freuden des häuslichen Lebens genießen, und in ihnen neuen Zusatz ihrer Zufriedenheit finden. Sie entsetzte sich außerordentlich, als der Herzog, im Gefolge ihres Vaters und einiger vornehmen Herren, zu ihr kam, sich ihr zu Füßen warf und ihr die Nachricht von ihrer Thronbesteigung brachte. Ein Strom von Thränen hinderte sie zu reden. — „Sanfte, gefühlvolle Thränen, wie oft seyd ihr die lautesten Redner eines angstvollen Herzens! wie oft traurige Vorbedeutungen eines noch schwerern Unfalls!"

Johanna weigerte sich ernstlich, die Krone anzunehmen, erklärte sich ausdrücklich für das Recht der beiden Schwestern des verstorbenen Königs, und zeigte die Folgen, die ein so gefährliches Unternehmen haben würde; wie sie dann überhaupt eine Person von großem Verstande, gutem Herzen, und von aller Ehrsucht völlig frei war. Auch würde sie sich gewiß nie entschlossen haben, den Privatstand zu verlassen, wenn sie nicht durch das ungestüme Anhalten ihres Vaters, ihres Schwiegervaters und ihres Gemahls, des Lords Guilford, dazu wäre überredet worden.

Es ergieng also ein Befehl des Staatsraths, die Johanna Gray durch ganz England als Königin auszurufen. Doch geschah dieß bloß zu London und in

der Nachbarschaft, und ohne alle Merkmale der Freude. Todesstille herrschte bei dem feierlichen Ausrufe unter dem Volke; weder Freudengeschrey, noch angestellte Lustbarkeiten erfolgten. Ahnungsvolle Deutungen der Zukunft! —

Der Herzog von Northumberland hatte bei seinen geheimen Bemühungen, seine Schwiegertochter auf den Thron zu heben, den entscheidenden Fehler begangen, daß er die beiden Schwestern des Königs nicht in Zeiten an einen sichern Ort hatte in Verwahrung bringen lassen. Zwar berief er die Prinzeßin Maria an den Hof, unter dem Vorwande, ihrem todtkr...en Bruder beizustehen; aber diese Maßregel wurde zu spät genommen.

Der Graf von Arundel gab der Prinzeßin, die bereits zu Hoddesden, eine halbe Tagreise von London, angekommen war, insgeheim Nachricht, sowohl von Eduards VI. Tode, als von dem wider sie angelegten Plane, sie in Verhaft zu nehmen, und rieth ihr, eiligst zurückzukehren. Maria rettete sich schnell nach Kenning = Hall in Norfolk, und sodann nach Framlingham in Suffolk, um von hier, im schlimmste Falle, nach Flandern überzusetzen. Von Kenning = Hall schrieb sie an den Staatsrath zu London, und machte ihm Vorwürfe, daß man ihr, da ihr Thronfolgerecht hinlänglich bekannt wäre, den Tod ihres Bruders nicht gemeldet hätte, versprach jedoch allen, die sich unterwerfen würden, Verzeihung, und befahl, daß man sie zu London als Königin ausrufen sollte. Zugleich ersuchte sie durch Zirkularschreiben

den Adel um Beistand, und fand um so mehr Anhang, da Northumberland durchgängig verhaßt war. Der Anhang der Maria verstärkte sich mit jedem Tage. Die Einwohner von Norfolk und Suffolk waren zwar eifrige Protestanten, und äußerten wegen ihrer Religion einige Besorgnisse: da aber Maria sie versicherte, daß sie in der festgestellten Religions-Verfassung nichts ändern würde, so nahmen sie ohne weiteres Bedenken ihre Partei. Die Grafen von Bath und Sussex brachten Truppen für sie zusammen, und die Söhne der Lords Wharton und Mordaunt, nebst andern Edeln, folgten dem Beispiele. Freilich ließ nun auch der Staatsrath Truppen anwerben. Aber Sir Eduard Hastings, ein Bruder des Grafen von Huntingdon, ging mit 4000 Mann, die er für Johanna Gray in Buckinghamshire zusammengebracht hatte, zur Prinzessin Maria über. Sogar die Flotte, welche Northumberland, um ihre Flucht nach Flandern zu verhüten, an die Küste von Suffolk gelegt hatte, erklärte sich öffentlich für sie.

Northumberland befand sich jetzt in großer Verlegenheit. Er hatte Truppen aufbringen lassen, die sich bei Neumarket versammeln sollten: und da er den Bürgern zu London und selbst den Staatsräthen nicht trauete, weil die meisten es mehr aus Furcht als aus Neigung mit ihm hielten, so beschloß er, zu London zu bleiben, und das Kommando der Armee dem Herzoge von Suffolk zu übertragen. Aber die Staatsräthe, welche den Herzog von Northumberland zu entfernen suchten, stellten der Johanna Gray die Gefahren vor, denen sich ihr Vater, der

Herzog von Suffolk, aussetzen würde, und brachten es dahin, daß sie, aus zärtlicher Besorgniß, ihn bei sich behielt, und den Herzog von Northumberland sehr dringend bat, den Befehl der Truppen selbst zu übernehmen. Northumberland, der die Kleinmüthigkeit und die geringen Kriegstalente des Herzogs von Suffolk kannte, gab endlich nach, und ging zur Armee, nachdem er von den Staatsräthen die bündigsten Versicherungen erhalten hatte, daß sie die Sache seiner Schwiegertochter treulich vertheidigen wollten. Seine Truppen, die er zu Cambridge vorfand, bestanden aus 8000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferde. Aber kaum war er bis St. Edmondsburi vorgerückt, als sich schon beinahe die Hälfte verlaufen hatte. Er kehrte daher nach Cambridge zurück, und schickte einen Boten nach dem andern an die Staatsräthe nach London, mit dem Verlangen, daß sie ihm schleunigst Verstärkung nachschicken sollten. Diese Gelegenheit benutzten die Staatsräthe, sich von Northumberland's Herrschaft frei zu machen. Unter dem Vorwande, die verlangten Truppen zusammenzubringen, verließen sie den Tower, wo sie sich bisher mit Johanna Gray und ihrem Vater aufgehalten hatten, und begaben sich nach dem Palaste des Grafen von Pembroke, um sich über die Lage der Sache zu berathschlagen. Der Graf Heinrich von Arundel nahm das Wort, und stellte den Räthen die unmäßige Ehr- und Herrschsucht des Herzogs von Northumberland und die gefährlichen Pläne, in die er sie alle verwickelt hätte, sehr lebhaft vor Augen, und schloß mit dem Vorschlage, die Prinzessin Maria, als rechtmäßige und unbezweifelte

Thronerbin, zur Königin auszurufen; denn dieß sey das einzige Mittel, die begangenen Fehler gut zu machen. Der Graf von Pembroke unterstützte diese Rede, schlug auf sein Schwert, und sagte: er sey bereit, es mit jedem aufzunehmen, der andrer Meinung wäre. Die ganze Versammlung trat dem Vorschlage bei. Man schickte sogleich nach dem Major und den Aldermen, und theilte ihnen den gefaßten Entschluß mit. Sodann zogen am 19. Jul. 1553 alle zusammen nach Cheapside, und riefen mit lautem Jubel des Volks die Prinzeßin Maria zur Königin aus. Selbst der Herzog von Suffolk widersetzte sich nicht weiter; er öffnete, auf das Verlangen des Staatsraths, den Tower, und *erklärte* sich für Maria.

Johanna Gray legte die königliche Würde, die sie kaum 10 Tage getragen hatte, sehr willig nieder und kehrte mit wahrer Zufriedenheit in den Privatstand zurück. — „Gräme dich nicht, mein Geliebter! wir haben zwar eine Krone verloren; aber was „weit herrlicher, als eine Krone, prangt, das besitzen wir noch, einen gelaßnen Geist, einen Geist, „der zu stolz ist, sich über einen so eitlen Verlust „fruchtlos zu betrüben. Nichts ist Verlust, was „durch die Tugend zu ewigen Reichthümern und Belohnungen, die uns droben bestimmt sind, erhöhet werden kann; droben, wo man keinen Unterschied zwischen dem kennen wird, welchen hier „Stürme von einem Throne gestoßen, und dem, „welcher, vom Sonnenscheine des Schicksals angelächelt, in aller der Pracht der Großen geschim-

„merk. Ja, auch hienieden kann ich keinen Unter-„schied sehen; ich war vor kurzer Zeit eine Königin, „ich bin es noch stets, so lange ich Guilfords Weib „bin. O ich will dir lieber gehorchen, als meine „Herrschaft über den Erdkreis ausbreiten. Wenn „wir irgend in einer unbekannten Einöde verborgen „ruhen, so wird die erzürnte Maria vielleicht ihre „Wuth vergessen; und da will ich mich dann bis zum „Tode in meinen Pflichten gegen dich üben, und „das, was dir an Hoheit fehlt, mit Liebe ersetzen. — „Doch deine göttliche Seele strahlt schon aus dei-„nem Auge hervor, und ich habe deine große Ge-„sinnung nur schwach ausgedrückt. Darum allein „freue ich mich, die Krone getragen zu haben, weil „ich finde, wie zufrieden wir sie niederlegen. Hel-„den können einen Thron erobern; aber das ist ein „himmlisches Geschlecht, welches ihn mit Anständig-„keit verlassen kann."

Der Staatsrath schickte hierauf dem Herzoge von Northumberland den Befehl zu, den genommenen Maaßregeln beizutreten und die Truppen zu entlassen. Nachdem seine sämmtlichen Truppen die Prinzeßin Maria als Königin ausgerufen, ging er voller Unruhe in sein Zelt, und dachte über die Folgen seiner Handlung nach. Daselbst erwartete er die Nacht, um nach Frankreich überzugehen. Da aber die Soldaten sein Vorhaben vermutheten, kamen sie haufenweise zu seinem Zelte heran, und bemächtigten sich seiner Person, da sie ihn gestiefelt und im Begriff abzureisen fanden. Maria gab dem Grafen von Arundel den Befehl, den Herzog von Northumber-

land in Verhaft zu nehmen. Der ungemeßene Hochmuth dieses Mannes verwandelte sich nun schnell in die niederträchtigste Schmeichelei. Er fiel dem Grafen mehrere Mahle mit thränenden Augen, und mit der Verzweiflung im Gesichte, zu Füßen, umarmte seine Kniee, und bat um Erlaubniß zur Flucht. Er wurde aber dessen ohngeachtet nebst seinen drei Söhnen nach London gebracht, und in den Tower gesetzt. Suffolk, Guilford, Dudlei und auch die bedauernswürdige Johanna Gray folgten ihm, jedoch mit dem Unterschiede, daß sie in wenig Tagen begnadigt wurden, und ihre Freiheit erhielten. Northumberland hingegen wurde bald darauf als Anführer der Empörung enthauptet. Maria war zwar von Natur zur Strenge geneigt; nach einer sehr richtigen Politik aber wollte sie den Anfang ihrer Regierung nicht mit Blute beflecken, sondern vielmehr durch scheinbare Mäßigung und Güte sich des Volkes Liebe und Zutrauen erwerben. Sie blieb aber diesem Grundsatze nicht lange getreu; zudem erfüllte noch ihre Vermählung mit dem spanischen Prinzen Philipp die ganze Nation mit Erbitterung gegen sie. Man besorgte nichts Geringeres, als daß England nächstens unter einer despotischen Herrschaft und unter dem grausamen Drucke der spanischen Inquisition seufzen, daß die bisherige Nationalfreiheit zu Grunde gehen, und England eine Provinz von Spanien werden würde. Man dachte zurück an die tyrannische Herrschaft der Spanier in den Niederlanden, in Mailand, Neapel und Sizilien, und an die Grausamkeiten, die sie in Amerika verübt hatten; und jedermann wurde mit Abscheu vor der unglücklichen Vermäh-

lung erfüllt, die nur die drückendste Knechtschaft der Nation zur Folge haben könne.

Der Unwille des Volks darüber ward bald so laut, daß einige unruhige Köpfe eine Verschwörung veranstalteten, um sich der Vollziehung der verabredeten Heirath mit gewaffneter Hand zu widersetzen. Sir Thomas Wiat wollte das Volk in Kent, und Sir Peter Karew in Devonshire in Aufruhr setzen; und beide bewogen auch den Herzog von Suffolk, Theil daran zu nehmen. Er that es in der Hoffnung, seine Tochter Johanna Gray wieder auf den Thron zu setzen; wiewohl diese von dem Anschlage gar nichts wußte. Allein Karew's Entwürfe wurden vor der Ausführung entdeckt oder verrathen; er kam in Gefahr, und mußte nach Frankreich fliehen. Unter diesen Umständen hatte auch Wiat früher losbrechen müssen, als seine Anstalten beendigt waren; und doch wurde der Hof so unbereitet überfallen, daß er ihm Anfangs nur 500 Mann Bürgermilitz entgegen stellen konnte, die aber auch zu Wiat übergingen, dessen Korps schon gegen 4000 Mann stark war. Dieses und die Gemüthsstimmung der Einwohner von London, die größtentheils Protestanten waren, machte den Hof sehr geneigt, sich mit den Aufrührern zu vergleichen. Aber Wiat's Forderungen waren zu ausschweifend: er verlangte von der Königin, daß sie ihm den Tower einräumen, vier von ihren Räthen als Geißeln abliefern, und sich, zur Sicherung der Nationalfreiheit, sogleich mit einem Engländer vermählen sollte. Wäre Wiat ohne Zeitverlust und überraschend in London eingedrungen, so

würde der Hof wahrscheinlich in die größte Verlegenheit gekommen seyn. Aber er hielt sich zu Southwark zwei volle Tage auf, und versäumte damit den günstigen Augenblick, der sich ihm darbot. Zwar rückte er endlich ohne Widerstand in Westmünster ein, bekam aber den erwarteten Zulauf nicht; seine Leute fingen an, sich zu verlaufen, und Wiat, dem der Graf von Pembroke den Rückweg versperrt hatte, wurde nahe bei Temple-Bar gefangen genommen. Nicht glücklicher war der Herzog von Suffolk: er wurde von dem Grafen von Huntingdon verfolgt, und so in die Enge getrieben, daß er seine wenigen Anhänger verlassen mußte, und sich in einem Privathause zu verbergen suchte. Hier wurde er verrathen, gefangen genommen, nach dem Tower abgeführt und nach einigen Tagen enthauptet.

Die Theilnahme des Herzogs von Suffolk an dieser Empörung beschleunigte den Tod seiner Tochter Johanna Gray und ihres Gemahls Lord Guilford, obgleich sie beide nicht im Geringsten darein verwickelt waren. Sie wurden in Verhaft genommen und in den Tower gesetzt, und die Königin gab ihnen drei Tage Zeit, sich zum Tode zu bereiten.

Um ihre Schmerzen zu vergrößern, wurde hierauf Johanna von ihrem Gemahle getrennt. — „Höre „auf zu weinen, mein Leben! du verwundest deinen „Guilford mit jeder grausamen Thräne. Bestraf„test du nicht meinen Gram? O hemme deinen „eignen, und sey doch gegen dich allein nicht un„barmherzig. Hast du nie gesehen, wie die gedräng-

„ten Wellen aus dem fernen Meere in einem un„zählbaren Gefolge heranrollen, und schäumen, und „brausen, bis sie ihren rauschenden Stolz am Ufer „brechen, und verschwinden? Also werden die Flu„ten des menschlichen Geschlechts von den folgenden „Fluten gejagt, und jagen die vorhergehenden; sie „blähen sich auf, und erheben mit lautem Getöse ihre „trotzigen Häupter, dann fallen sie, und bersten, und „sind nicht mehr. Das Leben ist eine Kleinigkeit, „welche wir bald bezahlen müssen! und wo ist doch „der große Gewinn eines Tages? Warum wolltest du „mein Verhängniß beweinen? Dein Gram beleidigt „mich, da du dein eigenes Schicksal so unerschüttert „erträgst. Und was glaubst du wohl, welcher Pfeil „das meiste Blut getrunken, und mein Herz am „tiefsten durchbohrt habe? Ach, ich kann, von dir „getrennt, nicht leben, und ich eile meinem Tode „mit Freuden zu, um mit dir Ein gemeinschaftliches „Grab zu theilen.“

Den Tag vor ihrem Tode schickte sie ihrer jüngern Schwester eine Bibelabschrift nebst einem Briefe zu, der lauter Frömmigkeit, Ergebung in Gottes Willen, und die Standhaftigkeit einer großen Seele athmet. Hier folgt er.

Liebe Schwester!

„Ich schicke Dir ein Buch, durch dessen äußerliche Gestalt Du dich nicht mußt abschrecken lassen. Das Auswendige ist nicht reich; aber das Inwendige enthält Schätze, die an Werth alle Edelgesteine

des Orients übertreffen. Dieses Buch, meine liebe Schwester, ist das Testament unsers Herrn und Heilandes, der uns, wenn wir dessen gleich unwürdig sind, zu Erben seines Reiches macht. Wenn Du es aufmerksam liesest, und in die Bahn trittst, die Dir darin vorgezeichnet ist, so wird es Dich ins ewige Leben begleiten; es wird Dir unvergleichliche Vorschriften geben, wie Du recht leben sollst; ja, noch mehr, es wird Dich auch lehren, recht zu sterben. Du wirst darin ungleich größere und dauerhaftere Güter finden, als alle die sind, welche Du aus der Erbschaft deiner Eltern und Verwandten hoffen könntest. Tausend Zufälle können Dir die letztern rauben; aber jene Dir zu entreissen, ist keine Macht vermögend."

„Folge du, meine liebe Schwester, dem Könige David in seiner Gottseligkeit nach; sehne Dich, wie er, das Gesetz Gottes zu hören; lebe, um zu sterben, damit Du sterben könnest, um zu leben. Verlaß Dich nicht auf die Blüthe deiner Jugend, noch auf die gesunden Kräfte deines Körpers: denn wenn deine Stunde gekommen ist, dann wird nichts vermögend seyn, dieselbe zu verzögern. Alte Leute können nicht lange mehr leben, und junge können alle Tage sterben; aber Alle sollen bereit seyn, die Welt zu verlassen, sobald Gott sie abruft. Tritt Du die Hoheit der Welt, die Blendwerke des bösen Geistes, und die betrüglichen Freuden des Fleisches mit Füßen; mache Gott zu Deiner einigen Freude; laß deine Sünden dir Betrüb-

niß, aber ohne Verzweiflung, und deinen Glauben Vertrauen erwecken, aber ohne Stolz. Wünsche mit dem heiligen Paulus, daß deine Seele von deinem Leibe geschieden werde, um mit Jesu Christo einig zu seyn; bleibe bei ihm im Leben und im Tode; wache wie der treue Knecht; habe Oel in deiner Lampe, wie die klugen Jungfrauen; sey immer angethan mit dem hochzeitlichen Feierkleide, damit du nicht bei der Ankunft deines himmlischen Bräutigams schlafend und unvorbereitet erfunden werdest; erfreue dich, wie ich thue, in deinem Heilande; tritt in seine Fußstapfen, nimm sein Kreuz auf dich; alle deine Sünden wirf auf ihn, und ergreif sein Verdienst in lebendigem Glauben.

„Im Uebrigen, meine liebe Schwester, betrübe dich nicht über meinen Tod, sondern empfinde darüber vielmehr eben die Freude, die ich empfinde. Ich ziehe das Verwesliche aus, um das Unverwesliche anzuziehen, und werde nun bald ein kurzes und vergängliches Leben gegen ein unsterbliches und ewiges vertauschen. Ich bitte Gott, daß er dir seinen heiligen Geist gebe, damit er dich in seiner Furcht leben, und im Glauben an Jesum Christum sterben lehre. Von diesem laß dich nie, weder aus Hoffnung zum Leben, noch aus Furcht vor dem Tode, abwendig machen. Gott, welcher Herr über unsere Tage ist, könnte dir dieselben leicht verkürzen, wenn du sie zum Nachtheile seiner Ehre zu verlängern gedächtest; ihm gefalle es, uns beide, dich und mich, ins

Leben der Seligen zu führen. Leb wohl, meine Schwester!"

Johanna Gray.

Im Tower den 11. Febr. 1554. am
Tage vor meinem Tode.

Es war nun der bange Abend vor jenem Tage, an welchem die grausame Königin ihren ganzen Grimm wüten ließ. Die Sonne ging in Wolken unter, und schien die betrübte Nothwendigkeit ihrer Rückkehr zu betrauren. Der heulende Wind und die melancholischen Regengüsse klagten, oder schienen zu klagen. Die Kerzen streuten ein mattes, bleiches Licht umher, und kein Stern erhellte die doppelt düstre Nacht.

Am Tage ihrer Hinrichtung verlangte ihr Gemahl, Lord Guilford, sie noch zu sprechen; aber Johanna schlug es ab, weil sie wußte, daß der Abschied zu schmerzhaft seyn würde, und ließ ihm sagen, sie würden einander bald und glücklicher wieder sehen. — Sie hatte Muth genug, aus dem Fenster ihres Gefängnisses der Enthauptung ihres Gemahls zuzusehen. Nun eilte sie, noch kaum vom festlichen Brautschmucke entkleidet, noch schamroth vom segnenden Priester, in der Blüthe ihrer Jugend, der Schlachtbank entgegen. Sie sagte noch zu den Umstehenden: „Ich bekenne meinen Fehler, daß ich Hand an eine Krone gelegt habe, die mir nicht gehörte. Der Ehrgeiz hat aber an meinem Verbrechen keinen

Theil

Theil gehabt, sondern allein die Ehrsucht und der Gehorsam, den ich meinen Eltern einmal zur Unzeit geleistet habe. Indessen bin ich nicht gesonnen, mich zu rechtfertigen. Die Gesetze des Staats erkennen mich des Todes schuldig, und ich komme hierher, den Tod zu leiden.“

Hierauf legte sie mit unerschrockenem Muthe ihr Haupt auf den Block, und empfieng den tödtlichen Streich. Rom selbst vernahm ihr Schicksal nicht ohne Mitleid, und die grausame Maria bedauerte sie zu spät.

Athenais.

Leontius, ein athenischer Sophist, hatte sterbend sein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen seinen beiden Söhnen hinterlassen, der einzigen Tochter, Athenais, hingegen nichts weiter ausgesetzt, als ein Vermächtniß von hundert Goldstücken; weil dieselbe durch die Gunst der Natur sowohl als durch die sorgfältige Erziehung des Vaters so reichlich ausgesteuert sey, daß sie der Empfehlungen des Zufalls nicht bedürfe. Athenais konnte in der That für eine der schönsten und geistreichsten Jungfrauen des derzeitigen Griechenlandes gelten. Sie selbst indessen, mochte sie nun von ihr selber oder von dem Geschmack der Zeitgenossen eine bescheidenere Meinung unterhalten, glaubte durch ihre persönliche Ausstat-

tung für den Abgang der zufälligeren sich keineswegs entschädigt. Mit Recht glaubte sie ein Testament anfechten zu dürfen, worin Anmuth und Einsichten als Titel der Enterbung geltend gemacht wurden, wobei jedoch ihre habsüchtigeren Brüder sich allzuwohl befanden, als daß sie nicht hätten suchen sollen den Buchstaben desselben gegen jede gültige und rechtliche Einrede aufrecht zu erhalten. Athenais, nicht nur des väterlichen Erbes beraubt, sondern auch aus des Vaters Wohnung ausgestoßen, beschloß, die Gerechtigkeit des Hofes anzuflehen, und reiste, von einer ältlichen Anverwandten begleitet, nach Konstantinopel. Sie warf sich zu Pulcheriens Füßen. Sie trug ihr Anliegen ihr mit so vieler Bescheidenheit und zugleich mit so überredender Wärme vor, daß Pulcheria, von der geistigen und leiblichen Anmuth der schönen Fremden gänzlich eingenommen, in ihr die längst gewünschte Person zu erkennen glaubte, welche sie, ohne das eigene Ansehen und das Glück des Bruders zu gefährden, dem jetzt zwanzigjährigen Theodosius zur Gemahlin geben könne. Jede neue Unterhaltung diente nur neue Vorzüge des Geistes und der Person in der interessanten Athenerin zu entfalten. Jede Erkundigung, welche sie über ihr Herkommen, ihren Ruf und Wandel einzog, gereichte zu ihrer Empfehlung. So zögerte dann Pulcheria nicht länger. Mit großer Wärme redete sie zu ihrem Bruder von der Athenais, von ihrer Schönheit, ihrem durch Kenntnisse veredelten Geist, ihrer durch die Bedrängniß geprüften Tugend. Leichtlich war des Jünglings Neugierde erregt. Während Pulcheria die

nichts ahnende Jungfrau in ein Gespräch verwickelte, das vollen Anlaß gab, die reichen Kräfte ihres Geistes zu entfalten, ward selbige durch die Oeffnung eines in den Schatten gerückten Teppichs von Theodosius und seinem vertrauten Paulinus auf das lüsternste beobachtet. Athenais war idealisch schön, von schlankem Wuchs, edlem Anstand, blondem Haare; ihr Auge groß und beseelt, ihre Gesichtsfarbe frisch und blühend. Das noch reine Herz des tugendhaften Theodosius ward schnell und tief gerührt. Paulinus entzückte Lobpreisungen bestärkten ihn in seiner Wahl, und zwischen ihm und Pulcheria ward die Verbindung beschlossen. Leichtlich war Athenais beredet, zu einem solchen Preis das Heidenthum mit dem Christenthum zu vertauschen, dessen feurige und aufrichtige Verehrerin sie von nun an wurde. Nachdem sie die Taufe empfangen, und in derselben den Namen Eudokäa, ward unter dem freudigen Zujauchzen des Hofes, der Stadt, des Reiches, das kaiserliche Beilager vollzogen. Eudokäens Brüder, von der erstaunenswürdigen Erhöhung ihrer Schwester unterrichtet, und der Schwester edlere Gesinnung nach ihrer eigenen gemeinern abmessend, glaubten vor ihrem Zorn sich verbergen zu müssen. Doch auch einem minder edlen Gemüthe würde unter solchen Umständen die Verzeihung wenig gekostet haben. Eudokäa ruhete nicht, bis ihre Brüder wieder aufgefunden waren. Sie berief sie an den Hof, versicherte, daß, von allem Groll entfernt, sie vielmehr als die Werkzeuge sie betrachte, deren sich die Vorsehung zu ihrer Erhebung bedient habe, und be-

wirkte durch ihren Einfluß, daß beide zu den angesehensten Würden befördert wurden.

Auch auf dem Thron blieb Eudokäa den holden Musenkünsten getreu, welche ihr jungfräuliches Leben verschönert, und in den Tagen ihrer Trübsal sie getröstet hatten. Ohne Pulcherien die ungetheilte Leitung der Regierungsgeschäfte im geringsten zu beneiden, widmete sie, von einigen talentvollen Freunden unterstützt, von jenem Paulinus insonderheit und von Kyros, der unter den Dichtern seines Zeitalters glänzte, ihre müssigen Stunden der Fortsetzung ihrer Studien und der Ausarbeitung eigener schriftstellerischer Aufsätze. Mit frommem Fleiße brachte sie die acht ersten Bücher des alten Testaments, ingleichen die Offenbarungen des Daniel und des Zacharias in griechische Verse, besang die Siege ihres Gemahls, wie auch das Leben und die Wunder Jesu in manchem Cento homerischer Zeilen, und schrieb die Legende des heiligen Märtyrers Ziprian. Glücklich, wenn Eudokäa, mit so harm- und neidlosen Beschäftigungen sich für immer begnügend, in ihren spätern Jahren durch ein vielleicht hochfahrenderes Betragen Pulcheriens Eifersucht nicht erregt, und, ohne Zweifel unter deren Mitwirkung, nicht endlich auch das Vertrauen ihres Gemahls verscherzt hätte!

Als Eudokäa zu Ende des ersten Jahrs ihrer Ehe dem Theodosius eine Tochter gebahr, gelobte der erfreute Kaiser, daß, wenn diese Tochter ihm gesparet, und dermaleinst auf eine, ihrer Abkunft

würdige Art, vermählet würde, Eudokäa eine Wallfahrt nach Jerusalem machen und dem heiligen Grabe die Opfer seiner Dankbarkeit darbringen solle. Das gewünschte Ereigniß erfolgte. Honoria ward an den Kaiser des Occidents verheirathet, und Eudokäa schickte sich an, das Gelübde des Gemahls zu vollziehen. Mit größerer Pracht fast, als dem frommen Zweck ihrer Sendung geziemte, durchzog sie den ganzen Orient. Auf einem goldenen, mit Edelsteinen gezierten Throne prangend, pries sie zu Antiochia in einer der zierlichsten Reden den Glanz und die Herrlichkeiten der syrischen Hauptstadt, und schloß mit einer Zeile des Homers, worin sie sich glücklich pries, zugleich mit Antiochiens Bürgern aus dem edeln hellenischen Blute entsprossen zu seyn. Die höchlich geschmeichelten Einwohner jauchzten der beredten Kaiserin lauten Beifall zu, und weihten ihr eine bronzene Säule im Museo, und eine goldene im Senat; was Eudokäa ihrer Seits mit Erweiterung ihrer Mauern und einem beträchtlichen baaren Zuschuße zur Wiederherstellung der verfallnen Thermen des Valens vergalt. Jeden Schritt fast ihrer orientalischen Pilgerschaft verherrlichte Eudokäa durch ähnliche Freigebigkeit. Die heiligen Oerter selbst aber wurden so verschwenderisch von ihr begabt, daß selbst die Freigebigkeit der großen Helena, der Mutter des ersten Konstantin, durch die ihrige verdunkelt wurde. So aufgefordert, glaubte auch Juvenalis, der Bischof von Jerusalem, die Schätze der Kirche eröffnen zu müssen; und Eudokäa war fromm genug, um für einen Aufwand von zwanzigtausend Pfund Gol-

des durch die Ketten des heiligen Petrus, den rechten Arm des heiligen Stephanus, und ein von dem heiligen Lukas gemaltes Bildniß der jungfräulichen Mutter sich überflüssig belohnt zu glauben.

Eudokäens geprängevolle Reise war das Ziel ihrer Herrlichkeit und ihres ganzen Glückes. Sie kam zurück nach Konstantinopel und fand die Gemüther, denen sie durch ihre Entfernung billig hätte theurer werden sollen, um vieles gegen sich erkaltet. Pulcheriens Angesicht war nicht, wie gestern und ehegestern. Auf der sonst immer heitern Stirne ihres Gatten ruhten Wolken. Boshafte Ohrenbläser hatten Eudokäens Abwesenheit benutzt, um Theodosius argwohnloses Herz mit dem schwärzesten Verdacht zu vergiften. Eudokäens höchst wahrscheinlich unschuldiger Umgang mit Paulinus, dem schönsten und geistreichsten Manne des Reichs, ward beiden zu einer ehebrecherischen Vertraulichkeit angerechnet. Eifersüchtigen Auges beobachtete Theodosius hinfort das gegenseitige Benehmen der Gattin und des Freundes; und da diese um so unbefangener mit einander umzugehen fortfuhren, je weniger sie den grausamen Verdacht, womit man an ihrer Tugend sich versündigte, ahnen mochten; so konnte es nicht fehlen, daß Theodosius nicht hätte alles sehen sollen, was er zu sehen war angewiesen worden. Eines Tages unter andern begab es sich, daß Theodosius seiner Gemahlin einen Apfel von ausserordentlicher Schönheit schenkte, und daß diese, da bald darauf Paulinus zu ihr hineintrat und die köstliche Frucht höchlich bewunderte, kein Verbrechen zu begehen glaub-

te, indem sie ein im Grunde unbedeutendes Geschenk des Gatten dem gemeinschaftlichen Freunde wieder verehrte. Paulinus sah sich kaum im Besitz dieses schönen Apfels, als er eilte, ihn seinem kaiserlichen Freunde darzubringen, und Theodosius erkannte ihn augenblicklich. Der lange verhaltne Funke der Eifersucht loderte augenblicklich empor zu einer verzehrenden Flamme. Eudokäa ward gerufen. Der finstre Ernst, womit der Kaiser sie fragte, wo sie den Apfel gelassen, verleitete sie zu einer Lüge. Die Lüge galt dem zürnenden Gemahl für das Eingeständniß ihrer Schuld. Uneingedenk der langen Vertraulichkeit, welche seit der Wiege fast zwischen ihm und Paulinus obgewaltet, befahl er den letztern nach Cäsarea zu schleppen, wo er durch die Hand des Henkers starb. Eudokäa würdigte er von Stund an nicht ferner seines Anblicks. Diese, durch den Tod ihres Freundes, den Haß des Gemahls und den Untergang ihres guten Namens mit dem Hofe und der Welt unaussöhnlich zerfallen, suchte um die Erlaubniß an, nach Jerusalem zurückkehren zu dürfen, und erhielt sie ohne Mühe. Aber auch in jene fromme Abgeschiedenheit verfolgte sie die Rachgier ihrer Feinde und die Eifersucht des Gatten. Nicht sobald war dem Theodosius hinterbracht worden, daß Severus der Presbyter, und Johannes der Diakonus, welche der Kaiserin in ihr Exil gefolgt waren, dieselbe öfter besuchten, und manches Geschenk von ihr erhielten, als er den Comes Saturninus abfertigte, um die beiden Günstlinge hinzurichten; eine zweck- und ursachlose Grausamkeit, welche Eudokäa dergestalt

erbitterte, daß sie, dieß Einemal ihrer selbst vergessend, den Comes auf der Stelle wieder umbringen ließ. Theodosius ahndete eine so eigenmächtige Rache mit dem Einziehen ihres ganzen Hofstaats, so daß Eudokáa jetzt wieder in die Nichtigkeit, obgleich nicht in die Dúrftigkeit ihres vorigen Privatstandes herabsank. Zwanzig Jahre, die sie nach ihrem Falle noch lebte, vollbrachte sie in Eingezogenheit und Andacht.

Thomas More.

Thomas More gehórt unter jene erhabene Klasse von Mánnern, die in ihrer Person die verschiedenen Gattungen von Ruhm vereinigen, welche aus wahren Verdiensten, aus einer unverbrúchlichen Rechtschaffenheit, aus der Liebe zur Tugend, aus der Kultur der Wissenschaften und der rúhmlichen Verwaltung gefúhrter Aemter quellen.

Dieser berúhmte Mann stand durchgángig in gróßter Hochachtung. Fast táglich ließ ihn Heinrich rufen, und unterhielt sich nicht bloß úber Staatsangelegenheiten, sondern vorzúglich auch úber verschiedene Theile der Wissenschaften mit ihm. Nicht selten wandelte der Kónig mit seinem Freunde unter náchtlichem Himmel, wo sie úber den Lauf der Ge-

stirne, den Schöpfer u. dergl. Unterredungen hielten. — Er war ein ungemein großer Liebhaber und Beförderer der Künste und Wissenschaften; dieser Ruf erscholl bis in die fernsten Länder hin. Unter den Ausländern besaß Erasmus sein volles Zutrauen. Dieser scharfsinnige Gottesgelehrte unternahm sogar, nach einem längern freundschaftlichen Briefwechsel, eine Reise nach England, um More persönlich kennen zu lernen.

Ob er gleich lange Zeit in den ansehnlichsten Stellen am Hofe lebte, so hegte er doch in seiner Seele ganz andere Begriffe von der Religion, als gewöhnlich Hofleute zu haben pflegen. Er ging täglich am Morgen und am Abend mit seiner ganzen Familie in eine Kapelle, um da in der Stille sein Gebet zu verrichten.

In einer gewissen Entfernung von seiner Wohnung ließ er, in einsamer Gegend, ein Landhaus bauen, womit er eine Kapelle und eine Bibliothek verband. Hier lebte er, wenn ihm bisweilen seine häufigen Geschäfte einige Tage zur Erholung erlaubten, ganz den Wissenschaften und der Andacht. Den Freitag brachte er mit solchen Uebungen zu, von denen er glaubte, daß sie sein Gemüth in den Wahrheiten der Religion am besten vollkommner machen könnten. — Der sicherste Beweis der Unbestechlichkeit dieses Mannes ist uns dieses, daß er, da er sich den Staatsgeschäften entzog, kaum so

viel Vermögen besaß, daß er die nöthigsten Ausgaben für seine Familie bestreiten konnte.

Bei den Friedensunterhandlungen zu Cambrai legte er einen Beweis seines Eifers und seiner ausnehmenden Talente dar, wodurch er seinem Vaterlande so wichtige Dienste leistete, daß ihm Heinrich der Achte bei seiner Rückkunft die Würde und das Amt eines Kanzlers von England übertrug. Nachdem er dieses Amt zwei und ein halbes Jahr lang mit Weisheit und der genauesten Redlichkeit versehen hatte, bewirkte die Reformation, die damals anfing, sich von Deutschland aus nach England zu verbreiten, den Wechsel seines Schicksals. Zu dieser Zeit versetzte die Liebe Heinrichs zu der Anna Boulei den Hof und das Königreich in jene bekannte große Bewegung und Unruhe, welche die Spaltung in der englischen Kirche nach sich zog. Weil nun More dem Glauben seiner Väter treu blieb, so wurde er seines Kanzleramtes entsetzt.

Der König wandte anfänglich Liebkosungen, nachher Drohungen, und endlich gar die Gefangennehmung an, um ihn dahin zu bringen, daß er den Eid leisten sollte, welchen Heinrich von allen seinen Unterthanen verlangte, kraft dessen er in seinem Königreiche die oberste Gewalt in Kirchensachen verwaltete. More aber blieb seinen angenommenen Grundsätzen getreu. Man nahm ihm hierauf seine Bücher, die noch sein einziger Trost waren. Man schickte seine Freunde zu ihm, die ihn

baten, doch nicht andrer Meinung zu seyn, als der große Staatsrath von England. „Auf meiner Seite,“ antwortete er, „ist die ganze Kirche; diese ist der große Staatsrath der Christen.“

Seine Gemahlin erhielt die Erlaubniß, ihn im Gefängnisse zu besuchen. Sie beschwor ihn mit thränenden Augen, dem Könige doch Gehorsam zu leisten, und sein Leben zum Troste seiner Kinder zu erhalten. Er fiel ihr in die Rede, und fragte sie, „wie lange sie wohl dächte, daß er noch leben könnte?“ —

„Ueber zwanzig Jahre,“ antwortete sie sehr schnell.

„Ach, liebe Frau,“ erwiederte More, „meinst du denn, daß ich die Ewigkeit gegen zwanzig Jahre vertauschen soll?“

Welch religiöser Geist spricht uns nicht aus folgendem Briefe an, den er im Kerker noch an seinen Freund Bonvoisi aus Lucca schrieb:

Mein theurester Freund!

„Da mir mein Herz sagt (vielleicht irrt es sich in seiner Ahnung, inzwischen sagt es mir doch einmal nicht anders), daß ich nicht lange mehr die Freiheit genießen werde, mich mit Ihnen zu unterhalten; so muß ich Ihnen, weil ich es jetzt noch

thun kann, durch dieses Briefchen die Versicherung wiederholen, daß ich in meinem Mißgeschick aus Ihrer standhaften Freundschaft unendlich viel Trost schöpfe. Ob ich gleich außer Stand bin, Ihre freundschaftlichen Gefälligkeiten zu erwiedern; so lassen Sie doch gleichwol nicht ab, mir dergleichen immerfort zu leisten, und sie sogar von Tage zu Tage zu vermehren. Kurz, bei meiner Niedergeschlagenheit erhalte ich im Gefängnisse noch solche Beweise Ihrer zärtlichen Freundschaft, wie sie gewöhnliche Freunde ihren Freunden mitten in ihrem Glücke und in der besten Blüthe ihres Wohlstandes nicht leisten. Alles, was ich thun kann, ist, daß ich Gott bitte, er wolle die Schulden, die ich zu bezahlen nicht vermögend bin, bei Ihnen abtragen, und Ihnen durch seine Güte die Wohlthaten vergelten, mit denen Sie mich so unabläßig überschütten. Ich bitte ihn ferner auch, daß er uns aus den Trübsalen dieser Zeiten erretten, und uns in seine Ruhe versetzen wolle: da werden wir nicht mehr nöthig haben, Briefe an einander zu schreiben, um einander unsere Gedanken zu eröffnen; da werden wir nicht mehr durch Mauern getrennt seyn; da wird auch kein Kerkermeister unsre Unterredungen stören; sondern wir werden mit dem ewigen Vater eines Friedens ohne Ende genießen. Gott gebe, daß die Liebe zu einem so hohen Gute bei Ihnen und bei mir und bei allen Menschen eine Verachtung gegen alle Schätze und alle Ehre dieser Welt errege! Leben Sie wohl, mein theurester Freund, den ich schon seit so langer Zeit meinen Augapfel

genannt habe. Jesus Christus erhalte bei guter Ruhe Ihre Familie, bei der ich, wie ich weiß, fast nicht minder werth geachtet werde, als bei Ihnen selbst!“

Thomas More.

Da More seinen König nicht als Oberhaupt der Kirche in England erkennen wollte, so wurde er verurtheilt den Kopf zu verlieren. Nachdem er sein Todesurtheil aus dem Munde der Richter vernommen hatte, wurde er wieder nach dem Tower zurückgeführt, worin er schon über 15 Monate harrte seiner Freiheit oder seines Todes. Vor ihm her ward das Beil getragen. Als er an den Eingang des Towers kam, sah er seine Tochter Margarete, die er aufs zärtlichste liebte und selbst in der griechischen und lateinischen Sprache unterrichtet hatte; sie kam hierher, um ihm das letzte Lebewohl zu sagen. Der Vater umarmte sie voll Zärtlichkeit und gab ihr seinen Segen. Kaum hatte sie sich entfernt, so zog sie unwiderstehlich ihre Neigung noch einmal hin zum liebenden Vater. Gewiß eine harte Prüfung! Ob er gleich nicht ein Wort sprach, so flossen doch die Thränen stromweise von seinen Wangen, bis ihn seine Tochter wieder verließ. Er schrieb auch noch aus dem Gefängnisse an sie: „er wisse, daß er ihr itzt vielen Kummer verursache; aber er hoffe, daß er in kurzer Zeit Niemanden mehr zur Last seyn werde. Er brenne vor Begierde, seinen Gott zu schauen und morgen zu sterben, welches die Oktave des Fürsten der Apostel und das Fest des heiligen Tho-

mas, ein Tag voll großen Trostes für ihn war. Er brachte hierauf die wenige Zeit, die er noch zu leben übrig hatte, mit Gebet und Andacht zu.

Es war die neunte Stunde des 5ten Julius 1536, als More von dem Tower auf den Richtplatz geführt wurde. Er hielt ein rothes Kreuz in der Hand, und richtete seine Blicke öfters gen Himmel. Welche Ahnungen, großer Mann, mögen da wohl deine Seele durchströmt haben?

Er erschien auf der Blutbühne mit der ruhigen Gleichmüthigkeit eines tugendhaften Mannes, und mit der Freudigkeit eines Märtyrers. Knieend und mit Rührung verrichtete er hier noch zum letztenmal seine Andacht. Darauf ersuchte er das Volk, daß es für ihn beten möchte, und bezeugte öffentlich, daß er im Glauben seiner Väter sterbe, als ein treuer Diener gegen Gott und den König. Er legte sich nun selbst auf dem Blocke zurecht, und empfing den tödtlichen Streich.

Verlagsbücher,

welche

in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung in Augsburg die Presse verlassen haben.

Adam (Jos. A.) deutsches Original-Theater für das J. 1819, 6 Bde mit Kpf. auf Schrbp. 8. à 7 Rthlr. 12 ggr. oder 11 fl.

Castelli (J. F.) die Waise und der Mörder, ein Drama in 3 Aufzüg. mit 1 Kpf. 8. à 16 ggr. oder 1 fl.

Dinglers (Dr. J. G.) Magazin für die Druck- Färbe- und Bleichkunst und den damit verwandten Hülfswissenschaften, 1ster 2ter Band, mit 7 Kupf. gr. 8. à 4 Rthlr. 4 ggr. oder 7 fl. 20 kr.

Eith, Seelengröße in Gemälden, aus der Geschichte dargestellt, 3 Bde. mit Kupf. 8. à Rthlr. oder fl.

Guide du Voyageurs dans l'Europe, comprenant l'Allem. la Suisse, l'Italie, l'Espagne, la Grand-Bretagne, la Russie, la Suede et la Dänemark, avec un registre alphabètique de toutes les grandes routes des places principales de l'Europe avec une explication de leur situations, population, curiosités et hotels enrichi d'une nouvelle Carte de postes de toute l'Europe par Dr. Holzmann, gr. 8. à 2 Rthlr. 6 ggr. oder 3 fl. 30 kr.

Holzmanns (Dr. u. Prof.) Atlas für die Jugend und alle Liebhaber der Geographie, mit 24 illum. Landkärtchen, 4te ganz umgearb. Ausgabe, 8. à 2 Rthlr. 12 ggr. oder 4 fl.

Huber (J. J. v.) Handbuch für Künstler und Freunde der Kunst enthaltend das Leben von 50 der berühmtesten Maler aus allen Schulen mit ihren Bildnissen und einem Verzeichnisse ihrer Werke, in den Kirchen, Pallästen, Gallerien und Kabinetten von Europa. 2 Bände. 8. à 6 Rthlr. 16 ggr. oder 10 fl.

Kayser (G. H. Prof.) Scenen aus der Geschichte der Teutschen, und Betrachtungen über den Entwicklungsgang der Germanen, zur angenehmen Lektüre

für alle Gebildeten Teutschlands, mit 1 Kupf. 8. à 1 Rthlr. 16 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

Kayser (G. H. Prof.) Geschichtstafeln für Gebildete, gr. 8. à 1 Rthlr. 10 ggr. oder 2 fl. 12 kr.

— die Schönheiten der Stadt Augsburg und deren Umgebungen, mit 50 Kupf. 4. à 3 Rthlr. 16 ggr. oder 5 fl. 30 kr.

Leveling (P. T. v.) geschichtliche Darstellung von Johann Becks venerischem Nasen-Geschwür, mit 2 Kupf. gr. 8. à 8 ggr. oder 30 kr.

Niesenböcks (Prof.) erste Grundlage der allgemeinen Geographie nach der Fassungskraft der Anfänger, nebst einer kurzen Beschreibung des Königreichs Baiern, mit 1 Kupf. 6te verbess. Auflage, 8. à 10 ggr. oder 40 kr.

Penthers (J. F.) praxis Geometriae, worinnen nicht nur alle bey dem Feldmessen vorkommende Fälle mit Stäben, dem Astrolabio, der Brussole und der Mensul, in Ausmessung einzelner Linien, Flächen und ganzer Reviere, welche, wenn deren etliche angränzende zusammen genommen, eine Landkarte ausmachen auf ebenem Boden und Gebirgen, wie auch die Abnehmung derer Höhen und Wasserfälle, nebst beigefügten praktischen Handgriffen, mit 39 Kupf. neue Aufl. Fol. à 3 Rthlr. 8 ggr. oder 5 fl.

Rumpf (C. A.) neue Tabellen der Münz- Maaß- und Gewichts-Verhältnisse von 40 Wechselplätzen für Handlungs-Zöglinge, gr. 8. auf Postpapier à 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Schmid (P.) Konrad der Weise, Herzog der Franken, oder der Sieg der Deutschen auf dem Lechfelde, ein histor. Schauspiel in 5 Aufzügen, mit 1 Kupf. 8. à 16 ggr. oder 1 fl.

v. Stransky Geist der neuesten medicinischen und chirurgischen Schriften Teutschlands, eine Quartalschrift, von einer Gesellschaft gelehrter und praktischer Aerzte bearbeitet und mit kritischen Bemerkungen und Zusätzen begleitet, jährlich 4 Bde. gr. 8. à 9 Rthlr. oder fl. 15.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eith, Gabriel / Dalbon, Angelo, / Zimmermann, Clemens <<von>>,

Seelengröße in Gemälden aus der Geschichte

Bd.: 2

Augsburg [u.a.] [ca. 1820]

Biogr.c. 90 m-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070148-2